Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur

1904


EX LIBRIS
ACHILLE BAUMANN





Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

A. Berliner, S. Bernfeld, M. Braun, Carola Buchheim, M. Joel sel. A., Gustav Karpeles, Martin Philippson.

Siebenter Band.

Berlin 1904.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Rosenthal & Co.,
Rungestraße 20.

Inhaltsverzeichnis.



Rückblick auf das Jahr 5663.

Von

Martin Philippson.

Es ist eine Tatsache, daß die meisten Christen — und leider auch viele Juden — sich nicht an den Gedanken gewöhnen wollen, die Juden könnten den steten Beeinträchtigungen und Kränkungen, die sie um ihres Glaubens und um ihrer Abstammung willen zu erdulden haben, auch einmal etwas Anderes als passive und schweigende Unterwürfigkeit entgegensetzen. Man will ihnen großmütig erlauben, den Arm vor das Gesicht zu strecken, um die Ohrfeigen möglichst zu vermeiden, aber ihn zu erheben, um den Schlag zu parieren oder wiederzugeben, hält man für ein schweres Unrecht. Erst vor kurzem hat der bekannte jüdische Rechtsanwalt aus Halle, der sich als Schriftsteller Benedictus Levita nennt, und der vor zwei Jahren durch sein Plaidoyer für Kindertaufen so unliebsam von sich reden machte, die Zurücksetzung der Juden in Preußen eingehend geschildert und sie als eine schwere Verletzung von Verfassung und Gesetz gekennzeichnet. Diese Tatsachen sind aber nur der Ausdruck weit verbreiteter unfreundlicher Gesinnung den Juden gegenüber, die man als Fremde, und zwar als mißliebige Fremde, behandeln möchte. Sie sind aus allen studentischen Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften ausgeschlossen. Die „freien" Vereinigungen, die dagegen begründet wurden, haben bald alle christlichen Mitglieder verschwinden sehen, und sind tatsächlich

ganz, oder doch annähernd ganz, nur noch aus Juden zusammengesetzt. Sogar die Beflissenen des von Natur internationalsten und interkonfessionellsten Berufes, des Handels, haben die jüdischen Kollegen an der Kölner Handelsakademie aus ihren Verbindungen verbannt. Die akademischen und die gesamten österreichischen Turnvereine lassen sie grundsätzlich nicht zu. Und das Gleiche geschieht in immer wachsendem Umfange in allen auch nicht studentischen Gesellschaften und Vereinen der verschiedensten Art. Und da kommt die „Kölnische Zeitnug“ und verurteilt — natürlich unter der Zustimmung gesinnungstüchtiger Israeliten — diejenigen Juden, die eigene Studenten-, Turn- und gesellige Vereine bilden! Wir haben nicht gelesen, daß die „Kölnische Zeitung“ auch christliche Deutsche wegen ihrer Ausschließlichkeit und Vorurteilsfülle bezichtigt hätte. Aber das ist ja im Grunde gleichgiltig: die Hauptsache bleibt, sind diejenigen Juden wirklich anzuklagen, die sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen nur unter einander wohl fühlen und sich in diesem Empfinden zusammen tun?

Man verstehe uns recht. Gewiß, wir erkennen mit Freuden an, was wir der deutschen Kultur verdanken; wir hängen an unserem deutschen Vaterlande und betätigen gern die Liebe und Treue für die Heimat. Aber wir haben doch auch das Bewußtsein unserer Menschenwürde und unserer Menschenrechte, und jede Kränkung derselben schmerzt uns und versetzt uns in gerechten Zorn. Es ist wahr, die deutsche Turnerschaft im besonderen nimmt Juden auf: an dem jüngsten X. deutschen Turnfeste beteiligten sich 800 Israeliten, und vier von ihnen trugen erste Preise im Wettbewerb davon. Aber es ist nicht minder richtig, daß die deutsche Turnerschaft duldet, daß ihre österreichischen und akademischen Mitgliedervereine grundsätzlich die Juden ausschließen und damit ein Grundgesetz ihrer eigenen Gemeinschaft verletzen. Wir tadeln keineswegs diejenigen jüdischen Jünglinge, die noch, so lange es angeht, der großen Vereinigung angehören — aber wir können auch die nicht verurteilen, die meinen, nicht abwarten zu wollen, bis man sie auch dort hinauswirft, und die lieber schon vorher gehen und sich untereinander zusammentun. Macht ein anständiger

Mann es im Privatleben anders? Sobald er sieht, daß gewisse Kreise sich von ihm mehr und mehr abwenden, vermeidet er sie, ehe auch die letzten aus jenen ihm den Rücken kehren, und beschränkt sich auf den Umgang mit solchen, deren freundlicher Gesinnung er versichert ist.

Wir sind fest davon überzeugt, daß die künftige Wiederannäherung der christlichen Mehrheit des deutschen Volkes an die Juden — eine Tatsache, die wir mit den glühendsten Empfindungen unseres Herzens erhoffen und wünschen — sich viel leichter und eher vollziehen wird, wenn die Juden einstweilen sich auf einander beschränken, so jeden Grund zu gesellschaftlichen Reibungen und zu Beschwerden über „jüdische Aufdringlichkeit" aus der Welt schaffen. Wir erkennen und beklagen tief die Schäden, die gegenwärtig der deutschen Judenheit und jedem einzelnen ihrer Angehörigen aus dieser Isolierung von den lebendigen Strömungen des deutschen Volkstums erwachsen — aber wir halten sie für ein geringeres Übel gegenüber den Demütigungen, die sonst dem Juden zu Teil werden, und die seinen Charakter herabsetzen müssen, sowie gegenüber den Zwistigkeiten und der Verbitterung, die aus dem Zusammenleben zweier für den Augenblick leider gegen einander unfreundlicher Brüder sich mit Notwendigkeit ergeben.

Bleiben wir einstweilen für uns, ohne uns doch den großen Aufgaben der Welt und der Nation zu entziehen. Arbeiten wir vor allem an unserer eigenen Kräftigung und Hebung. Eine der hauptsächlichen Vereinigungen Deutschlands, die dieses Ziel sich gesetzt haben, der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", hat im Februar 1903 sein zehnjähriges Stiftungsfest gefeiert, unter allgemeinster freudiger Beteiligung. Mit Recht wurde hervorgehoben, wie dieser Verein das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Juden gehoben und gestärkt habe; und daß man dadurch nur die Achtung der christlichen Mitbürger erworben, zeigte die Rede, die Reichstagsabgeordneter Barth bei dieser Gelegenheit hielt.

Aber auch eine klaffende Lücke im jüdischen Vereinsleben ist während dieses Jahres ausgefüllt worden. Bei allen Veranstaltungen, so zahlreich sie auch sind, fehlte doch eine:

zur Pflege der Wissenschaft des Judentums und besonders zur engen Verknüpfung dieser Wissenschaft mit dem Interesse des gebildeten jüdischen Publikums. Unsere höheren Lehranstalten sind wesentlich zu Erziehungsstätten für das Rabbineramt geworden, eben weil eine rein wissenschaftliche Laufbahn auf dem Gebiete des Judentums dem Jünger keinerlei materiellen Lohn und nicht einmal die Aussicht auf Anerkennung darbot. Die Vereine aber für jüdische Geschichte und Litteratur konnten der Natur der Sache nach lediglich der Vulgarisierung der jüdischen Wissenschaft, der Verbreitung ihrer Ergebnisse unter das Publikum, keineswegs aber ihrer inneren Fortentwicklung dienen. Dieser Mangel wurde auch für die große Zahl der Juden um so empfindlicher und drückender, als die schwerstwiegenden Angriffe auf das Judentum in jüngster Zeit gerade von wissenschaftlicher Seite her erfolgten. Wir sprechen weniger von dem plumpen Ausfall des Professor Delitzsch, der mit seinem Versuche, den Monotheismus und das hohe Sittengesetz Israels von der wirren Vielgötterei und der wollüstigen Grausamkeit der Babylonier abzuleiten, bereits von den christlichen Theologen und seinen eigenen Fachgenossen in der Assyriologie genügend widerlegt worden ist; der Mann hat seine Absicht, Lärm zu schlagen, in vollem Maße erreicht, damit aber seinen wissenschaftlichen Ruf tief geschädigt. Wir wollen vielmehr von den Bemühungen der sogenannten liberalen protestantischen Theologie reden, das Christentum, dessen Dogmen sie selber auf die altjüdischen zurückführen und einschränken müssen, als sittlich dem Judentum weit überlegen hinzustellen. Mit ihren in schöne Form gekleideten und von dem Scheine wissenschaftlicher Gründlichkeit umkleideten Darlegungen haben sie auf ihre eigenen Glaubensgenossen, aber auch auf zahlreiche Juden großen Eindruck hervorgebracht. Wir konnten, trotz einzelner trefflicher Abhandlungen, solchen Schriften nichts Ähnliches entgegensetzen. Es zeigte sich hier von neuem, daß keine Gemeinschaft — und vor allem nicht eine an Zahl geringe Minderheit — zur inneren Kraft und zu äußerer Stärke des belebenden Sonnenlichtes der Wissenschaft entbehren kann. Deshalb begründete im Laufe des Berichtsjahres eine Anzahl jüdischer Gelehrten und Mäcenaten

die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“, behufs Unterstützung junger Gelehrten sowie Herausgabe wissenschaftlicher Werke, besonders solcher, die von allgemeinem Gesichtspunkt ausgehen und in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken imstande sind. Wie notwendig und wünschenswert eine solche Gesellschaft ist, hat sich in dem großen Beifall gezeigt, den sie fand: wenn auch die reichen Juden Deutschlands, mit geringen rühmlichen Ausnahmen, wiederum ihre Gleichgiltigkeit gegen die idealen Bestrebungen unserer Religionsgemeinschaft erwiesen, so haben doch die Gemeinden sofort in überraschender Weise dem Aufrufe Folge geleistet und durch Gewährung beträchtlicher Beiträge das Zustandekommen der Gesellschaft ermöglicht, die schon im kommenden Jahre Früchte ihrer Tätigkeit darbringen wird.

Die Wahlen zum deutschen Reichstage, die im Juni 1903 stattfanden, haben durch das verblüffende Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bewiesen, wie unzufrieden ein sehr großer Teil des deutschen Volkes mit dem herrschenden konservativ-militaristisch-konfessionellen Regierungssystem ist. Die Stimmenzahl der eigentlichen Antisemiten ist dabei von 284 000 auf 244 000, die Zahl ihrer Abgeordneten auf elf gesunken. Auch letztere sind zum großen Teil nur mit Hilfe anderer Parteien zum Siege gelangt. Der politische Antisemitismus hat in Deutschland offenbar keine Aussichten und ist wohl zum Absterben verurteilt; aber, wie wir wissen, mit dem Gefühls-, dem wissenschaftlichen und dem sozialen Antisemitismus steht es noch anders.

Wie die antisemitische Partei in Preußen ihren günstigsten Boden im Regierungsbezirk Kassel — dem früheren Kurhessen — besitzt, so für Süddeutschland in dem Großherzogtum Hessen. Bei den Landtagswahlen dieses Staates, die im vergangenen Herbste stattfanden, wurde zwar in Darmstadt ein jüdischer Abgeordneter, Langenbach, gewählt, aber seine Wahl nachträglich annulliert, während eine starke Schar Nur-Antisemiten und antisemitisch angehauchter Agrarier und Rechts-National-„liberaler“ in der hessischen Volksvertretung sitzen wird.

In dem leitenden Staate, Preußen, ist der jüdischen Religion insofern Rücksicht gezeigt worden, als das Kriegs-

ministerium angeordnet hat, daß die jüdischen Einjährig-Freiwilligen, die am 1. Oktober — dem Versöhnungstage — in das Heer hätten eintreten müssen, dies erst am 2. Oktober tun sollen. Immerhin ein freundliches Zugeständnis, für das wir, die wenig Verwöhnten, dankbar sein wollen.

Um so trauriger ist es, daß in dem früher den Israeliten so gerecht gesinnten Bayern der immer mehr überwiegende Einfluß der ultramontanen Partei ganz ungeheuerliche Benachteiligung des jüdischen Elements zu Wege bringt. Schon vor längerer Zeit wurde den israelischen Elementarlehrern die Anstellung nicht nur an konfessionellen, sondern sogar an Simultanschulen untersagt — schlimmer als in Preußen! Jetzt aber hat die Regierung verlangt und trotz des Widerspruchs der städtischen Behörden auch erzwungen, daß ein Lehrer und eine Lehrerin israelitischen Bekenntnisses, die sie selber einst zu dem Amte ernannt hatte, ohne irgend ein Verschulden, nur ihrer Konfession wegen, aus den Volksschulen zu Nürnberg entfernt wurden. Eine Ungerechtigkeit und Willkür, die in einem zivilisierten Lande wohl kaum ihres Gleichen hat. Wir sehen wieder, was bei der quietistischen Haltung unserer bayerischen Glaubensgenossen, die vor allem nur nicht nach oben Anstoß erregen wollen, herauskommt.

In Österreich zeigte sich die gleiche betrübliche Tatsache, wie in Deutschland: auffallend geringere Zunahme der jüdischen Bevölkerung als aller übrigen Konfessionen, infolge der niedrigen Geburtenzahl. Es beweist dies in Wahrheit ein Nachlassen der Lebenskraft in dem jüdischen Stamme, wenigstens in diesen Staaten, das zu schmerzlichen Erwägungen aller Art Anlaß gibt. Gewiß ist die Abnahme des Kinderreichtums gemeiniglich das Anzeichen höherer Kultur, aber nicht in deren gesunder, sondern in ihrer schädlichen Richtung, ein Beweis von übermäßiger geistiger Entwicklung auf Kosten der körperlichen Kraft und zugleich des übermäßigen Raffinements in Anschauungen und Lebenshaltung.

Unerfreulich ist auch der Umstand, daß im deutschen Teile Österreichs der Gegensatz wider die Juden unvermindert fortdauert. Die Landtagswahlen in Niederösterreich im Herbst 1902 haben lediglich ein weiteres Anwachsen der „Christlich-

Sozialen", das heißt der Antisemiten ergeben. Kein Wunder, daß Lueger und seine Getreuen im Wiener Gemeinderate immer rücksichtsloser und gewalttätiger verfahren. Kein jüdischer Lehrer wird an den städtischen Schulen angestellt, auch nicht an solchen, wo die Mehrheit der Schüler jüdisch ist. Alle jüdischen Beamten werden aus den städtischen Straßenbahnen rücksichtslos ausgemerzt, auf das Pflaster geworfen.

Besser steht es einstweilen noch in Ungarn, obwohl die Einbringung eines tatsächlich gegen die galizischen und rumänischen Juden gerichteten, die Einwanderung kontrollierenden und erschwerenden Gesetzes immerhin einen leichten antisemitischen Beigeschmack enthielt, der auch von der klerikalen „Volkspartei" sofort gebührend hervorgehoben wurde. Aber das gleichzeitige Eintreten einer ähnlichen Legislation in sonst so freiheitlich und gerecht gesinnten Ländern, wie Großbritanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, beweist unwiderleglich, daß die allzu schnelle und massenhafte Überführung von Juden aus Osteuropa, wo sie unter allen Übelständen eines schmählichen und entwürdigenden Druckes leiden und auf niederer Kulturstufe gewaltsam festgehalten werden, nach freien und hochzivilisierten Staaten in der Tat für diese letzteren und sogar für die dort heimische jüdische Bevölkerung schwere Gefahren mit sich bringt — wie es von den dortigen Glaubensgenossen selbst anerkannt wird.

Die Erfahrung hat diese bedauerliche Tatsache auch der Leitung der ehemals Baron Hirsch'schen Jewish Colonization Association klar gemacht. Die russischen, polnischen und galizischen Einwanderer, alles Kleinhandwerker, Krämer oder Hausierer mit entsprechenden vielhundertjährigen Überlieferungen, können nicht mit einem Schlage in tätige und nützliche Ackerbauer verwandelt werden. Die J. C. A. hat deshalb für einige Zeit ihre kolonisatorische Tätigkeit in den Hintergrund gestellt und dafür die Gründung von Ackerbau- und technischen Schulen in den osteuropäischen Ländern, besonders in Rußland, sowie in Palästina betrieben, um so die dortigen Israeliten für Ackerbau und Industrie vorzubilden, damit das heranwachsende Geschlecht für diese Erwerbs-

zweige in den westlichen Ländern nützlich vorbereitet werde. Das Komitee der J. C. A. hatte dabei freilich mit großen Hindernissen zu kämpfen. Einmal verpflichtete sie ein von dem Baron Hirsch mit der russischen Regierung abgeschlossener Vertrag, jährlich 10 bis 15 000 Juden aus Rußland auszuführen; und zweitens sahen ihre eigenen Satzungen die Verwendung der ihr zu Gebote stehenden Gelder lediglich für kolonisatorische Zwecke voraus. Es gelang, die erste dieser Schwierigkeiten dadurch zu überwinden, daß die russischen Machthaber sich mit der Gründung von Lehranstalten, an Stelle der Expatriierung, zufrieden gaben. Das zweite Hemmnis wurde beseitigt, indem die J. C. A. bei dem englischen Parlamente eine bezügliche Abänderung ihrer Satzungen durchsetzte. Im Grundsatze können wir dieses Vorgehen der J. C. A. nur billigen, weil es den Anforderungen der Wirklichkeit entspricht. Allein es scheint uns, als ob die Mehrheit des Komitees geneigt wäre, die Kolonisation nun gänzlich zu vernachlässigen. Das wäre gewiß zu bedauern, da eine Stärkung und Weiterentwickelung der bestehenden Kolonien, soweit sie sich als lebenskräftig erwiesen haben, sowie die Einrichtung neuer Gründungen in angemessenen Gegenden — z. B. einem Teile von Kleinasien — und mit sorgfältig ausgesuchtem und geprüftem Menschenmaterial möglich und zugleich sehr wünschenswert wären. Außerdem könnte die Einrichtung großindustrieller Unternehmungen mit jüdischen Arbeitern weit mehr ins Auge gefaßt werden, als dies bisher geschehen ist. Gerade zu der leicht zu erlernenden und meist keine bedeutende Körperkraft erfordernden Arbeit in den Fabriken eignen sich die östlichen Juden sehr gut.

In das Streben nach Kolonisation mündet erfreulicherweise auch mehr und mehr der Zionismus aus — ja notgedrungen muß er, was ja an sich beklagenswert ist, dabei von dem heiligen Lande im Wesentlichen absehen. Der sechste Zionistenkongreß in Basel, am 23. August und an den folgenden Tagen, hat diese Tatsache deutlich erwiesen. Nach Verzicht auf manche anderen Kolonisationspläne, die sich als unausführbar erwiesen haben, hat er beschlossen, jüdische Niederlassungen in dem Distrikt Uganda

im britischen Ostafrika zu gründen. Dafür sind ihm von einem Teile der englischen Regierungsmänner Zusagen gemacht worden. Freilich stellen sich dem Plane noch viele und große Hindernisse in den Weg. Zunächst ist es sehr fraglich und muß erst durch eine genaue und zuverlässige Untersuchung festgestellt werden, ob Uganda sich wirklich für europäische Landbauer eignet und nicht etwa blos für Plantagenbesitzer, für die die Schwarzen arbeiten müssen. Ferner ist zu erwägen, ob, selbst im günstigsten Falle, eine tropische Gegend der geeignete Ort ist, um die unter so ganz verschiedenen klimatischen, ethnographischen und sozialen Bedingungen aufgewachsenen russischen und polnischen Juden mit Erfolg der für sie ohnehin völlig ungewohnten landwirtschaftlichen Beschäftigung zuzuführen. Der Idealismus der Zionisten würde in dem Augenblicke zum Verbrechen, wo er die Gesundheit und das Leben Tausender von gläubig vertrauenden Juden auf das Spiel setzte, wo er sie nur aus dem Hause der Knechtschaft führte, um sie dem Verderben preiszugeben. Endlich regt sich unter der englisch-afrikanischen wie unter der mutterländischen englischen Bevölkerung ein starker grundsätzlicher Widerstand gegen das Projekt, und es ist sehr fraglich, ob dessen Freunde in der britischen Regierung imstande oder nur Willens sein werden, diese Gegensätze zu bekämpfen und zu überwinden. Jedenfalls aber scheint uns der Zionismus auf dem richtigen Wege, indem er auf Utopien und Unmöglichkeiten entschlossen verzichtet und einen gangbaren Pfad einschlägt. Hier wird er auf die bereitwillige Hilfe auch anderer kolonisatorischer Vereine treffen, wie des „Esdrä“, der „Chobebe Zion“ und ähnlicher, die schon jetzt eine erhöhte und verstärkte Tätigkeit in Aussicht nehmen.

Das Gelingen aller der kolonisatorischen Bestrebungen ist um so dringender, um so inniger zu wünschen, je trauriger, ja wir müssen leider sagen: verzweifelter, sich die Lage der Millionen von Juden im russischen Reiche gestaltet. Es hat sich hier ein furchtbarer Umschwung vollzogen. Früher herrschten gegen sie bei den Machthabern Vorurteile, aber man hoffte doch, sie mit der Zeit zu wünschenswerten Untertanen des Zaren, mit Güte oder mit Härte, erziehen zu können. Selbst die Gewaltsamkeiten und Zwangsmittel sollten

diesem Zwecke dienen. Seit dem Regierungsantritt des vorletzten Zaren Alexander III., seit dem Vorwiegen des unseligen Einflusses Pobjedonoszews ist das anders geworden. Seitdem wird die jüdische Bevölkerung als der Herd aller gegen das Zarentum gerichteten liberalen, sozialistischen und nihilistischen Umtriebe betrachtet, und es wird als Ziel hingestellt, jene mit allen Mitteln zum Verlassen Rußlands zu bewegen. Nicht Hebung, Förderung, Russifizierung der dortigen Judenheit, sondern ihre Vernichtung ist die Aufgabe, die man sich gestellt hat. Das hat Alexander III. in mehrfachen Verfügungen zur Judenangelegenheit ausgesprochen; das haben die Pobjedonoszew und Genossen endlich auch dem an sich wohlmeinenden Nikolaus II. beigebracht; das verkünden der augenblickliche Machthaber, der Minister des Inneren von Plehwe, und seine Geschöpfe ganz laut und offen. Der Finanzminister von Witte, der aus Rücksicht auf die europäische und amerikanische Finanzwelt solchem ungeheuerlichen Wüten gegen fünf bis sechs Millionen friedlicher Menschen Einhalt zu tun bestrebt war, ist gestürzt worden. „Wir werden," sagte Plehwe einer jüdischen Deputation aus Odessa, „eure Lage in Rußland so unerträglich machen, daß die Juden bis auf den letzten Mann Rußland werden verlassen müssen. Die Juden bilden in Südrußland neunzig, im innern Rußland vierzig Prozent der Revolutionäre." Diese Konstatierungen sind gewiß sehr zweifelhaft; aber selbst wenn sie der Wahrheit entsprächen, hat sich der Minister nicht einmal die Frage vorgelegt, ob man nicht dadurch, daß man die Juden bedrückt und beschimpft, sie von den liberalen Laufbahnen, vom Grundbesitz und Ackerbau ausschließt, sie in den engen Ansiedelungsrayon zusammenpfercht, gerade die Tüchtigen und Strebsamen mit Gewalt in die Reihen der Unzufriedenen und der Feinde der bestehenden Ordnung treibt und ob nicht Gerechtigkeit und Duldung den Juden volles Genüge geben und sie, wie in anderen Staaten, zu ruhigen und gemäßigt denkenden Bürgern machen würde? Allein die gegenwärtige russische Regierung kennt nur Gewalt, Unterdrückung, Vernichtung. Der Gouverneur von Mohilew, Klingenberg — ebenfalls, wie Plehwe, ein echt russischer Name!! — hat den jüdischen Notabeln der unglücklichen

Gemeinde Homel zugerufen: „Ihr seid die Schuldigen. Ihr verbreitet unter einer unzivilisierten Bevölkerung Ungehorsam und Kampflust gegen die Regierung; aber die russische Volksmasse will dies nicht und richtet sich gegen euch selbst.“ Alle offiziellen und offiziösen Zeitungen der Regierung stimmen in diesen Ton ein.

Und es bleibt nicht bei Worten. Das Programm, den Juden den Aufenthalt in Rußland unerträglich zu machen, wird mit eiserner Folgerichtigkeit durchgeführt. Aus der Petroleumgegend von Baku, aus Südsibirien und dem Transbaikalgebiet, aus dem Kaukasus, ja aus der China gehörigen und von den Russen nur besetzten Mandschurei werden die Juden ausgewiesen. Ebenso aus Kiew und vielen anderen Orten im Innern Rußlands. Den jüdischen Handwerkern ist die Gründung von Kreditgenossenschaften unmöglich gemacht worden. Die Abschaffung des Meisterbriefes nimmt den jüdischen Handwerkern jede Möglichkeit, sich als solche der Polizei gegenüber in irgend einer Weise zu legitimieren.

Die jüdischen Industriellen dürfen außerhalb des Ansiedlungsrayons keinen Grund und Boden zur Anlegung von Fabriken erwerben. Die Erbauung neuer Synagogen wird verboten, ja das Abhalten von Gottesdienst in privaten Räumen verhindert und gelegentlich mit schweren Strafen belegt. Und endlich greift man zur direkten Gewalt. Die Polizei hetzt die niederen Klassen gegen die Juden auf, das Militär beschützt die Mörder und Plünderer gegen etwaigen Widerstand der Opfer, die Gerichte sprechen die Aufrührer frei. Der Kreis ist geschlossen, der den „Hebräern“ Vernichtung bringen soll. Die furchtbaren Greuel von Kischinew und von Homel sind zu sehr in der Erinnerung aller, als daß wir diese blutigen Trauerspiele, an denen nichts tröstlich war als der opferwillige Eifer, mit dem die glücklicheren Juden des Westens ihren unseligen Brüdern Hilfe gewährten, noch einmal aufrollen müßten. Auch früher hat der Pöbel schon Judenverfolgungen ins Werk gesetzt. Aber das Neue, das Unerhörte ist, daß solche von der Regierung vorbereitet, betrieben, unterstützt und endlich mit giftigem Hohn gegen die Opfer beschlossen wurden. Der „Friedenszar“ — der Unter-

drücker Finnlands und der Armenier — und seine Plehwe und Pobjedonoszew nebst ihren Unterbeamten und Polizeisubjekten können stolz auf die Originalität ihres Auftretens sein. Das russische Heer, das nur durch die rumänischen Verbündeten bei Plewna vor schmählicher Niederlage seitens der Türken gerettet wurde, erntet billigere Lorbeern gegen wehrlose Juden und Jüdinnen!

Nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben offen ihren Abscheu gegen die Schandtaten von Kischenew ausgesprochen, wie sie es schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten getan haben, und wie sie noch im vergangenen Jahre gegen die Mißhandlung der Juden in Rumänien protestierten. Der amtliche Vertreter der großen Republik hat in St. Petersburg die Petition überreicht, in der die Bnei-Brith Nordamerikas, unterstützt von vielen Christen, den Zaren um Aufrechterhaltung von Duldung und Gerechtigkeit angingen. Die Annahme dieser Petition ist von Rußland selbstverständlich verweigert worden. Aber wir dürfen sagen, daß der Eindruck, den sie hervorbrachte, doch stark genug war, um eine noch weitere Ausdehnung der Verfolgungen zu verhindern. — Inzwischen haben die Verhandlungen gegen die Kischinewer Plünderer und Mörder von neuem begonnen; auch das ist durch die Entrüstung der ganzen zivilisierten Welt, und zumal Nord-Amerikas, der russischen Regierung abgetrotzt worden. Diese hat zwar Anordnungen getroffen, um die Wahrheit, daß die Greuel von ihren eigenen Werkzeugen ausgingen, zu unterdrücken; aber dank dem Mute einiger Rechtsanwälte ist diese Wahrheit doch an den Tag gekommen, und aus dem Munde beeideter Zeugen von größter Autorität, ja der in die Enge getriebenen Anstifter unter den Beamten selbst wissen wir jetzt unwiderleglich, daß die russische Regierung und nur diese das zwischen Christen und Juden bis dahin bestehende gute Einvernehmen zerstört und dann die Massen gegen die Israeliten durch Verbreitung lügnerischer Anschuldigungen und erdichteter kaiserlicher Befehle aufgestachelt, Polizei und Soldaten den Mordbuben zur Verfügung gestellt hat.

Selbstverständlich nahm die Auswanderung aus Rußland unter der Einwirkung der erwähnten Vorgänge in beträcht-

licher Weise zu. Aus allen Häfen streben die Verfolgten und Bedrückten das Land der Tyrannei zu verlassen. Auch aus den jüdischen Bauernkolonien in Südrußland, deren Vergrößerung bei wachsender Zahl der Einwohner die Regierung hartnäckig verweigert, treibt der Landmangel viele tüchtige und arbeitsgewohnte Männer nach Argentinien.

In dem anderen Paradiese des Antisemitismus, in Rumänien, ist es einstweilen stiller geworden. Die Rumänier haben richtig ihre neue Anleihe bekommen, selbstverständlich von Banken, in denen das jüdische Element eine hervorragende Rolle spielt. Es ist anzunehmen, daß die Geldgeber an ihre Aktien gewisse Bedingungen geknüpft haben, die die augenblickliche Schonzeit für die rumänischen Israeliten bewirkten: gewiß nicht aus Interesse für die Juden, aber um inzwischen die neue Anleihe unter das Publikum bringen zu können. Ist das geschehen und steht nicht wieder ein neuer Pump in Aussicht, so kann die Hetze von vorn beginnen. Die programmartigen Erklärungen der rumänischen Parteiführer lassen keine wirkliche Wendung zum Guten in der Judenfrage erwarten.

Glücklicher ist die Lage der Juden in dem benachbarten vielgeprüften Serbien. Freilich zählen sie dort nur 8000 Seelen. Sie sind politisch ihren christlichen Volksgenossen gleichgestellt — wie denn ein Jude im Reichstage (der Skuptschina) sitzt — und treten vielfach in die gelehrten Berufe ein.

In Frankreich hat der Antisemitismus seine politische Rolle für lange Zeit ausgespielt. Die Juden genießen dort von neuem alle Rechte. Bei der im Juli 1903 stattgehabten Truppenschau im Longchamps bei Paris kommandierten ein General, zwei Obersten und ein Oberstleutnant jüdischen Glaubens. Wenn man den Auslassungen deutscher Militärschriftsteller hohen Ranges Vertrauen schenkt, ist trotzdem (!) das französische Heer dem deutschen, das nicht einmal einen jüdischen Leutnant duldet, jetzt mindestens ebenbürtig. Und ebenso auf anderen Gebieten. Ein Jude, Salomon Reinach, wurde zum Direktor des großen Museums vaterländischer Altertümer in St. Germain bei Paris ernannt.

In einer wichtigen Angelegenheit steht die Gerechtigkeit

auf dem Punkte, den Sieg davon zu tragen: in der des Hauptmanns Dreyfus, die durch einen Kompromiß beendet schien. Aber der Führer der gemäßigten Sozialisten, Jaurès, einer der edelsten und vorurteilslosesten Männer Frankreichs, der auch die Versöhnung mit Deutschland predigt, hat versucht, die „Affäre" wieder in den Vordergrund zu schieben und die Geschichte der falschen Anklage gegen Dreyfus aufzuklären: nach langem Zögern hat die Regierung beschlossen, seinen Anträgen Folge zu leisten und die Sache noch einmal den Gerichten, und zwar den bürgerlichen Gerichten zu überweisen. Es haben sich so viele Beweise für die schändlichen Fälschungen gefunden, mit denen früher gegen den jüdischen Hauptmann vorgegangen worden, daß dessen endliche Freisprechung und damit der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit, die Entlarvung der klerikalen Lüge unzweifelhaft sind.

Die französischen Juden tun jedoch klug, zeitig der Wiederkehr von Zuständen, wie solche dort vor einigen Jahren geherrscht, vorzubeugen, indem sie ein Schutzkomitee gegen antisemitische Angriffe gegründet haben. Hervorragende Israeliten stehen an seiner Spitze.

Frankreich hat seit lange sein Auge auf das letzte der noch unabhängigen Länder Nordafrikas, auf das Sultanat Marokko, geworfen. Einstweilen ist dieses Land freilich noch durch wilde Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege zerrissen. Die dortigen Juden, ohnehin dem muselmännischen Fanatismus überliefert, fürchteten von der gesetzlosen Zeit das Schlimmste. Allein bisher ist man mit ihnen — einige Brandschatzungen abgerechnet — noch glimpflich umgegangen, und der sich immer deutlicher abzeichnende Sieg des der Kultur günstigen jungen Sultans wird ihnen hoffentlich eine längere und sichere Zeit der Ruhe und des Friedens bringen.

In London ist zum fünften Male ein Jude, der Großhändler Sir Samuel Marcus, zum Lordmayor gewählt worden. Dieser höchste städtische Würdenträger Englands hat in jeder Weise mit berechtigtem Stolze sein Judentum bekannt. Er hat zu seinem Bankette unter den fremden Gesandten einzig den Rumäniens als den Vertreter eines vertragsbrüchigen Staates nicht eingeladen; er ist auch nicht der Einladung zu den Jubiläumsfeierlichkeiten nach Peters-

burg gefolgt. Wo hätte ein jüdischer Bürgermeister in Posemuckel — wenn es in Deutschland einen solchen gäbe — einen derartigen Mut und eine so rühmliche Manneswürde gezeigt? Deshalb sind aber auch die Juden in Deutschland weit weniger geachtet als in England.

Allerdings, dieser erfreuliche Zustand wird durch die riesenhafte Einwanderung ungebildeter, ärmlicher und durch ihr Äußeres vielfach abstoßender osteuropäischer Juden ernstlich bedroht. In London selbst ist die jüdische Bevölkerung auf 105 000 Seelen gestiegen, von denen 70 000 der armen Klasse angehören, 10 000 ganz von Wohltaten leben. Viele dieser Juden nehmen als Handwerker und Arbeiter mit sehr bescheidenem Lohn fürlieb und verderben dadurch ihren christlichen Genossen die Preise. Das hat zu vielfachen und lauten Klagen geführt, in den Schiefergruben von Südwales sogar zu einem offenen Angriffe der christlichen Arbeiter auf die jüdischen. Die Furcht, von diesen ostjüdischen „Armen" überschwemmt zu werden, hat das britische Parlament veranlaßt, eine besondere Kommission zur Vorbereitung eines Gesetzentwurfes behufs Regelung der Fremden-Einwanderung zu ernennen.

Diese Kommission ist nun endlich im August 1903 mit ihrem Entwurfe fertig geworden. Dieser enthält Bestimmungen, die die Fremden zwei Jahre lang polizeilicher Überwachung, Ausschließung aus bestimmten Stadtteilen und willkürlicher Ausweisung unterwerfen — drakonische Anordnungen, die lebhaften Widerspruch hervorgerufen haben und kaum zum Gesetze erhoben werden dürften. Allein eine Erschwerung der Einwanderung in Großbritannien und Irland ist sicher zu erwarten.

Sie findet bereits in dem britischen Südafrika statt, wo z. B. russischen Juden jede Aussicht genommen werden sollte, in das Innere, zumal in Transvaal zugelassen zu werden. Ein im Jahre 1903 gegebenes Gesetz will die einheimischen Arbeiter vor dem übermächtigen Wettbewerb der mit bescheidenem Lohn zufriedenen jüdischen Einwanderer beschützen. Trotzdem gelang es den jüdischen Bewohnern von Südafrika, allerdings um den Preis großer Anstrengungen und beträchtlicher Geldopfer an die jüdischen Einwanderer, eine tatsächliche Milderung der schlimmsten Bestimmungen des neuen Gesetzes

herbeizuführen, so daß mit einigen pekuniären Mitteln und einer gewissen Bildung ausgerüstete „Fremde" immer noch Eingang in die Kapkolonien erlangen können. Aber ein irgendwie zahlreicher Zufluß russischer und polnischer Elemente dorthin ist ausgeschlossen.

Viel milder ist das neue Einwanderungsgesetz der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die bei dieser Gelegenheit wieder einen wahrhaft freiheitlichen und duldsamen Geist gezeigt haben. Nur völlig hilflose Personen, die weder Geld noch Arbeitsfähigkeit noch Verwandte und Freunde in den Vereinigten Staaten besitzen, sind an der Landung zu verhindern — Bestimmungen, die man wahrlich den Gesetzgebern nicht verargen kann. Dieselbe Billigkeit und Toleranz erweist sich in der Tatsache, daß diejenigen Juden New-Yorks, die die Sabbatfeier beobachten, von der Heilighaltung des Sonntags befreit sind und an diesem Tage ihre Geschäfte öffnen dürfen.

Es ist das ganz gewiß die einzig richtige Art, den Ruhetag von Staats wegen aufrecht zu erhalten. Sie hat leider keine Aussicht, in einem europäischen Staate zur Geltung zu kommen. Was verschlägt es da, daß man die gesetzestreuen Juden in ihren Geschäften schädigt, ihnen die Landwirtschaft tatsächlich unmöglich macht? Die Parteien von links und von rechts haben keinerlei Sympathie und Gerechtigkeit für diese achtenswerte Klasse der Bevölkerung; man sagt ihr: brich dein Gesetz oder gehe zu Grunde. Anders in Nordamerika.

Nicht vom Osten, sondern vom Westen her scheint uns das Licht zu kommen. Dort, wo der Geist der Freiheit und Gleichberechtigung zur unbedingten und sebstverständlichen Herrschaft gelangt ist, kann und wird das Judentum, dessen Lebenshauch Freiheit und gleichberechtigtes Menschentum ist, sich schön und groß entfalten. Wenn längst die finsteren Machthaber an der Newa nur als traurige Erinnerung weiterleben werden, wird unsere Religion und wird unser Stamm auf dem Boden der neuen Welt eine glückliche Heimat gefunden haben, so von neuem die unerschöpfliche Lebenskraft des Judentums bewährend.

Litterarische Jahresrevue.

Von
Gustav Karpeles,

Nur wer Aug' und Ohr absichtlich den Erscheinungen der Gegenwart verschließt, kann es in Abrede stellen, daß ein großer Umschwung in unserm geistigen Leben eingetreten ist. Der Begriff einer Wissenschaft des Judentums und einer jüdischen Litteratur, der weiten Kreisen bis dahin so ziemlich fremd war, ist jetzt geradezu populär geworden. Das Verdienst, diesen Umschwung hervorgerufen zu haben, dürfen die Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur für sich allein in Anspruch nehmen.

Aber auch die Rückwirkung auf die Wissenschaft selbst ist nicht ausgeblieben. Die Befürchtung, die gelehrte Männer wiederholt ausgesprochen haben, daß die Halbwisserei überhand nehmen würde und daß eine Wechselwirkung zwischen der Anerkennung unserer Wissenschaft und der Förderung derselben nicht stattfinden werde, ist grundlos geblieben. Denn der sicherste Gegenbeweis ist die freudige Teilnahme, die die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" fast überall in Deutschland sowohl als in Österreich gefunden hat. Mit der Begründung dieser Gesellschaft beginnt ein neuer Morgen für die Wissenschaft des Judentums. Alle Übelstände, die bisher der Arbeit an dieser Wissenschaft, der Förderung und Verbreitung derselben hinderlich entgegentraten, können durch diese Gesellschaft gehoben werden. Unser Gelehrten werden nicht mehr in Sorge sein, wie sie ihre

Bücher in die Öffentlichkeit bringen können. Sie werden es nicht mehr nötig haben, umsonst zu arbeiten und womöglich noch die Druckkosten zu bezahlen, um dann später mit ihren Werken, der Frucht jahrelanger mühevoller Arbeit, hausieren zu gehen; mit einem Wort, die Schnorrerlitteratur wird aufhören. Daneben aber werden große Pläne und Unternehmungen, die bisher nur in der Luft schwebten und die doch so notwendig wie nur möglich sind, reale Gestalt annehmen und in würdiger Weise verwirklicht werden können. Der Zweifel, ob wir unter uns noch Männer haben, die geeignet sind, unsere Wissenschaft zu fördern und fortzuentwickeln, wird sehr bald der freudigen Erkenntnis weichen, daß Israel auch heute noch nicht verwaist sei. Gebt unseren Gelehrten nur Luft und Sonne und ihr werdet sehen, wie sich unsere Wissenschaft entwickeln wird! Allein schon diese Aussicht muß alle, denen die Zukunft des Judentums am Herzen liegt, dazu bewegen, ihre Teilnahme dem neuen Unternehmen in vollem Maße zuzuwenden. Die Großgemeinden Deutschlands und Österreichs haben dies bereits getan. Es fehlen nur noch die Mäcene. Nun hoffentlich werden sich auch diese finden, je mehr die Erkenntnis in alle Kreise dringt, daß die Wissenschaft allein im Stande ist, uns die Achtung der Völker zu erringen, nach der wir uns sehnen und die wir unter allen Umständen uns erobern müssen.

Gerade die wissenschaftlichen Ereignisse der letzten Jahre sollten die Großen in Israel darüber belehren, wie thöricht es sei, kühl und achtlos an der Wissenschaft des Judentums vorüber zu gehen, um wie viel höher aber das Ansehen der Juden in der Kulturwelt steigen möchte, wenn der Wissenschaft des Judentums große materielle Mittel zur Verfügung gestellt würden, um alle Angriffe auf das Judentum wirksam zu widerlegen, und sich an allen Forschungen auf dem Gebiete der biblischen Wissenschaften zu beteiligen.

Soweit dies die Angriffe betrifft, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus zwei Männer wie Adolf Harnack und Friedrich Delitzsch gegen die Religion des Judentums gerichtet haben, ist die Verteidigung von Seiten unserer Wissenschaft auch jetzt schon ohne jede Förderung durch irgend welche Mäcene bereits in ebenso kräftiger wie würdiger Weise

geführt worden. Die Schrift von J. Barth gegen Delitzsch ist selbst von christlicher Seite als eine der besten Erwiderungen unbedingt anerkannt worden, aber außerdem haben noch teils in streng wissenschaftlichen, teils in populären Arbeiten J. Oppert, D. H. Müller, N. Porges, B. Jacob, D. Leimdörfer, W. Münz, L. A. Rosenthal, M. A. Klausner, Leop. Goldschmied, S. Meyer u. v. a. sich an diesem Kampfe beteiligt. Die zum Teil ausgezeichneten Gegenschriften von Budde, Hommel, Gunkel, Oettli, Jensen, König, Jeremias, Bezold, Zimmern wirkten nicht weniger aufklärend und luftreinigend.

Von besonderer Bedeutung ist die große Arbeit D. H. Müllers über die Gesetzgebung von Hammurabi und Moses, die in strengwissenschaftlicher Untersuchung zu dem Endergebnis gelangt, daß die mosaische Gesetzgebung aus den Gesetzen des Hammurabi nicht geschöpft haben könne, sondern daß beide aus einem gemeinsamen Urgesetz geschöpft haben müssen, das in seiner Fassung, Gruppierung und Reihenfolge dem mosaischen Gesetz näher stand als dem Hammurabis.

Im allgemeinen möchte ich die Schrift von K. Budde: Was soll die Gemeinde aus dem Streit um Bibel und Babel lernen? sowie den Vortrag von C. Bezold: Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das alte Testament allen Lesern zur Orientierung auf das Angelegentlichste empfehlen: namentlich in der zweiten Schrift wird die Frage, welche Bedeutung die neuen Funde für die Bibelexegese haben, in so lichtvoller und klarer Weise beantwortet, daß jeder auch ohne alle Voraussetzungen der Beantwortung folgen kann. Hammurabi ist nicht Amraphel, Sinear ist nicht Schamer. Die Zeit des Abraham wird durch die Keilinschriften noch nicht aufgehellt, der altisraelitische Gottesname läßt sich in denselben absolut nicht strikt nachweisen. Der Versuch, Israel den Alleinbesitz des Monotheismus streitig zu machen, ist durchaus mißglückt; die Bemühungen, den Weltschöpfungsbericht, die Erzählungen vom Paradiese, von der Sündflut und anderes auf babylonische Quellen zurückzuführen, haben sich in Nichts aufgelöst; ebenso wenig ist es bis jetzt gelungen, die alttestamentliche Sabbatfeier aus dem Babylonischen zu erklären, oder

die Gesetze Hammurabis in der mosaischen Gesetzgebung herauszufinden, so daß Bezold mit Recht sagt, die alttestamentliche Exegese kann vor den allerneuesten derartigen Kundgebungen nicht nachdrücklich gewarnt werden. „Möchte ihnen doch jetzt wieder ein Alfred von Gutschmid Einhalt gebieten; möchte unsere aufgeblühte neue Wissenschaft von solchen unerwiesenen Theorien und Hypothesen, insofern sie der breitesten Öffentlichkeit angeboten werden, in Zukunft verschont bleiben!" Alfred von Gutschmid hat nämlich schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert in seinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte des alten Testaments" ein berechtigtes Wort bitteren Spottes auf diese, wie er sagte, „wilde verwegene Jagd" zu erwidern gewußt. Das hat natürlich nicht gehindert, daß, nachdem einige alte Steine und Inschriften gefunden wurden, das Treiben von neuem begonnen hat.

Ein seltsamer Zufall weht mir eben ein altes Litteraturblatt aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu, in dem zwei damals neue Bücher: die „Genesis" von Bohlen und ein anderes über die altisraelitischen Gottesnamen von M. J. Landauer mit großer Begeisterung als gewaltige Errungenschaften der Wissenschaft angezeigt werden, die den Zusammenhang der ältesten biblischen Geschichte mit den Weisheitslehren der Inder „unzweifelhaft darlegen". Abraham wird zum Inder gemacht, die ersten Stücke der Genesis, die Erzählungen von den ersten Menschen und dem Paradiese enthalten so viele indische Züge, daß dieselben garnicht auf einem anderen Boden entsprossen sein können. Der Name Noah bedeutet im Sanscrit Schiffer, der Meru der Inder, auf dem die Urkraft Gottes verborgen liege, sei natürlich der Moria der Hebräer: die Geschichte Hiobs finde sich in dem altindischen Puranas wieder und so fort, mit und ohne Grazie bis ins Unendliche. Heute lacht man über diese Entdeckungen, heute kommt alle Weisheit aus Babylon. Aber die Frage ist berechtigt: woher wird sie im nächsten Jahre kommen?

Der Wert der Keilschriftenfunde kann natürlich durch diesen Einwand nicht geschmälert werden. Er ist so groß, daß es wahrlich der wilden, verwegenen Hypothesenjagd der Herren Delitzsch, Winckler u. a. nicht bedurft hätte. Und in der Sphäre der Bibelkritik ist die Erkenntnis bereits zum

Durchbruch gelangt, daß man neue Wege wird einschlagen müssen anstatt der bisherigen Irrpfade. Diese Erkenntnis durchzittert die ganze bibelkritische Litteratur des Jahres, der man die erklärliche Unsicherheit und Zaghaftigkeit deutlich anmerkt.

Ein hervorragendes neues Werk ist auf diesem Gebiete nicht erschienen. Die beiden großen Handkommentare von Marti und Nowack sind nun wohl abgeschlossen. Einzelne Arbeiten aus beiden Serien sind sogar in zweiter Auflage erschienen. Zu nennen sind außerdem Green, W. H.: Die Einheit der Genesis, Budde: Die Bücher Samuel und die Schätzung des Königstums im alten Testament, Burney: Über den hebräischen Text der Königsbücher, Erbt: Jeremias und seine Zeit und die Sicherstellung des Monotheismus durch die Gesetzgebung im vorexilischen Juda, Duhm: Jeremias (Schade, daß dieser verdienstvolle Gelehrte seinen scharf ausgeprägten Antisemitismus auch in streng wissenschaftlichen Arbeiten nicht verleugnen kann), Ley: Hiob, Kittel: Die Bücher der Chronik. Über die Religionsgeschichte haben Traub und Volk übersichtliche Darstellungen gegeben. Über das Verhältnis Ägyptens zur Bibel berichtet Völter in einem ansprechenden Buche. Von der deutschen Übersetzung des Buches über die Religion Babylons, das Morris Jastrow englisch geschrieben, sind wieder zwei Lieferungen erschienen; die babylonischen Bußpsalmen und das alte Testament erörterte H. Bahr, den ersten Teil einer kritischen Bibel gab T. K. Cheyne heraus, die aethiopische Bibelübersetzung untersuchte A. Heider, und über die Ausgrabungen in den biblischen Ländern während des 19. Jahrhunderts ist ein sehr wertvolles Buch von H. V. Hilprecht erschienen. Ein Textbuch von einhundertfünfzig nordsemitischen Inschriften hat uns G. A. Cooke gegeben. Über die Ausgrabungen in Palästina während der Jahre 1898—1900 unterrichten uns F. J. Bliß und R. A. Steward Macalister. Das keilinschriftliche Textbuch zum alten Testament von H. Winkler ist in zweiter Auflage erschienen. Derselbe Autor fährt in seiner Hypothesenjagd fort. Seine altorientalischen Forschungen, seine Schriften: Abraham als Babylonier, Josef als Ägypter, ferner: Himmels- und Weltenbild der Babylonier wimmeln

förmlich von den abenteuerlichsten Hypothesen. Noch zu erwähnen ist das Buch von J. Wimmer: Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt von Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart, und zum Abschluß das ausgezeichnete Bibelwörterbuch von H. Guthe.

Die jüdischen Arbeiten auf diesem Gebiete sind diesmal erfreulicherweise etwas zahlreicher als sonst. Ich nenne vor allem einen neuen und großen Bibelkommentar von B. M. Epstein in Wilna, namentlich den ersten Teil des Psalmenkommentars von H. P. Chajes, der auf streng bibelkritischer Grundlage beruht, was man von dem Psalmen-Kommentar des Jacob Heilpern, ebenso wie von der sonst vortrefflichen Bearbeitung der Klagelieder durch M. Hirsch nicht sagen kann. Eine russische Übersetzung des Pentateuch und des Buches Josua mit hebräischem und russischem Kommentar hat der wackere alte J. Steinberg in Wilna herausgegeben. Den ersten Teil einer hebräischen Bibel-Concordanz hat L. Rabbinowitz ediert. Vielleicht ist auch hier noch das verdienstliche Buch von Gustav Oppert: Tarschisch und Ophir anzuführen, in dem zwei alte Probleme der biblischen Geographie eingehend besprochen werden. Er bekennt sich zu der heute herrschenden Ansicht, daß Tarschisch oder Tartessus im heutigen Andalusien liegt und daß ein ursprüngliches Tarschisch in Afrika nicht existiert hat. Besonders wertvoll sind seine Untersuchungen über Ophir, indem er nachweist, daß die eigentlichen Fahrten der Goldsucher auf Ostafrika sich erstreckten. Es gab also für die Flotten Salomos und Hirams zwei verschiedene Reiseziele: Indien oder Ostafrika. Indien war nicht Ophir und das salomonische Ophir nicht Indien, sondern Afrika, auf das unsere zionistischen Goldsucher jetzt wieder ihr Augenmerk lenken.

Den Übergang von der biblischen zu der weitumfassenden und verschiedenartig gestalteten hellenistischen Litteratur vermitteln die Apokryphen. Die Vernachlässigung, die dieser Litteratur früher zuteil geworden, wird jetzt durch erhöhtem Eifer wett gemacht. Auch in unseren Kreisen beginnt man der hellenistischen Litteratur mehr Aufmerksamkeit und Teilnahme zuzuwenden, als dies früher geschehen ist. Allerdings schießt dieser Eifer auch schon oft über das Ziel hinaus und

es erscheint uns unbegreiflich, wie man im Ernst die hellenistische Litteratur als Unterrichtsgegenstand in den jüdischen Schulen vorschlagen kann, wenn man diesen nicht etwa auf Einzelnes von Philo und Josephus beschränken will. Das Unternehmen, die ganze jüdisch-hellenistische Litteratur in guten Ausgaben zu verbreiten, ist bis jetzt noch nicht in das Stadium der Verwirklichung getreten. Es ist das sehr bedauerlich, da es überaus wünschenswert wäre, wenn gerade jüdische Gelehrte, die mit philologischem Wissen wohl ausgerüstet sind, sich dieser Arbeit annehmen wollten. Die Mittel für das Unternehmen sind, wie es heißt, bereits aufgebracht; es fehlt also wohl nur an den geeigneten Kräften.

Der Streit um den hebräischen Sirach hat nun so ziemlich aufgehört. Es ist auch nur eine einzige und zwar vortreffliche Ausgabe der Fragmente von H. Strack zu erwähnen. Zur Erklärung der Psalmen Salomonis hat F. Perles wichtige Beiträge geliefert. Das Buch der Jubiläen hat R. H. Charles herausgegeben, die Peschita zum Buch der Weisheit J. Holtzmann, das Verhältnis von Griechen und Semiten auf dem Isthmus von Korinth hat E. Maas von neuem einer gründlichen Untersuchung unterworfen, Beiträge zur Beurteilung der Septuaginta sind von G. Jahn erschienen; die vorzügliche Arbeit über diese von Swete liegt bereits in zweiter Auflage vor; die französische Übersetzung des Josephus ist nunmehr bis zum 7. Bande gediehen, der die Schrift gegen Apion enthält.

Das meiste Interesse erregen nach wie vor das Zeitalter der Entstehung des Christentums und die Verhältnisse des Judentums in jenem Zeitalter. Das wichtigste Buch über diese Periode vor Allem ist die Apologetik von M. Friedländer, ein Werk großer Gelehrsamkeit und scharfsinniger Combinationsgabe, das man willkommen heißen muß, auch wenn man nicht allen Resultaten seiner Forschung zustimmen kann. Auch die Studien von J. Halevy über die Evangelien werden ebensoviel Interesse wie Widerspruch hervorrufen. Die Schriften von E. H. Schmitt über die Gnosis, die von T. Simon über den Logos, von Bugge über die Haupt-Parabeln Jesus, von P. Dubois über das jüdische Gesetz

in der paulinischen Lehre, von Böckenhoff über das apostolische Speisegesetz in den ersten fünf Jahrhunderten, von G. Hölscher über Palästina in der persischen und hellenistischen Zeit, von G. Füllkrug über Jesus und die Pharisäer schildern alle diese Zeit und ihre merkwürdigen Verhältnisse. Von ganz besonderem Interesse ist für uns der Streit zwischen jüdischer und christlicher Gelehrsamkeit in dieser Periode. Das Buch von W. Bousset über die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter haben wir bereits im Vorjahre erwähnt. Eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Widerlegung desselben hat F. Perles geliefert in seiner Schrift: Bousset's Religion des Judentums kritisch untersucht. Die Methode des Forschers, wie seine Resultate werden in ebenso gründlicher wie schlagender Weise widerlegt. Die Antwort Bousset's in seiner Schrift: Volksfrömmigkeit und Schriftgelehrtentum ist recht schwach; in den wichtigsten Punkten muß er Perles zugestehen, daß er recht habe. Seine Construction von einem tiefergehenden Gegensatz zwischen Volksfrömmigkeit und Schriftgelehrtentum ist eine mehr als künstliche; nicht weniger schlagend ist die Antwort, die M. Güdemann von anderen Gesichtspunkten aus dem Buche von Bousset zuteil werden ließ. Aber freilich, was nützen alle Repliken von unserer Seite, wenn man von der andern immer mit vorgefaßten Meinungen und mit einer bestimmten Tendenz an die Behandlung der wichtigsten Fragen der Religionsgeschichte herantritt? Wer sich davon überzeugen will, braucht blos die Schriften von Bousset über die jüdische Apokalyptik und das an sich sehr wertvolle Werk von P. Volz: Jüdische Eschatalogie von Daniel bis Akiba, aufmerksam zu studieren. Noch schlagender wird das Verhältnis durch eine neue Schrift von Hermann Gunkel: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des neuen Testaments, beleuchtet. Dieser geistvolle Autor stellt die These auf, daß die neutestamentliche Religion bei ihrer Entstehung und Ausbildung in wichtigen, ja, in einigen wesentlichen Punkten unter dem entscheidenden Einfluß fremder Religionen gestanden habe, und daß dieser Einfluß zu den Männern des neuen Testaments durch das Judentum hindurch gekommen sei. Dieses Problem sei in den neutestamentlichen Forschungen

bisher nicht beachtet worden. Wir besitzen ja auch für die in Betracht kommenden Religionen außer für das Judentum keine gleichzeitigen authentischen Quellen. Die Tendenz der Sache ist ganz klar; es handelt sich um den Nachweis, bestimmte Punkte im neuen Testament, welche jüdischer Herkunft seien, noch höher hinaufzurücken. Man muß gestehen, daß der Nachweis Gunkel's an einigen Beispielen, wie z. B. an der Lehre von der Auferstehung u. a. sehr geschickt ist. Aber trotz alledem können wir uns nicht zu der Überzeugung entschließen, daß das Judentum jener Zeit geradezu eine synkretistische Religion genannt werden dürfe, wobei freilich selbst Gunkel sich bereit findet zuzugestehen, „daß die hohen religiösen und sittlichen Gedanken, die sich bei den israelitischen Propheten mit dieser Eschatologie verbinden und durch die diese erst ihren eigentlichen Wert erhält, nicht mit zu dem übernommenen Material gehören, sondern spezifisch israelitischer Herkunft sind." Damit könnten wir uns ja zufrieden geben, wenn wir nicht wüßten, wohin derartige Untersuchungen zielen. Das Merkwürdigste ist dabei die Tatsache, daß die Ursprungsreligion jener Vorstellungen bis heute noch nicht gefunden ist. Gleichwohl ist für den ganzen Forscherkreis von Bousset bis Gunkel das Judentum nur „die Retorte", in welcher die verschiedenen Elemente gesammelt wurden. Eine sehr scharfe und treffende Antwort hat übrigens J. Baumann auf die mehr als leichtfertige Beurteilung der Pharisäer durch Harnack in seiner, seltsamerweise bisher unbeachtet gebliebenen, schon im Jahre 1901 erschienen Schrift: Neuchristentum und reale Religion, gegeben.

So lang die christlichen Forscher sich nicht dazu entschließen oder nicht dazu gelangen, die jüdischen Quellen jener Zeit, vor allem das Gebiet des Talmud und Midrasch selbst zu studieren und objektiv zu prüfen, so lang werden sie auch zu positiven Resultaten nicht kommen. Von jüdischer Seite geschieht ja jetzt genug, um ihnen dieses Studium zu erleichtern. Aber freilich, dem Vorurteil wird die wahre Erkenntnis dieses eigenartigen Gebietes nie zuteil werden. In einem Vortrag des Pastors P. Fiebig: Talmud und Theologie, wird den jungen christlichen Theologen das Studium des Talmud warm ans Herz gelegt, freilich von

anderen Voraussetzungen aus; aber immerhin, das Ziel bleibt im wissenschaftlichen Sinne immer das gleiche. Schon ein aufmerksames Studium des Meisterwerkes von Wilh. Bacher über die Agada der Tanaiten, das in zweiter Auflage erschienen ist, könnte eine ganze Fülle von Irrtümern berichtigen. Auch die Schrift von L. A. Rosenthal über Aufbau und Quellenscheidung in der Mischna ist in dieser Beziehung sehr wertvoll; das Buch von M. Braunschweiger über die Lehrer des Mischna, das in neuer Auflage herausgegeben, wendet sich vor allem an Schule und Haus, denen das Leben und Wirken jener Mischna-Lehrer anschaulich geschildert wird. Auch in hebräischer Sprache liegt der erste Band eines biographischen Werkes über die Männer des Talmud von S. Albek vor. Die vortreffliche Einleitung Mielziners in den Talmud ist auch in zweiter revidierter Ausgabe erschienen, die Übersetzung der Mischna von E. Baneth ist bis zum Traktat Pesachim, die des babylonischen Talmud von L. Goldschmidt bis zum Traktat Schebuoth, die des französischen jerusalemischen Talmud von M. Schwab bis zum dritten Bande gediehen. Eine gute Übersetzung des Tosefta-Traktats Berachot hat H. Laible geliefert, die halachisch-kritischen Noten zu beiden Talmuden von J. Dünner, die seiner Zeit so großes Aufsehen gemacht haben, werden fortgesetzt. Auf dem Gebiete des Midrasch ist als eine sehr bedeutsame Erscheinung die erste Lieferung der wissenschaftlichen Ausgabe des Midrasch rabba von J. Theodor zu nennen.

Damit sind wir schon in die gaonäische Periode gelangt, und hier sind es natürlich wieder vor allem die Schätze der ägyptischen Genizah, mit denen ein neuer Abschnitt in der Litteratur des Mittelalters beginnt, die unsere Aufmerksamkeit vor allem wieder in Anspruch nehmen. S. Schechter, dem wir das alles verdanken, hat aber nicht nur die Schätze gehoben, sondern er ist auch fortwährend bemüht, die wichtigsten Funde durch den Druck allgemein zugänglich zu machen. In diesem Jahre hat er eine sehr interessante Sammlung von Genizah-Fragmenten unter dem Titel: Saadjana herausgegeben; es sind Reste von verloren gegangenen Schriften Saadia's, von denen uns wiederum am meisten eine

Art Reiſebericht intereſſiert; auch andere ſchriftliche Denkmäler der letzten Gaonim werden mitgeteilt; eine ſehr dankenswerte Beigabe ſind die Facſimilia einzelner dieſer Fragmente.

Bei Saadia denkt man gleich an die Karäer. Der Begründer dieſer Sekte, Anan, ſchwebte lange in einem myſtiſchen Dunkel, das jetzt der unermüdliche A. Harkavy in ſeinen Forſchungen zur Biographie Anans und über die älteſten Geſetzbücher der Karäer einigermaßen gelichtet hat. Den Kommentar des Karäers Jephet ben Ali zum Buche Ruth hat N. Schorſtein, einen aſtronomiſchen Traktat von Samuel ben Moſes, Arzt in Kairo, F. Kaufmann zum erſten Male herausgegeben. Der arabiſche Miſchnakommentar Maimuni's iſt auch in dieſem Jahre noch die unerſchöpfliche Quelle mehrerer Diſſertationen von Fried, Levy, Hamburger, Galliner, Nurock u. a. gebieben. Der Neumondsberechnung Maimuni's hat E. Baneth ſehr gründliche Studien gewidmet. Seinen alten Liebling Raſchi hat A. Berliner, deſſen 70. Geburtstag eine ganze Gelehrtengemeinde zu einer ſehr wertvollen Feſtſchrift vereinigte, noch einmal von einer neuen Seite vorgeführt, indem er die Materialien für die Geſchichte des Kommentars ſammelte und herausgab. Von anderen Editionen älterer Werke erwähne ich in bunter Reihe M. Ginsburger's Ausgabe des Pſeudo-Jonathan nach der Handſchrift des Britiſh-Muſeums, die kabbaliſtiſche Schrift: Schlüſſel Salamonis von H. Gollancz, den Kommentar zu Hoſeah von Eliezer aus Beaugency, den S. Poznansky herausgegeben, das Orchot Chajim von Aron aus Lünel, das M. Schleſinger, und das Sefer ha-Ittim von Jehuda ben Barſilai, das J. Schorr, und zehn kleine Schriften von Joſef ibn Kaſpi, die J. Laſt ediert hat, ferner das Manuſkript einer Peſach-Hagada, das M. Schwab als einen ſehr wertvollen Beitrag zur jüdiſchen Ikonographie in der Zeit der Renaiſſance veröffentlicht. Ein Verſuch, die Kabbala populär und modern zu machen, den E. Biſchoff unternommen, darf nicht übergangen werden; er hat ungefähr denſelben Wert, wie die Schrift von D. Caſtelli über dieſe ſchwierige Disziplin.

Verſchiedene Gebiete der Litteraturgeſchichte werden erhellt durch die Schriften von H. Pick: Aſſyriſches und

Talmudisches, von J. Wiernikowski über die rabbinische Auffassung des Buches Hiob in den ersten nachchristlichen fünf Jahrhunderten, von J. Halevy, über verschiedene Pseudepigraphen, die sich bei den Fallaschas erhalten haben, von W. Rosenau über Hebraismen in der Bibelübersetzung, von J. Elbogen über die Geschichte des Achtzehngebets u. a. m. Ein pseudonymes Lexikon hebräischer Autoren, das den Lesern der neuhebräischen Litteratur gute Dienste leisten wird, hat M. Zablatzki zusammengestellt. Den Versuch, eine Litteraturgeschichte der neuhebräischen Dichtungen zu schreiben, hat N. Sloutzsch in französischer Sprache mit Geist und Geschick unternommen. Und nun bleibt mir nur noch das wichtigste Werk der gesamten Forschung dieses Jahres zu erwähnen übrig. Es ist wieder von unserem mit schier unvergänglicher Jugendfrische arbeitenden Moritz Steinschneider, der nun am Abend seines, mit wissenschaftlichen Erfolgen reich gesegneten Lebens, die Früchte einer weitverzweigten, ja fast unübersehbaren Tätigkeit in großen Werken einsammelt. Sein letztes Buch: Die arabische Litteratur der Juden, gruppiert das ungeheure Material, das er sechzig Jahre lang hauptsächlich aus handschriftlichen Quellen gesammelt hat, in wunderbar systematischer Weise. Voran geht eine geradezu klassische Einleitung, welche wichtige Ausblicke nach verschiedenen Seiten hin eröffnet und kulturhistorische Fragen erörtert, die nicht nur für die Kenner des Arabischen von hohem Interesse sind. Was Steinschneider beabsichtigt, hat er in der Einleitung genau gesagt: eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Schriften in arabischer Sprache, deren Verfasser als Jude geboren war, mit vollständiger Angabe der etwaigen Drucke oder Manuskripte des ganzen Werkes oder eines Fragments, einer Übersetzung in irgend einer Sprache. Zweihundertundfünfzig Autoren werden uns so chronologisch, biographisch der Reihe nach aufgeführt; jedem Artikel sind unter besonderer Rubrik sämtliche Quellen beigegeben. Es ist das ohne Zweifel die erste umfassende Bibliographie des ganzen Litteraturkreises. Mit Bewunderung erfüllt uns der Greis, der mit jugendlichem Feuer schafft und arbeitet. Moritz Steinschneider stellt sich durch dieses Werk in die Reihe der Männer, die

wie Mommsen, Ranke u. a. uns zeigen, daß die Wissenschaft kein Alter kennt.

Und kaum ist diese Arbeit vollendet, so hören wir von einer neuen, der der greise Gelehrte sich mit vollem Eifer hingibt. Er will uns nun die Geschichtslitteratur der Juden vorführen und dadurch eine Beitrag von höchster Wichtigkeit zur durchaus vernachlässigten Quellenkunde der jüdischen Geschichte liefern. Ja, wenn nur die Quellenkunde vernachlässigt wäre und nicht die Geschichte selbst! Leider haben wir aber gerade darüber Klage zu führen. Unsere historische Litteratur ist arg vernachlässigt. Wir erhalten jedes Jahr so und so viele Spezialbeiträge, aber die allgemeine Geschichte und die pragmatische Auffassung tritt immer mehr und mehr in den Hintergrund. Das ist mehr als bedauerlich; nicht als ob ich diese Spezialstudien für wenig verdienstvoll hielte, aber sie reichen doch nicht aus, um das Interesse für unsere Geschichte in weite Kreise zu tragen. Eine einzige Schrift, die dieses Interesse wecken und fördern könnte, die von G. Liebe über das Judentum in der deutschen Vergangenheit, ist leider parteiisch gehalten und ohne Kenntnis der jüdischen Quellen. Ein deutscher Historiker sollte es einmal wagen, eine römische Geschichte ohne Kenntnis der lateinischen Sprache zu schreiben. Eine historische Schrift über die Entstehung des Judentums von S. Lublinski steht auf durchaus radikalem Standpunkt und versucht, die Marx'sche Geschichtsauffassung auch auf dieses Gebiet zu übertragen. Die geschichts-philosophische Darstellung von S. Dubnow ist ins Englische übersetzt worden und hat auch in Amerika viele Leser gefunden. Zu den Regesten des zu früh verstorbenen Aronius ist nunmehr die lang erwartetete Schlußlieferung mit Register erfolgt, die das Buch erst für die wissenschaftliche Benutzung brauchbar macht. Von Einzeldarstellungen erwähne ich kurz die treffliche Arbeit von Salfeld: Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde in Mainz, ferner die gut geschriebene Geschichte der Juden in Potsdam von R. Kälter, die Geschichte der Juden in Pinne von L. Lewin, die Arbeit über die Grabsteine des jüdischen Friedhofs in Altona von Duckes, die Notizen über die Juden in Einbeck von Feise, die Geschichte der Juden in Bromberg von

J. Herzberg, die fleißige Arbeit über die Juden in Steiermark von Emanuel Baumgarten, die wertvollen Untersuchungen von J. Stein über die Juden der schwäbischen Reichsstädte im Zeitalter König Siegmund's, den Vortrag von J. Schuster über den Talmud und die Reformation, die lesenswerte Arbeit von A. Eckstein über die bayrischen Parlamentarier jüdischen Glaubens, und die Studien von Frankel-Grün zur Zeitgeschichte. Mit besonderem Fleiß wird jetzt die Geschichte der Juden in Polen betrieben. An der Spitze steht auch hier der unermüdliche Salomon Buber, der ein umfangreiches Werk zur Gelehrtengeschichte der Stadt Zolkiew im Berichtsjahr geliefert. Dieser Arbeit schließen sich an die von M. Gumplowicz über den Anfang der jüdischen Geschichte in Polen, die von S. Spinner über den Stand der Kultur bei den Juden in Polen im 16. Jahrhundert, von M. Schorr über die Geschichte der Juden in Przemysl, von J. M. Darewski über die Geschichte der Juden in Kiew, von S. Schick über den Stammbaum einiger angesehener und alter Familien Polens, von Harkavy über den Stammbaum der gleichnamigen Familie u. a. Zur Geschichte der Juden in Italien ist zu n.nnen die Schrift von A. Ciscato; über die Juden in Ungarn hat B. Mandl durch seine Darstellung des jüdischen Schulwesens unter Kaiser Josef einen wertvollen Beitrag geliefert. Die Geschichte der Juden in Amerika wird durch die American Jewish Historical Society eifrig gefördert, von deren Publikationen in diesem Jahre der zehnte Band erschienen ist. Für die zahlreichen Einwanderer aus dem Osten ist bereits eine Geschichte der Juden in Amerika in hebräischer Sprache erschienen.

Die Biographik, einer der wichtigsten Teile der Geschichte, hat in diesem Jahre auch keine besonderen Leistungen zu verzeichnen. Die beste Arbeit ist die Biographie des Maimonides von Israel Abrahams und D. Yellin, welche, wie es scheint, den Anfang einer Reihe von Biographien hervorragender Männer des Judentums bilden soll, die die Jewish Publication Society herauszugeben beabsichtigt. Von seinen Biographien jüdischer Schriftsteller und Rabbinen der Neuzeit hat B. Eisenstadt den vierten Band erscheinen lassen, außer-

dem noch einen Band über Rabbiner und Schriftsteller in Amerika: die berühmten jüdischen Staatsmänner und Mäcene hat M. H. Friedländer in einem populären Buche geschildert; die geistvolle Darstellung, die Matthias Acher von einem Denker und Vorkämpfer der jüdischen Renaissance, von Achad ha-Am gegeben hat, darf hier nicht übergangen werden.

An die Geschichte und Litteraturgeschichte schließt sich am passendsten der Bericht über den fünften Band der Jewish Encyklopädia an. Auch dieser Band enthält wieder eine Fülle von historischen, litterarischen und biographischen Artikeln, die sehr wichtig sind, wie die über die Geschichte der Juden in Amerika von Braun, über Ägypten von Dr. Max Müller und Gottheil, über England von Jacobs, über Frankreich von Israel Levy, über Erziehung von Güdemann, über Eschatologie und Essäer von Kohler, über Ethik von Emil G. Hirsch, über Gnosticismus von Ludwig Blau u. a.

Mit diesen beiden Aufsätzen sind wir nunmehr in das Gebiet der Religionsphilosophie und Ethik eingetreten, auf dem nicht viele, aber einzelne sehr wertvolle Arbeiten zu registrieren sind. Ich nenne vor allem die Schrift von M. Steckelmacher über das Prinzip der Ethik vom philosophischen und theologischen Standpunkte aus, eine interessante und anregende Schrift, die alle ethischen Systeme hervorragender Denker erörtert und zu wichtigen Ergebnissen vom Standpunkt des Judentums aus gelangt. Mit dem Lehrinhalt des Judentums beschäftigen sich die beiden Schriften von Claude Montefiore über den „Liberal Judaism“ und von Morris Joseph: „Judaism as Life and Creed“; in hebräischer Sprache hat S. Halpern in dreizehn Vorträgen die Dogmen des Judentums erörtert. Auch die Schrift von A. Tänzer: Judentum und Entwickelungslehre gehört in dieses Gebiet, obgleich sie sich hauptsächlich mit den Resultaten der Forschungen Delitzsch's beschäftigt. Mehr geschichtlich ist die Arbeit von J. Kramer über das Problem des Wunders bei den jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters.

In inniger Verbindung mit dem eben Besprochenen steht das Gebiet der Predigten, dem wir uns nun zuwenden. Ich erwähne vor allen die drei ausgezeichneten Festreden von B. Ziemlich in Nürnberg, Der Kampf um die Bibel und

ihren göttlichen Begriff), die geradezu als Muster dienen können, wie man wissenschaftliche Zeitfragen von der Kanzel herab zu behandeln hat, ferner die trefflichen Predigten von J. Rosenberg, J. Hirschberg, J. Cohn, J. Unger und J. Niemirower.

Von der Kanzel geht es in natürlicher Folge auf das Katheder. Die Schulbücher-Litteratur hat in diesem Jahre eine erfreuliche Vermehrung aufzuweisen. Die Schulbibel von S. Bernfeld ist ein Buch, das sicher ebenso viele Freunde sich erwerben wird, wie die neue Ausgabe der Schulbibel von J. Auerbach und das poetische Schulgebetbuch von J. Goldschmidt. Seine biblische Geschichte und Religionslehre hat S. Müller bis zu Ende des jüdischen Staats fortgeführt, eine deutsche Übersetzung zum Gebetbuch im Schulgebrauch hat H. Einstädter in zweiter Auflage erscheinen lassen. Aus dem Nachlasse eines tüchtigen Schulmannes, S. Apolant, sind ausgewählte Gebete und Psalmen zum Schulgebrauch herausgegeben; die hebräische Sprachlehre von Japhet kommt nun bereits in achter Auflage von H. Schwab heraus, eine illustrierte hebräische Lesefibel nach demselben Prinzip hat J. Rosenthal verfaßt. Von den jüdischen Sagen und Legenden, die Bernhard Kuttner unserer Jugend erzählt, ist das zweite Bändchen erschienen; biblische Lesestücke zu den Propheten hat M. David gegeben: die Festschrift zur Jubelfeier der Unterrichtsanstalt der israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M. mit verschiedenen wertvollen Beiträgen schließt sich hier passend an. Und die Pädagogischen Briefe, die aus dem Nachlasse des unvergeßlichen Moritz Lazarus herausgegeben wurden, dürfen hier, obwohl sie nicht speziell das jüdische Schulwesen betreffen, doch keineswegs übergangen werden.

Über das Gebiet der Belletristik wäre auch in diesem Jahre recht viel zu sagen, aber es wären doch immer wieder dieselben Klagen, deren Wiederholung den Leser ermüden könnte. Ich verzichte also darauf und erwähne als besonders interessant die besten Gaben des Jahres. In erster Reihe stehen die Erzählungen von Ulrich Frank, die unsere Leser kennen und die nun in zwei stattlichen Bänden gesammelt erschienen sind. Sie reihen sich würdig den besten poetischen

Werken an, die das jüdische Leben in halbvergangener Zeit schildern und eignen sich vorzüglich zu einem Geschenkwerk. Gerade nach dieser Richtung herrscht ja bei uns große Ratlosigkeit und es ist beinahe unglaublich, was bei solchem Anlasse noch immer für Buchgeschenke gemacht werden. An dichterischen Werken, welche in jüdischen Kreisen spielen, fehlt es auch in diesem Jahre nicht. Ernst von Wildenbruch, Marie von Bunsen, Ernst Heilborn u. a. haben in Romanen und Novellen Sitten und Sinnesart moderner Juden geschildert. Ich erwähne noch folgende Erzählungen: Der Freiwillige des Ghetto von M. Friedländer, Ein Blatt aus der Chronik unserer Stadt von N. Pruschanski, Ballast von Heinrich Keller, Der neue Gott von Lonore Frey, Unlösbare Fesseln von Gotthard Deutsch, Neue Humoresken von Leo Löwenthal; für die reifere Jugend eignet sich vorzüglich das Sammelwerk: Saronsrosen von Robert Hirschfeld. Es besteht aus Erzählungen und Gedichten, die geschickt zusammengestellt sind und sicher auf die Jugend einen tiefen Eindruck ausüben werden. Die dramatischen Festspiele von S. Katz, Feierklänge und Hannah und ihre Söhne werden ebenfalls ihren Eindruck nicht verfehlen. Auch die Geschichte von J. Herzberg, Hillel, der Babylonier ist für diesen Zweck geeignet. Besonders reich ist der poetische Ertrag dieses Jahres. Ein Sammelwerk: Junge Harfen vereinigt die jungjüdischen Poeten in stattlicher Zahl. Außerdem sind erschienen Gedichte von Julius Löwenberg, Heinrich Grünau, Julius Goldberg und Siegmund Werner, ferner zwei Dramen: Ghetto von Hermann Heijermanns, das auch schon aufgeführt wurde, und Exil von Heinrich Grünau.

Die Poesie unserer großen Poeten aus der spanisch-klassischen Periode vermitteln uns in guten deutschen Übersetzungen die bereits längst beliebten und nun in neuer Auflage vorliegenden Werke von S. Heller, Die ersten hebräischen Melodien und Sulzbach, Dichterklänge aus Spaniens Vorzeit.

Zweite Auflagen sind überhaupt etwas Neues in unserer Literatur. Und ebenso Kunstwerke in prächtiger Ausstattung, wie die vier Hefte [von Publikationen der Gesellschaft für

jüdische Kunst in Frankfurt a. M., die H. Frauberger herausgegeben, und die Arbeit von M. Berson über die alten Holzsynagogen in Polen.

Auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Politik steht ein vortreffliches und geistreiches Buch von M. A. Klausner: Zu Lehr und Wehr, das jeder mit Nutzen lesen wird. Sonst sind nur Streitschriften für uns gegen den Zionismus und ethnographische oder hygienische Schriften von Judt, Nossig, Sandler, Stratz, Engländer, Sternberg u. a. zu erwähnen. Besonders genannt sollen nur die beiden Werke von Ervera und Dawitt über die russischen Juden werden, sowie die Schriften von Halpern über die jüdischen Arbeiter in London und von den Damen Pappenheim und Rabbinowitsch über die Lage der Juden in Galizien, weil diese die wichtigste aller Fragen sachlich erörtern.

Eine ganze Anzahl von minder wichtigen Fächern muß ich diesmal übergehen, einerseits weil nichts von Bedeutung in diesen geschaffen wurde, anderseits weil unser litterarischer Rückblick ja nur ein Wegweiser in die Gebiete sein soll, die gebildeten Lesern zugänglich, und von denen man annehmen darf, daß ihnen ein Blick in diese von Interesse und Nutzen sein könnte.

Denn das ist und bleibt nun einmal für uns die Hauptsache, Kern und Stern unserer Geistesarbeit: den weitesten Kreisen unserer Glaubensgemeinde das Interesse für die Wissenschaft des Judentums zu erschließen, Wissenschaft und Leben in jene Harmonie zu bringen, die allein Werke und Taten zeugt. „Ein solch Gewimmel möcht' ich sehen!"

Der Mosaismus und das Heidentum.

Von

M. Joël s. A.

Vorbemerkung des Herausgebers:

Ein Zeichen der Erinnerung auf das Grab eines unvergeßlichen Weisen will ich niederlegen und eine Pflicht der Pietät erfüllen durch die Veröffentlichung der letzten Gedanken, welche Manuel Joël über das Judentum gedacht hat. Zu den Leiden, welche Joël in den Tagen seiner dem Tode vorausgegangenen Krankheit gelitten, gehörte auch der Schmerz, den er darüber empfunden, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein würde, einen III. Bd. der „Blicke in die Religionsgeschichte", mit welchem er damals beschäftigt war, bis zur Vollendung fördern zu können. Den Entwurf zu diesem Testamente seines Geistes, wie er sich in seinen hinterlassenen Manuskripten vorgefunden, eine Arbeit, welche, wie aus dem Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau vom Januar 1890 sich ergibt, aus einer daselbst im Sommersemester 1889 über „Mosaismus und Heidentum" gehaltenen Vorlesung hervorgegangen, lege ich den Lesern des „Jahrbuchs" in der sichern Erwartung vor, daß dieselbe nicht blos mit Rücksicht auf die Person ihres Verfassers, sondern auch mit Rücksicht auf die bemerkenswerte Tatsache, daß in einer vor 15 Jahren entstandenen Abhandlung ene der aktuellsten Fragen der Gegenwart, die Frage nach ier Originalität des Judentums, zur wissenschaftlichen Erörterung gelangte, mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Die Gewissenhaftigkeit gebietet noch hinzuzufügen, daß die Manuskripte sich in einem Zustand befanden, welcher eine redaktionelle Tätigkeit des Herausgebers bis zu einem

gewissen Grade nicht blos entschuldbar, sondern unbedingt erforderlich machte.*) Manche Absätze der Abhandlung lagen in mehrfacher Rezension vor, von welchen die in den Context am besten sich einfügende ausgewählt werden mußte, an manchen Stellen zeigte sich eine den Zusammenhang unterbrechende Lücke, welche durch anderswohin versprengte Nachträge ausgefüllt werden mußte. Selbstverständlich aber ist dabei mit möglichster Treue und Behutsamkeit verfahren worden nach dem Grundsatz: nichts dazu und nichts davon! Dr. A. Eckstein.

I. Einleitung.

Man kann mich vielleicht schon bei der Überschrift festhalten, und die Frage tun: Was weißt Du vom „Mosaismus“? Kennst du nicht die Resultate der neuern Bibelkritik, nach welcher erst die späteren Propheten Hosea, Amos, Micha, Jesaias die Schöpfer des reinen Monotheismus sind und das, was Moses geleistet haben soll, in durchaus ungeschichtlichem Nebel sich verliert? Ich werfe diese Frage selbst auf, weil ich, im Begriffe, die spezifische Differenz des Mosaismus vom Heidentum zu zeichnen, meine Skizzierung unabhängig machen will von dem Meinungsstreite über die Entstehungszeit der biblischen Bücher. Ich könnte demnach die ganze Frage von mir weisen, indem ich sage: Ich verstehe unter Mosaismus die durch Propheten entstandene Religion Israels. Aber ich möchte es nicht, ohne zu zeigen, welche unlösbaren Rätsel die Kritik sich selbst aufgiebt, wenn sie meint, das auserwählte Werkzeug Gottes, den Moses, eliminieren zu können. Es hat lange gedauert, so etwa meint man, ehe es in Israel zu einem reinen Monotheismus gekommen ist. Der ist anzutreffen in den Propheten, welche die Reformation des Josias angebahnt, nicht aber früher. Auch die Verehrung des einzigen Gottes, die offenbar ja schon früher in Israel herrschend war, kann man in vorjesaianischen Zeiten nur eine monolatrische nennen, nicht aber eine monotheistische. Wir können uns die Unterscheidung zwischen Monolatrie und monotheistischer Weise, die Religion

*) Die Quellenangaben sind größtenteils von der Hand des Herausgebers.

zu handhaben, schon darum gefallen lassen, weil sie selbst biblisch ist. Die Schrift verbietet ja nicht blos den Götzendienst, sondern warnt auch (Deutoronom. 12, 30) recht dringend davor, den wahren Gott monolatrisch zu verehren. „Sage nicht: Wie dienen diese Völker ihren Göttern, so will ich es auch tun. Nicht also sollst Du tun dem Ewigen Deinem Gotte.“ Auch wird kein Kundiger leugnen, daß es lange gedauert hat, ehe Israel sich von Monolatrie freigemacht, und daß es vorzugsweise das Verdienst der genannten großen Propheten war, wenn sich das Volk zur höheren Auffassung der Religion erhebt. Aber wie will man sich das Verhalten der genannten Propheten und das Verhalten des Josias vorstellig machen, wenn sie an kein mustergültiges Altertum anzuknüpfen hatten? Giebt es einen Unbefangenen, der aus diesen Propheten herauslieſt, daß sie sich dessen bewußt waren, ein Neues, früher nicht Dagewesenes zu lehren, oder muß man sagen, das Feuer ihres Wortes erhält am meisten Nahrung dadurch, daß sie die Überzeugung hatten, den Mißverstand und die Fälschung der überkommenen Religion durch ihre Reden abzustellen?

Die herrliche Vision, die Jesaias (2, Anfang) und Micha (4, Anfang) gleichlautend hat, von der Zeit, wo die Völker nach dem Zionsberg zum Haus des Gottes Jacobs strömen werden, um dort den wahren Heilsweg kennen zu lernen, wird von Jesaias blos an die Spitze gestellt, um daran die Worte knüpfen zu können: „Haus Jacobs, so laßt uns wandeln im Lichte Gottes. Denn Du hast Dein Volkstümliches verlassen und sie sind voll von morgenländischem Wesen, von Zauberern gleich den Philistern, und mit Kindern aus der Fremde treiben sie ihr Spiel.“

Durchaus als fremden Eindringling sehen die Propheten den Götzendienst, wie auch die dem Götzendienst entnommene Weise der Verehrung des einen Gottes an. Nirgends tadeln sie die religiösen Zustände ihrer Zeit wie Solche, die von Gott den Auftrag haben, etwas ganz Neues zu setzen, sondern wie Solche, die sich bewußt sind, daß sie die Abirrungen von den Wegen der gottgegebenen Religion zu strafen und nicht fürder zu dulden beauftragt sind. Es ist hier nicht der Ort, mit der modernen Bibelkritik

darüber zu rechten, daß sie die minutiösen Opferbestimmungen für später entstanden ansieht; darauf einzugehen hieße von unserem Gegenstande uns vollständig entfernen. Aber wenn sie meint, die große Werdezeit der jüdischen Religion, das sinaitische Ereignis, einfach ignorieren zu können, so möchte ich wissen, wie sie die Propheten verstehen will, die das Volk züchtigen zu müssen glauben für einen Abfall, der garnicht stattgefunden. Wunderliche Leute, die gar kein Bewußtsein darüber haben sollen, daß sie Neuschöpfer sind, die sich auf eine Vergangenheit berufen, die gar nicht gewesen!

Ich verstehe also unter dem Mosaismus den wirklichen Mosaismus; das aber, was ich über ihn zu sagen habe, bleibt auch dann unerschüttert, wenn man durchaus erst späteren Zeiten zutraut, was in früheren Zeiten sich begeben.

II. Das Wissen des Mosaismus um seine spezifische Differenz.

Man hat die Aussage Israels über sich selbst oder richtiger die Aussage der Verfasser der heiligen Bücher über Israel, daß es das von Gott erwählte Volk sei, häufig getadelt. Wir aber wollen es weder loben noch tadeln, sondern nur zu erkennen trachten, was und wieviel in dieser Aussage liegt. Wir sind ja heute nicht zweifelhaft, daß es in geschichtlichem Sinne gar manche auserwählte Völker gibt. Wer möchte den alten Hellenen in gar mancher Rücksicht diese Bezeichnung versagen, ebenso in anderer den Römern der Vorzeit? Ich meine auch nicht, daß die Juden die Griechen an Selbstbewußtsein übertroffen hätten. Wenn auch die Bezeichnung „Barbaren", welche die Griechen allen anderen Völkern gaben, ursprünglich auf die rauhe, ihnen unverständliche Sprache sich bezog, der Ausdruck „Barbaren" sogar seit den Tagen des Augustus, als es eine Art griechisch-römischer Nationalität gab, in unverfänglichem Sinne von den Völkern anderer Zungen gebraucht wurde, so verband sich doch meist mit dieser Bezeichnung eine Geringschätzung anderer Völker, das Bewußtsein geistiger und körperlicher Überlegenheit des griechischen Menschen über den Nichtgriechen. Jahrhunderte bevor der Jude in seinem

Morgengebet Gott dankte, daß er ihn zum Juden und nicht zum Heiden geschaffen, dankte Plato alltäglich den Göttern, daß sie ihn zum Griechen und nicht zum Barbaren hätten entstehen lassen. Man kann sogar sagen, daß in der klassischen Zeit der Entstehung der biblischen Bücher Israel von sich selbst nichts weniger als groß dachte, sondern nur von seiner Religion. Weil die Gabe geläuterter Religionserkenntnis ihnen rein als Gottesgabe erschien, weil sie sich selbst kein Verdienst daran zuschrieben, darum zeigen die Sprecher in den biblischen Büchern neben dem Stolz auf die Thora eine sehr demütige Meinung über die Empfänger derselben. Hat man ja auch diese, durch die Religion erzeugte demütige und niederbeugende Erkenntnis der eignen Schwächen gegen Israel ausgebeutet, indem man nämlich sagte: Die Propheten selbst bezeugen ja, wie niedrig das sittliche Niveau des alten Israel war. Man vergaß es, daß ein jüdischer Prophet einen strengeren sittlichen Maßstab anlegte als ein heidnischer Autor, man vergaß auch die größere Redefreiheit der jüdischen Propheten, man vergaß, daß, wenn Kalchas zu Agamemnon so hätte reden wollen wie Elias zu Ahab oder Amos zu Amazia, er schwerlich seine Worte sehr lange überlebt haben würde. Israel, oder sein Sprecher, bezeichnet sich selbst als hartnäckig, bezeichnet die Auserwählung nicht als sein Verdienst (Deutr. 9, 4), sondern höchstens als Verdienst seiner Ahnen, bezeichnet sich als geringfügig (daselbst 7, 7), als nicht gerechter denn andere Völker. Ja, während man einen Augenblick meinen könnte, als läge in dem Gedanken der Auserwählung sofort auch schon die partikularistische Ausschließlichkeit, kommt da gerade die durch den Monotheismus von selbst erzeugte Universalität, das Hineinziehen auch der anderen Völker (Exodus 19, 5): „Und nun, wenn Ihr meiner Stimme gehorchen und meinen Bund bewahren werdet, so sollt Ihr mir ein Eigentum sein von allen Völkern, denn mein ist die ganze Erde.“ Es wird daran erinnert, daß auch die anderen Völker Gottesvölker seien. Gerade in dem Ausdruck der Bevorzugung: „Mein erstgeborener Sohn ist Israel“ (Exodus 4, 22) ja gleich eingeschlossen ist der Gedanke, daß auch die andern Völker als Söhne Gottes, wenn auch als jüngere, zu betrachten sind.

Der Grieche ist stolz auf sich selbst, darauf, daß die Gunst der Götter ihn zu einem so herrlichen, Andere überragenden Menschen gemacht, der Israelit war blos stolz auf seinen Gott und auf die Lehre, die ihm dieser Gott gegeben. Es frägt sich nun: Was verschaffte Israel so früh die Überzeugung von der Einzigartigkeit seiner Lehre, von der spezifischen Differenz seiner Religion von allen vorhandenen? Daß diese Überzeugung da war, frühzeitig da war, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. „Siehe da ein Volk, das allein wohnet und unter die Völker sich nicht rechnen läßt" (Num. 23, 9 Deut. 33, 29). Aber es läßt sich auch zeigen, worauf diese Überzeugung sich gründete, ebenso die damit verbundene Erwartung, daß sie andern Völkern sich gleichfalls aufdrängen werde, eine Erwartung, in welcher der Keim zur messianischen Hoffnung liegt. Es ist merkwürdig, daß Kant, ohne an eine Bibelstelle zu denken, rein auf dem Wege der Reflexion auf dieselbe Antwort kommt, die in der Tat durch eine klassische Bibelstelle sich belegen läßt. Kant sagt (in der Kritik der Urteilskraft ed. Kirchmann S. 129): „Vielleicht giebt es keine erhabenere Stelle im Gesetzbuche der Juden, als das Gebot: Du sollst Dir kein Bildnis machen, noch irgend ein Gleichnis weder dessen, was im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde ist usw. Dieses Gebot allein kann den Enthusiasmus erklären, den das jüdische Volk in seiner gesitteten Periode für seine Religion fühlte, wenn es sich mit andern Völkern verglich."

In der Tat ist es dieser Gedanke, der dem Gesetzgeber selbst, oder nach Ansicht der Bibelkritik dem Deuteronomiker die Überzeugung verleiht, daß die Lehre Israels als ein novum et inauditum entstanden ist, als etwas, was in seiner Weisheit im Laufe der Zeiten mit Notwendigkeit auch von den andern Völkern werde anerkannt und gefeiert werden. Man lese im Zusammenhang das vierte Kapitel des Deuteronomium von Vers 4—24. Der Gesetzgeber sagt zunächst (Vers 4—8): „Siehe, ich habe Euch gelehrt Satzungen und Rechte u. s. w., sie sind Eure Weisheit und Eure Einsicht vor den Augen der Völker" usw. Fragen wir aber, worin sieht der Gesetzgeber die Weisheit, die zu so hohen Erwartungen berechtigt, daß auch die andern Völker

sie anstaunen werden, so zeigt uns der weitere Verlauf der Rede, daß die Bildlosigkeit Gottes es ist, die er als das unterscheidende Kriterium der von ihm gelehrten Religion hinstellt. Er mahnt sie, sich und ihre Seele vor dem Vergessen des Erlebten und Erlernten zu wahren (Vers 9). Er mahnt sie an den Sinai und die dortigen Geschehnisse, daß sie dort wohl eine Stimme hörten, aber eine Gestalt nicht sahen (Vers 12). Er kommt Vers 15 noch einmal darauf zurück, daß sie ihre Seele wahren mögen, bedenkend, daß sie am Sinai keine Gestalt sahen, als Gott aus dem Feuer redete, und fährt dann Vers 16 fort: „daß Ihr nicht ausartet und Euch irgend ein Götzenbild machet" usw. Dieses Bestehen des Gesetzgebers nicht blos auf den einzigen Gott, sondern auch auf die völlige Undarstellbarkeit dieses Gottes in irgend einem Bilde, auf sein Weggehobensein über die sichtbaren Naturdinge, deren Aufzählung zugleich eine Kritik des ganzen in der Welt vorhandenen heidnischen Kultus ist („Bild eines Mannes oder eines Weibes, eines Tieres auf der Erde, eines Vogels, eines Gewürms, eines Wassertieres, oder Anbetung von Sonne, Mond und Sterne, des ganzen Himmelsheeres"), beweist am besten, daß er mit vollem Bewußtsein sich zu einer Höhe der Gottesvorstellung erhoben, die das ganze übrige Altertum nicht erreicht und zu der die Menschen sich noch heute hinaufzuläutern hätten, wenn sie die Gottesgabe des Glaubens freihalten wollten von der schlimmen menschlichen Zutat, dem Aberglauben. Es erwachsen uns hier freilich eine Anzahl von Fragen, die zu erledigen sind. Erstens die schwierigste von allen: Was ist Glaube, was ist Aberglaube? Zweitens: Sind denn im Mosaismus nicht auch abergläubische Momente vorhanden? Drittens: Wollen wir denn allen übrigen Religionen des Altertums die monotheistische Tendenz absprechen? Wir versuchen, diese Fragen zu beantworten.

III. Einige Vorbemerkungen.

Was Aberglauben ist, ist nicht leicht zu sagen, und, so viel Wertvolles auch über den Aberglauben geschrieben ist, man wird nicht leicht auf eine befriedigende Definition stoßen. Der Grund, warum das so ist, liegt nicht blos in der

sachlichen Schwierigkeit, die Grenze zu ziehen, wo der Glaube aufhört und der Aberglaube anfängt, sondern liegt auch in der Subjektivität des Definierenden. Die Mehrzahl gehört nicht blos äußerlich, sondern mit ihrem Herzen einer bestimmten Glaubensgemeinschaft an und sucht eine Definition, die den Glaubensvorstellungen ihrer Gemeinschaft keinen Abbruch tut. Ein anderer Teil ist einfach ungläubig, so daß für sie zwischen Religion und Aberglauben gar kein Unterschied ist. Um nicht Beispiele aus unsren Tagen zu bringen, gehen wir auf das Altertum zurück.

In Betracht kommt da ein Ungläubiger und ein Gläubiger, wenn man bei der Unbestimmtheit dessen, was in der griechisch-römischen Religion zu glauben war, diese Bezeichnung auf einen gläubigen Heiden anwenden kann. Ausdrücklich über den Aberglauben geschrieben haben im Altertum Seneca, dessen Schrift bis auf ein unbedeutendes Fragment, in welchem Seneca das Eindringen jüdischer Glaubensvorstellungen in die Römerwelt beklagt, uns verloren gegangen, und Plutarch, dessen Schrift über die „Deisidämonie" wir noch besitzen. Kann uns Plutarch den gläubigen Heiden vertreten, so vertritt der Dichter Lucretius Carus den alle Religion als Aberglauben bezeichnenden Epikuräer.

In Lucrez hat der Unglaube seinen enthusiastischen Panegyriker gefunden. Er stellt die Religion dar wie ein Medusenhaupt, das vom Himmel herabhängend, die Menschen, die es anschauen, in Furcht und Schrecken jagt, sodaß sie niedergestreckt auf dem Boden liegen. Er stellt dann in dem griechischen Manne (dem Epikur) den Überwinder der Religion hin, dem es gelingt, die Menschen von diesem Schrecken zu befreien, sodaß umgekehrt die Religion zu Boden liegt, der Mensch aber siegreich sein Haupt in den Himmel erhebt. Und damit man ihm nicht einwende, daß bei einer solchen Anschauung von der völligen Nichtigkeit des Religiösen dem Laster Tür und Tor geöffnet ist, bemüht er sich um den Nachweis, daß die Religion viel Gräßlicheres verursacht habe als der Unglaube, ein Nachweis, der mit den berühmten Worten schließt: „Zu soviel Bösem konnte die Religion raten." Er hatte nämlich vorher in ergreifender Weise die Opferung Iphigeniens durch ihren eignen Vater geschildert.

Von der Wendung der Sage, daß sie durch Diana gerettet im Tempel zu Tauris als deren Priesterin fungierte, weiß der Dichter nichts oder will er nichts wissen.

So wenig Lucrez' Ansichten irgend welche Bedeutung haben für das, was wir heute unter Religion verstehen, so bezeichnend sind seine Worte für die Religion, die allein er kennen gelernt, das griechisch-römische Heidentum. Daß es in der Tat wie ein Unglück auf der Menschenwelt lastete, daß das Volk durchseucht war von Dämonenfurcht und abergläubischem Schrecken, brauchen wir ihm allein nicht zu glauben, sondern wird uns von dem frommen und zur heidnischen Volksreligion in durchaus pietätsvollem Verhältnisse stehenden Plutarch bestätigt. In seiner Abhandlung über „Aberglauben" (Deisidämonie) spricht er von beiden Krankheiten, dem Atheismus und seinem Gegensatze, der Deisidämonie. So sehr er den Atheismus verabscheut, wie bei einem Manne natürlich ist, der den Glauben an die Götter für die Grundlage alles Staatslebens und aller menschlichen Gemeinschaft hält, der im Atheismus etwas Tierisches sieht, so erklärt er die „Deisidämonie" in einer Schrift für kein geringeres Übel als den Atheismus, in der Schrift über den Aberglauben aber für ein noch größeres. Der Atheismus, der das Edelste nicht kennt, ist eine Art Stumpfsinn, ist aber wenigstens frei von Furcht, die Deisidämonie ist aber eine Furcht, die lähmender wirkt und zum Handeln unfähiger macht als irgend eine andere Furcht. Wer das Meer nicht befährt, hat das Meer nicht zu fürchten, wer nicht Kriegsdienste tut, nicht den Krieg, wer zu Hause weilt, nicht die Räuber, wer arm ist, nicht den Sykophanten, wer niedrigen Standes ist, nicht den Neider, in Galatien giebt es keine Furcht vor dem Erdbeben, in Aetiopien keine vor dem Blitz. Wer aber in abergläubischer Furcht vor den Göttern zittert, der fürchtet alles: Das Land, das Meer, die Luft, den Himmel, die Finsternis, das Licht, das Geräusch, die Stille, den Traum. Auch der Schlaf bietet dem Abergläubischen keine Erholung. Er sieht die schrecklichsten Gesichter und Bilder, und ist er erwacht, so freut er sich nicht etwa, sondern legt den Traumbildern Gewicht bei, fällt in die Hände von Schwindlern, die ihm die seltsamsten Mittel

zur Befreiung von dem durch den Traum Angedrohten an die Hand geben.

Der Abergläubische hat einen schlimmern Tyrannen als Polykrates oder Periander war, denn das Gebiet der Beiden ließ sich doch fliehen, ist schlimmer daran als ein Sklave, der doch seinen Herrn wechseln kann. Der Atheist kann im Unglück seine Ruhe bewahren, kann rüstig gegen Widrigkeiten kämpfen, der Abergläubische sieht beim kleinsten Unglück in sich selbst einen Feind der Götter, wagt kaum in Krankheit oder irgend einer Not sich selbst zu helfen oder sich helfen zu lassen, sagt zum Helfer: Laß mich bestraft werden, mich Unglücksmenschen, auf welchem der Fluch und die Feindschaft der Götter lastet. Und selbst bei freundlichen Gelegenheiten, wie bei Festen und Opferschmäusen, hat der Abergläubische keine Freude. Er naht sich den Göttern in Angst und Schrecken, wie wenn er in einen Bärenzwinger oder in Höhlen von Drachen und Ungeheuern gehen sollte. Und da, meint er, soll der Aberglaube, der die Götter für Feinde hält, nicht mindestens ebenso gut Unfrömmigkeit sein wie der Atheismus? Es ist doch besser, sagt er, indem er auf sich selbst exemplificiert, daß Jemand die Existenz des Plutarch leugnet, als daß er ihm alle möglichen schlechten Eigenschaften andichtet. Er schildert nun, was trauriges Alles den Göttern von den Dichtern angedichtet und vom Volke geglaubt wird. Es findet sich da das schöne Witzwort eines im Theater Anwesenden, der dem Dichter Thimotheus, als er die Artemis in vielfacher Wendung als besessen und rasend schilderte, die Worte zurief: „Mögest Du eine solche Tochter haben!" Der Abergläubische, meint er, fürchtet zwar die Götter, aber er muß sie notwendig auch hassen. Wie kann er Götter lieben, die er für rasend, treulos, veränderlich, rachsüchtig, grausam und kindisch unverträglich hält? So unterscheidet sich der Atheist von dem Abergläubischen nur so, daß der Atheist g l a u b t, es gäbe keine Götter, der Abergläubische aber es in seinem Herzen w ü n s c h t, daß es keine gäbe. Auch hat der Aberglauben den Atheismus erst erzeugt, denn das Universum bot den Atheisten nichts Tadelnswertes, daß sie es entgötterten, sondern die lächerlichen und bedenklichen Arten der Götterverehrung. Gleich Lucrez, seinem sonstigen

Antipoden, schildert er den schrecklichen Ritus der Menschenopfer bei den Galatern und Scythen, ebenso bei den Karthagern, führt Beispiele von Menschenopfern bei den Persern an und führt den Xenophanes an, der zu den Ägyptern, welche bei ihren Festen die Götter beweinten, sagte: „Sind sie Götter, so beweint sie nicht, sind sie Menschen, so opfert ihnen nicht."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Plutarch seine beredte Schilderung von den traurigen Wirkungen des Aberglaubens der polytheistischen Wirklichkeit seiner Zeit entnimmt. Er bringt zwar auch ein Beispiel aus der jüdischen Welt, daß nämlich die Juden, um ihre Sabbathruhe nicht zu unterbrechen, den andrängenden Feinden keinen Widerstand leisteten. Aber einerseits ist das in der Tat ein Aberglaube, den schon die Makkabäer überwunden und den die halachische Praxis ausdrücklich mißbilligt.*) Andererseits ist sonst aus Plutarch über die Juden nichts zu entnehmen, da er sie mit den Syrern verwechselt und Bacchus für ihren Gott hält, eine Ehre, die Tacitus ihnen nicht einmal zuerkennen will. Plutarch kennt nur das Heidentum. Aber so geharnischt er auch gegen den Aberglauben auftritt, so kämpft er nur gegen die traurigen Erscheinungen desselben, seine Quelle fließt bei ihm so ergiebig wie nur wünschenswert.

Plutarch ist überzeugter Polytheist. In „De Iside et Osiride" (deutsch S. 1151) heißt es: „deßwegen ist auch von Theologen und Gesetzgebern auf Dichter und Philosophen diese uralte Ansicht übergegangen, deren Urheber sich zwar nicht angeben läßt, die aber doch durchaus zuverläßig und wahr ist . . . . daß das Weltall keineswegs vernunft- und verstandlos ohne Leitung dem Ungefähr überlaßen herumschwebe, noch von einem einzigen vernünftigen Wesen beherrscht und gelenkt werde, gleichsam wie mit einem Steuer und Zügel, sondern von vielen Wesen und zwar von solchen, die aus Bösem und Gutem gemischt sind, . . . daß aus zwei entgegengesetzten Prinzipien und zwei einander feindseligen Kräften . . . das Leben und die Welt, wenn auch nicht die ganze, so doch diese irdische und lunarische,

*) I. Makkab. 2, 41 und Maimon. H. Melachim 6, 11.

gemischt und dadurch ungleich, mannigfaltig und allen Veränderungen unterworfen worden ist. Denn da nichts ohne Ursache entstehen, das Gute aber nicht Grund des Bösen werden kann, so muß das Böse wie das Gute einen besondern Ursprung und eine besondere Entstehung haben."*)

Da es nun mindestens einen bösen Gott giebt, da er Dämonen als Vermittler zwischen Gott und Menschen annimmt, da diese Dämonen auch die Fähigkeit haben, schlecht zu sein, so kann die Reinheit der Plutarchischen Vorstellung von der über alles Irdische erhobenen Gottheit nicht den geringsten Schutz gewähren gegen den Aberglauben, die Deisidämonie. Warum sollte man die Dämonen nicht fürchten, da sie doch nicht blos schaden können — dies kann die Gottheit auch, wo es sich um gerechte Vergeltung handelt — sondern auch aus Zorn, Gunst und Neid ihre Geschäfte auf Erden schlecht verwalten können? Es ist auch nicht klar, wie die gute Gottheit Schutz gegen die Tücke der Dämonen soll gewähren können, wenn sie doch immer nur vermittelst der Dämonen mit der Welt verkehren? Es verlohnt sich kaum, die Gottheiten von all' dem Schimpflichen, das die Dichter ihnen angeheftet, zu purificieren, wenn doch ihre Diener, die Dämonen, an den Krankheiten leiden, an denen früher die Götter selbst gelitten hatten. Es ist klar: es kann ein gebildeter Geist und ein reines Gemüt, wie das des Plutarch, von den rohesten und kindischsten Formen des Aberglaubens sich abgestoßen fühlen, prinzipiell ist der Polytheismus die nie versiegende Quelle jeder Art von Aberglauben. So sehr ist der Polytheismus mit dem Aberglauben verknüpft, daß wir behaupten können, der Aberglaube habe seine systematische Begründung gerade durch die griechische Philosophie erlangt, welche auch bestrebt war, den Polytheismus mit dem philosophischen Denken vereinbar erscheinen zu lassen.

Daß diese Behauptung noch weit mehr ins Licht gesetzt wird, wenn wir den letzten großen Ausläufer der griechischen Philosophie, den Neu-Platonismus, ins Auge fassen, ist

*) Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen (Stuttgart 1830), 65. Bändchen.

leicht einzusehen. Dieselbe Philosophie, welche versucht hat, die Postulate des vernünftigen Denkens mit dem polytheistischen Glauben und der polytheistischen Praxis vereinbar erscheinen zu lassen, hat den Aberglauben nicht etwa blos toleriert, sondern geradezu systematisch begründet und für das ganze Mittelalter, ja über das Mittelalter hinaus hoffähig gemacht.

Sehr schön behandelt Zeller Kirchners Verteidigung des genialen Stifters des Neu-Platonismus, des Plotin, wegen des vielen Abergläubischen, das sich bei ihm findet. Zeller (Die Philosophie der Griechen, dritter Teil, zweite Abteilung, die nacharist. Philos., zweite Hälfte, S. 630) sagt: „Es ist ganz richtig, wenn Kirchner ausführt, daß in jenen Jahrhunderten alle Schichten der Gesellschaft von dem Glauben an Magie und Astrologie, an Wunder und Vorbedeutungen, an Zauberkünste und an Dämonen erfüllt waren; daß dieser Glaube auch in die Wissenschaft längst Eingang gefunden hatte; daß hundert Dinge, deren Unmöglichkeit uns auf den ersten Blick einleuchtet, die uns als ein ausschweifender Aberglaube erscheinen, zur Zeit Plotins einen unumstößlichen Inhalt des allgemeinen Bewußtseins bildeten und den Anschein von Tatsachen gewonnen hatten, welche der Philosoph nicht zu bestreiten, sondern nur zu begreifen habe. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die Philosophen an die Erklärung dieser vermeintlichen Tatsachen schon seit Jahrhunderten Hand angelegt hatten, daß nicht allein die Platoniker und Pythagoräer, sondern auch die Stoiker, und sie ganz besonders, dem Plotin mit den Theorien vorangegangen waren, durch die er den Volksglauben vor der Philosophie zu rechtfertigen bemüht ist. Werden uns aber diese Erwägungen abhalten, gegen unsern Philosophen ohne weiteres den Vorwurf des Aberglaubens und der Schwärmerei zu erheben; müssen wir vielmehr den Ernst anerkennen, mit dem er sich anstrengt, die falschen Annahmen, welche er mit seiner Zeit teilt, mit seinen philosophischen Voraussetzungen in Übereinstimmung zu bringen; müßen wir zugeben, daß er selbst sich von manchen verkehrten, einer vernünftigen Weltansicht und einer würdigen Gottesidee widerstreitenden Zeitvorstellungen ferngehalten hat, so dürfen wir doch deshalb

die Tatsache nicht übersehen, daß ihm seine Philosophie immerhin eine Menge offenbar falscher und abergläubischer Meinungen gestattete und zur Rechtfertigung derselben die Hand bot. Und wenn er hierin nur einem unwiderstehlichen Zug seiner Zeit folgte, so kann dies zwar ihm für seine Person zur Entschuldigung gereichen, nur um so deutlicher erhellt aber gerade hieraus, daß die Philosophie ihre rein wissenschaftliche Haltung aufgegeben hatte und fremdartigen Elementen einen Einfluß verstattete, die für ihren ganzen Charakter sehr gefährlich werden mußte." *)

Allein ich füge diesen Zeller'schen Bemerkungen noch eine hinzu: Der Angeklagte ist gar nicht Plotin, sondern der Polytheismus. Der Polytheismus ist der Keim, aus dem eben als naturgemäße Frucht jede Art von Aberglauben hervorwächst. Man kann ja sagen: will man einmal den Polytheismus in einem philosophischen System unterbringen und rechtfertigen, so gab es gewiß keine geistvollere Art, als wie Plotin das leistet. Aber die Folge dieser Verwirrung eines philosophischen Denkens mit den phantastischen Vorstellungen des griechischen Volksglaubens mußten sein, daß schon Plotin, weit mehr aber noch seine Nachfolger den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen tun mußten.

In dem trefflichen Aufsatz von Merx über „Abgötterei" (Schenkels Bibellexikon) finde ich im Eingange eine Erklärung von Aberglauben, nach welcher er ein Rest dessen ist, was früher als rechter Glaube gegolten und den das fortgeschrittene Gemeinbewußtsein jetzt als Aberglauben bezeichnet. So richtig das vom historischen Gesichtspunkte aus gesagt ist, so bedenklich ist es doch, den Aberglauben als etwas blos Relatives hinzustellen und auf jede begriffliche Erörterung desselben zu verzichten. Es läuft alles auf die Erklärung hinaus: Aberglauben ist das, was einst geglaubt wurde, jetzt aber nicht mehr geglaubt wird. So wären wir also in Gefahr, daß uns eine spätere Zeit auch bei den reinsten Vorstellungen von der Gottheit als abergläubisch bezeichnen könnte. Ich glaube doch nicht. Versuchen wir darum selbst, uns über das Wesen des Aberglaubens zu orientieren.

*) Vgl. auch Zellers Anmerkung auf S. 631.

IV. Glaube und Aberglaube.

In Tagen, wo der Mensch wohl unter der Bosheit der Menschen zu leiden hat, nicht aber unter abergläubischem Wahn, kann es vorkommen, daß man den Aberglauben viel schöner und poetischer findet als die nackte Wahrheit und Klarheit. Etwa wie es interessant ist, sich einen Königstiger anzusehen, wenn er unter Verschluß und verhindert ist, uns mit seinen Tatzen zu liebkosen, aber weniger interessant, ihm im Walde zu begegnen. Von der Poesie des Aberglaubens war schwerlich entzückt, wer ihm im Walde begegnete, d. h. in Zeiten, wo man auf Grund von Taten, die in natura rerum überhaupt nicht möglich sind, auf den Scheiterhaufen geschickt wurde. Kaum aber ist ein die Menschen schändender und zugleich elend machender Aberglaube geschwunden und vergangen, so ist die Gefahr, welche der Aberglaube birgt, vergessen, und er erscheint im Lichte des Interessanten. So interessant wie die griechische Götterlehre ist der Mosaismus nicht, aber er war doch der Stern, der die Nacht des Wahns zu verscheuchen bestimmt war.

Was eigentlich Aberglauben ist, wird nicht leicht präcis angegeben. Der Abergläubische hat falsche Vorstellungen, aber nicht jede falsche Annahme nennen wir Aberglauben, sondern für gewöhnlich nur Irrtum. Wer z. B. glaubt, daß Amerika kleiner als Europa ist, der glaubt etwas Falsches, ist aber darum nicht abergläubisch. Seine Annahme widerstreitet weder den logischen Denkgesetzen, noch den allgemeinen Gesetzen der Erfahrung. Er hat blos entweder falsch gemessen oder gerechnet, oder hat Falsches gehört oder das richtig Gehörte verwechselt. Und dennoch kann auch dieser Glaube, daß Amerika kleiner als Europa, ein Aberglaube werden, wenn Jemand nämlich diesen Glauben hat aus irgend einem mystischen Grunde, weil ihm z. B. ein Traum geoffenbart hätte, daß Gott den kleinen Erdteil erst später habe entdecken lassen als den größern oder sonstwie. Man sieht daraus, daß es vorkommen kann, daß, wenn zwei dasselbe Falsche annehmen, der Eine blos irrt, der Andere zugleich abergläubisch ist. Als der Glaube an das

Tischrücken grassierte, waren nicht Alle, die daran glaubten, abergläubisch, die Meisten waren blos Irrende. Sie glaubten ja nicht, daß eine überirdische Macht den Tisch in Bewegung setzte, sondern sie nahmen nur fälschlich die Wirkung eines von den menschlichen Fingerspitzen ausgehenden Fluidums an, während in Wahrheit die Sache auf Illusion beruhte. Erklärten sie also die Sache auch falsch, so gingen sie mit ihrer Erklärung doch nicht aus dem Bereich der naturgesetzlichen Ursachen und Wirkungen heraus.

Bisweilen können wir darum auch schwanken, ob wir eine Annahme blos als Irrtum oder auch als Aberglauben bezeichnen sollen, da nicht sowohl die Falschheit der Annahme über ihre Zugehörigkeit zum Aberglauben entscheidet, als vielmehr die Art des Bestimmungsgrundes zu dieser Annahme. Die Astrologie trat einst in einem wissenschaftlichen Gewande auf und hat darum auch nüchterne Denker verleitet, in ihr etwas Naturgesetzliches zu sehen.

Pfleiderer (Theorie des Aberglaubens S. 4) führt den Satz des Kent aus Shakespeare's König Lear an: „Die Sterne, die Sterne bilden unsere Sinnesart, sonst zeugte nicht so ganz verschiedene Kinder ein und dasselbe Paar." Er hält diese Annahme für eine Vernunftwidrigkeit, für einen innern Widerspruch, daß hier ein Sinnliches Ursache für ein übersinnlich Geschehenes sein solle. Allein ich kann ihm darin nicht zustimmen, denn es ist fraglich, ob die Sterne nicht im Sinne der Astrologen selbst etwas Übersinnliches sind, da sie Sternengeister annahmen. Der Grund, warum die Astrologie zum Aberglauben wird, ist nicht der Selbstwiderspruch, die Denkunmöglichkeit, sondern, was noch näher zu erklären sein wird, die darin sich aussprechende Phantasterei. Da somit zum Aberglauben nicht blos die Annahme des Denkunmöglichen, sondern auch des blos Phantastischen, d. h. des weder durch Vernunft noch durch Erfahrung irgendwie Befürworteten gehören kann, so werden wir Aberglauen folgendermaßen erklären:

Der Aberglaube ist der Glaube an Wesen, Kräfte, Wirkungen, die in natura rerum überhaupt nicht existieren, entweder weil sie garnicht existieren können, weil ihre Annahme sich selbst widerspricht, oder weil zwar ihr Vorhandensein

keinen logischen Widerspruch enthält, aber weder ein Vernunftgrund noch eine Erfahrungstatsache zu ihrer Annahme berechtigt.*)

Man kann in dieser Erklärung vermissen das Kennzeichen des Aberglaubens, daß er immer eine Beziehung zum Übersinnlichen hat (Pfleiderer a. a. O. S. 3 ff.). Indeß, da der Gegenstand des Aberglaubens niemals in einer wirklichen Erfahrung vorkommen wird, so kann er immer nur zu seinem Inhalt ein Übersinnliches oder eine Beziehung zum Übersinnlichen haben. Wollen wir den Aberglauben in seinem Verhältnis zum Übersinnlichen characterisieren, so werden wir sagen: Aberglauben ist da vorhanden, wo der Mensch zum Übersinnlichen nicht sowohl ein moralisches, als vielmehr ein physisches Verhältnis hat. Er bewegt sich dadurch in dem Widerspruche, daß er das Übersinnliche insofern wieder als ein Sinnliches faßt, daß er meint, auf dasselbe physisch einwirken zu können. Aber die Sache hat doch wohl einen Haken. Die Reife der Erkenntnis, daß die moralische Handlungsweise des Menschen ein Übersinnliches sei, welches den influxus physicus von Seiten der Gestirne ausschließt, fehlt eben der Astrologie. Der Kirchenvater Origenes gibt tatsächlich als Hauptgrund für seine Leugnung der Astrologie an, daß dadurch die menschliche Freiheit gefährdet ist. Er erkennt, weil er in der Freiheit ein Übersinnliches sieht, den Widersinn, der darin liegt, daß die Gestirne die Handlungen bestimmen. Wer die Freiheit leugnet, wird sich nicht abergläubisch vorkommen, wenn er einen Einfluß der Gestirne auf Temperament und Handlungsweise der Menschen annimmt. Warum aber der Glaube an astrologischen Einfluß auf die Handlungen der Menschen dennoch abergläubisch ist, obwohl er nicht denkunmöglich erscheint, liegt an dem Umstande, daß er willkürliche Phantasterei, daß er eine Annahme ist, für die weder ein Vernunftgrund noch eine Erfahrungstatsache spricht.

*) Einen logischen Widerspruch enthält z. B. der Glaube an Gespenster (Spinoza: epist. 60). Keinen logischen Widerspruch enthielte die Annahme, daß die Sonne ein persönliches geistiges Leben führt. Aber der Glaube daran ist dennoch Aberglaube, weil kein Vernunftgrund oder Erfahrungstatsache zu dieser Annahme führt, die Annahme also eine unbegründete Phantasterei ist.

Insofern kommt es schließlich doch darauf hinaus, daß jeder Aberglaube nicht blos phantastisch, sondern auch denkunmöglich wird. Aber dieses Denkunmögliche leuchtet nicht sofort ein, sonst würde es überhaupt keinen Aberglauben geben, da das logisch Unmögliche von Niemand geglaubt wird, sondern es kann sich erst ergeben durch die scharfe Fassung des Übersinnlichen und des Sinnlichen. Das Übersinnliche wirklich rein als übersinnlich fassen, gehört zu den Leistungen, die der Menschengeist am schwersten zustande brachte und von denen er immer wieder abfällt. Kaum hat uns das Denken auf das Übersinnliche geführt, so ist die Phantasie geschäftig, diesem Übersinnlichen Eigenschaften zu geben, die es wieder zu einem Sinnlichen machen. Neben der Denkschwäche ist es auch das Interesse, das dazu verführt. Wir wollen mehr wissen, als wir auf dem Wege ehrlichen Denkens erkennen können, und so ist unsere Phantasie geschäftig, uns diesen Wunsch durch falsche Vorspiegelungen zu gewähren. Wir wollen mächtiger sein, als es auf dem natürlichen Wege geht, und so bietet sich die Phantasie an, uns Kräfte und Wirkungen zu versprechen, die tatsächlich nicht vorhanden sind. So kommen wir denn auf die Untersuchung, wie eigentlich der Aberglaube entsteht.

Kant sagt einmal: „Die Furcht habe Götter (Dämonen) hervorbringen können, aber die Vernunft vermittelst ihrer moralischen Prinzipien zuerst den Begriff von Gott“ (Kritik der Urteilskraft, ed. Kirchmann S. 335). Kant spielt hier nur auf den Satz an: timor fecit deos, um ihn allenfalls gelten zu lassen, nicht aber will er selbst die Frage: wie kam es zum Götterglauben? damit beantworten, daß die Furcht das eigentlich oder auch nur principaliter Hervorbringende gewesen sei. Er will vielmehr nur seinem System gemäß den Zusammenhang zwischen wahrem Gottesbegriff und der Reinheit moralischer Prinzipien aussprechen. Gehen wir nun selbst einmal auf das Entstehen des Aberglaubens ein.

Glaube und Aberglaube haben eine und dieselbe Wurzel. Denn der Aberglaube ist nur eine Krankheitserscheinung des wahren Glaubens. Der Glaube an eine höhere Macht ist dem Menschen das Natürlichste auf der Welt. Der erste staunende Blick auf die Welt sagt dem Menschen, daß er nicht

die Macht der Mächte ist. Das erste Leid, das erste Bedürfnis nach Hilfe erzeugt in ihm den Wunsch, diese Hilfe zu erlangen durch eine Macht, die höher ist als Menschenmacht. Das erste Unrecht, das er als ein solches empfindet, enthüllt ihm einen Gesetzgeber und Richter, den er zu scheuen hat. Was der Mensch aus diesen Enthüllungen macht, entscheidet über Wahrheit und Falschheit seines Glaubens, über Glauben und Aberglauben. Der Mensch ist nicht die Macht der Mächte, so kann es vielleicht die Sonne, das Heer der Gestirne, vielleich die Mutter Erde sein, aus der er selbst hervorgewachsen. Daß diese Himmelskörper unlebendig sind, stört ihn nicht lange, er leiht ihnen sein eigenes Leben oder vielleicht noch eine höhere Potenz seines eigenen Lebens. In der Not wendet er sich an sie, er meint, die Sonne, die soviel vermag, vermag ihm auch zu helfen. Zu dieser Not rechnet er auch das Gefühl des eigenen Unrechts, die Last der Sünde hat er sich nicht selbst aufgewälzt, sondern eine höhere Macht, die ihm grollt. Kain wirft gleichsam Gott die Sünde vor, die er (Kain) begangen: „Meine Sünde ist zu groß, als daß ich sie tragen könnte." Wie konntest Du einem Menschen eine solche Last auflegen? will er sagen.*)

Er sinnt nun auf Mittel, sich diese höhere Macht gnädig zu stimmen. Die moralische Besserung ist es zunächst nicht, die er anstrebt, dazu gehört selbst schon eine hohe moralische Ausbildung, sondern nur durch Freundlichkeit der höheren Mächte vor Leid behütet zu sein. So entstehen Sühnemittel, Beschwichtigungsmittel, Gunstbewerbung als eine Art göttergewinnender Ceremonien. Die Götter sind ihm durchaus physische Wesen, wie er selbst, er wirkt auf sie, wie er auf seinen Mitmenschen wirkt, durch Schmeichelei, durch Befriedigung ihrer Leidenschaften, die er ihnen so gut zutraut, wie sich selbst. Als solche lebendige Naturwesen scheiden sich ihm die Götter leicht in gute und böse. Denn wenn ihm der freundliche Sonnenschein die Güte der Sonne bezeugt, so bezeugt ihm das Wüten des Orkans das Vorhandensein einer bösen Macht. Eine böse Macht wird aber

*) Die Übersetzung: „Meine Strafe ist zu groß," steht nicht im Texte.

anders beschwichtigt als eine gute. Eine gute Gottheit begnügt sich vielleicht mit einer kleinen unbedeutenden Gabe, eine böse aber will Befriedigung ihrer Bosheit, ihrer Rachsucht. So entstehen die schauderhaften Kulte, der Molochdienst, der Mylittadienst usw. Gibt man ferner diesen Naturmächten ein persönliches Leben, so gibt man ihnen auch bald das Aussehen von belebten Wesen, Tier- und Menschengestalt. Bei gutem Willen sieht man in der Sonne, im Mond ein Katzengesicht oder ein Menschengesicht. Man fertigt Bilder der verschiedenen Gottheiten an als Symbole derselben, nicht aber ohne den Glauben, daß diese Bilder kräftig genug seien, um die Wirkungen des Göttlichen auf sich herabzuziehen. Die Bilder werden dann mehr als Symbole, sie werden Mächte.

Erklärt sich so die Entstehung des Polytheismus und der Idolatrie, so müssen die Eindrücke, welche die Welt, die Ereignisse und die Taten des Menschen auf seinen Geist machen, sich nicht notwendig so übersetzen. Die Tendenz nach dem einheitlichen Urgrunde des Alls liegt ja so sehr im Menschengeiste, daß selbst dem Heidentum eine monotheistische Tendenz nicht abzusprechen ist, wenn es auch durch die physische Fassung dieses Urgrundes sich schnell um die Vorteile des Monotheismus brachte und notwendig den Urgott zu einem caput mortuum der Abstraction verwandelte, während alles Leben bei den aus dem Urgrund sich erzeugenden Einzelgöttern war. Aber es gab doch auch eine Erhebung zum Monotheismus, die diesen Fehler vermied, die abrahamitisch-mosaische. Nicht die bloße Annahme, daß nur ein Gott sei, war die große Tat der Propheten Israels, sondern die Fassung dieses einzigen Gottes. Nur in Israel war Gott ein hyperphysisches Wesen. Man mag noch so sehr auf die anthropomorphistischen Ausdrücke, deren sich die Bibel in Beschreibung der Eigenschaften und Tätigkeitsäußerungen Gottes bedient, reflectiren, die Einzigkeit Gottes deutet sich doch bald in ihr als Unvergleichlichkeit und als Undarstellbarkeit in irgend einem Bilde.

Dieses Bestehen auf Gottes Einzigkeit und Undarstellbarkeit reinigt die Welt von allem Götter- und Dämonenspuk, von allem Glauben an Zauberei und Trugweisheit, ist der

Tod jeglichen Aberglaubens in der Welt, ist zugleich die Bedingung zu einem moralischen Verhältnis zur Gottheit. Das sind Sätze, für welche die heilige Schrift eine Beispielsammlung ohne Beispiel bietet.

Wie ernst wird gemacht mit dem Gedanken, daß Gott einzig ist. Ich gestehe, daß in jungen Jahren, wenn ich die Worte der Propheten las, in denen immer und immer wieder im Namen Gottes gesagt ist: „Ich bin es und gar kein Anderer," mir die Wendung wie eine der Erhabenheit Gottes nicht angemessene Ruhmredigkeit erschien. Nun, ich habe selbst mich dieser Meinung nicht zu rühmen. Es war ein Verkennen des Wunderbarsten in diesen prophetischen Manifesten. Stellen wir ein Paar solcher Sätze zusammen:

5. B. M. 32, 39: „Seht nun, daß Ich, Ich es bin und kein Gott neben mir! Ich töte und mache lebendig, habe zerschlagen und heile wieder, und Niemand ist, der aus meiner Hand errette." Jes. 45, 5—7: „Ich bin der Ewige und sonst Keiner, außer mir ist weiter kein Gott. Ich gürtete Dich, als Du mich noch nicht kanntest. Auf daß man erfahre von der Sonne Aufgang und vom Niedergang, daß Keiner ist, außer mir. Ich bin der Ewige und sonst Keiner, der Ich das Licht bilde und schaffe die Finsternis, der Ich Frieden mache und das Übel schaffe. Ich bin der Ewige, der solches alles tut."

Daß solche Wendungen jeden Gedanken an noch vorhandene Götter, Dämonen, Kräfte, an die man sich wenden, deren Macht man zu scheuen hätte, die man begütigen müsse, zerstören, ist klar. Sie sind ja oft mit ausdrücklichen Worten gegen Wahrsagerei und Zauberspuk gerichtet: „Ich bin der Ewige, der alles macht, der den Himmel ausspannte allein, der die Erde ausbreitete, wer war mit mir? Der die Zeichen der Lügenredner zu nichte machte, und die Zauberer betört, der die Weisen rückwärts führt und ihr Wissen als töricht hinstellt." (Jes. 44, 24.)

Es gibt ja wohl keinen Kundigen, den nicht die Stellung der Propheten zu dem Aberglauben des gesamten Heidentums mit Bewunderung erfüllt; da wird nicht an Zauberer, nicht an Wahrsager, nicht an Zeichendeuter, nicht an Totenbeschwörer, nicht an Eingeweidebesichtiger geglaubt, da gibts

keine Furcht vor Gestirnen oder Himmelszeichen, sondern von dem erhabenen Gedanken aus: Einer ist Herr, wird das alles geleugnet und verspottet.

Die geistige Höhe, auf welcher diese Verkünder der Einzigkeit Gottes stehen, ermißt sich am besten daran, daß spätere Zeiten bei aller Treue gegen den monotheistischen Gedanken nicht in manche Schriftkapitel sich hineinzufinden vermochten und sie durch Hineindeutung um ihren lauteren Sinn gebracht. Daß das erste Kapitel der Schrift nur Gott und Welt kennt und keine Engel, daß nicht erzählt wird, wie sie geschaffen worden, war für die Rabbinen wie auch für die Kirchenlehrer Anlaß, sie dennoch irgendwo hineinzuzwängen. Wo sind die schlimmen Geister, wenn sie doch nicht geschaffen wurden? So werden nach Genesis rabba (Kap. III) die Engel am zweiten Schöpfungstage geschaffen, nach Sprüchen der Väter 5, 9 wird sogar ein Platz gesucht für die „schädigenden Geister". Aber das Schriftkapitel selbst gibt uns kein Recht dazu. Es ist bekannt, welche Rolle das Wort „Engel" in den heiligen Schriften vorexilischer Zeit spielt, daß ihnen offenbar die selbständige Existenz, und darum auch der Name fehlt. Wenn die talmudischen Lehrer sagen, daß die Namen der Engel aus Babylonien mitgekommen seien *), so ist das eine gute exegetische Bemerkung, die aber dadurch um ihre Bedeutung kommt, daß das Buch Daniel unter griechischem und nicht unter babylonischem Einflusse entstanden ist. Außer dem Worte „Satan", der aber doch nur wie eine poetische Personifikation erscheint, gibt es ja auch in der nachexilischen Zeit vor dem Eindrang des Hellenismus keine feste Engelpersönlichkeit und keinen bestimmten Engelnamen.

Es ist bekannt, daß der sprachliche Ausdruck einer vorangegangenen Epoche auch dann häufig beibehalten wird, wenn die fortgeschrittene Erkenntnis den Ausdruck zu einem ungenauen macht. Auch nach Copernicus fällt es uns nicht ein, den Ausdruck „Sonnenaufgang" zu ändern. So finden sich in der Schrift oft Ausdrücke, welche uns glauben machen können, daß den andern Göttern immerhin eine Art von

*) Jer. Rosch haschana I.

Existenz zugeschrieben wird. Man vergleiche als Beispiel Deut. 10, 17: „Denn der Ewige, euer Gott, ist ein Gott der Götter und ein Herr der Herren.“ Aber daß das nur ein Vorstellungs- und Sprachwort aus früheren Tagen ist, geht zu deutlich aus zahlreichen Stellen eben desselben Deuteronomiums hervor, als daß es uns beirren könnte. Deut. 4, 35: „Dir ist vor Augen gestellt worden die Erkenntnis, daß der Ewige der Gott ist, Keiner außer ihm.“ Ebendaselbst 4, 39: „So erkenne denn heute und nimm es Dir zu Herzen, daß der Ewige der Gott ist im Himmel oben und auf der Erde unten, Keiner weiter.“ Die Götter sind nicht, sind Nichtse (Elilim). Gott wird der „lebendige Gott“ genannt (Hosea 2, 1, Jer. 10, 10) im Gegensatz zu den Göttern, die als Tote bezeichnet werden. Die Opfer, die man ihnen bringt, heißen Opfer der Toten (Ps. 106, 28).

Berühmt ist der blutige Spott der Propheten, wo sie die Nichtigkeit der Götter und ihres Dienstes ausmalen. Um nicht ganze Kapitel abzuschreiben, setze ich nur ein paar Stellen hin. Jer. 10, 3: „Denn die Satzungen der Völker sind nichtig: denn als Holz aus dem Walde hat man ihn gehauen, ein Werk der Hände des Künstlers mit dem Beile. Mit Silber und Gold hat er es verschönt, mit Nägeln und Hämmern es befestigt, daß es nicht wanke. Wie eine Säule in getriebener Arbeit sind sie, und sie reden nicht, getragen werden sie, denn sie können nicht schreiten; fürchtet euch nicht vor ihnen, denn sie können nichts Böses tun, aber auch wohlzutun steht nicht bei ihnen.“ Ebenso Jes. 41, 23: „Sagt an, was kommen wird in der Folgezeit, so werden wir merken, daß ihr Götter seid, tut nur etwas Gutes oder Böses, so wollen wir staunen und es sehen allzumal. Siehe, ihr seid von Nichts und euer Tun stammt von Nichtigkeit. Ein Gräuel ist, wer euch erwählt.“ Es ist also nicht richtig, was Scholz*) sagt, daß „im alten und neuen Testament den Götzen ein dämonischer Hintergrund zugeschrieben wird“. Es wird ihnen von den Propheten kein anderer Hintergrund zugeschrieben als der der menschlichen Torheit.

Ebenso irreleitend und falsch sind die Worte, mit denen

*) Dr. Paul Scholz: Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern. S. 52.

Keim seinen Artikel „Besessene“ in Schenkels Bibellexikon beginnt: „Der Glaube an die Besitzergreifung und Einwohung teuflischer Mächte im menschlichen Wesen gehört dem Judentum und seinem Nachfolger, dem Christentum, an. Dem Heidentum ist dieser Glaube erst durch die Juden und Christen geworden. Aber auch Juden und Christen sind doch nicht die ersten Inhaber des Glaubens, orientalisch-persische Grundlagen sind es, auf denen sie selbst weiter bauten.“ Dem originalen Judentum ist diese ganze Vorstellung fremd, was Keim selbst im Verlaufe des Artikels mit den Worten zugibt: „Aber das Alte Judentum hat seinerseits dennoch mit großer Originalität und ungebrochener Energie den Einheitsgedanken, die Alleinherrschaft und Allherrschaft des guten Gottes in der Welt so konsequent durchgeführt, daß selbst das Böse in der Welt, daß selbst die Schlange als Creatur in den Händen des guten Gottes blieb.“ Auch ist es nicht richtig, daß es gleich nach der Rückkehr aus dem Exil wesentlich anders wurde in dieser Beziehung. Wie man sich zu dem babylonischen Zauberwesen und zum Parsismus stellte, dafür ist Deuterojesaias wohl ein leuchtendes Beispiel.

Hatte der Einheitsgedanke noch zur Zeit des Cyrus innerhalb des Judentums die Energie, die er im Deuterojesaias dokumentiert, so wird man an einen baldigen Eindrang des Aberglaubens für die nächstfolgenden Zeiten nicht glauben. Die apokryphischen Bücher, die Keim anführt, das Buch Baruch, das Buch Tobiä, haben abgesehen davon, daß sie innerhalb des Judentums niemals Beachtung fanden, einen so späten Ursprung, daß man in ihnen nicht eine Quelle, aus der die Heiden geschöpft haben, sehen kann, sondern umgekehrt, daß man in ihnen eine Spiegelung dessen sehen muß, was sie in heidnischen Ländern sich angeeignet.

Eine merkwürdige Verkennung des Sachverhalts liegt in folgenden Worten Keims: „Selbst unter den aufgeklärten ägyptischen Juden und unter den griechischen Uebersetzern des Alten Testaments sieht man den Glauben herrschen.“ Umgekehrt steht die Sache. Gerade von diesen aufgeklärten und griechisch gebildeten Juden ging die Entstellung der alttestamentlichen Vorstellungen aus. Gerade von den Griechen bezogen sie den Dämonenglauben und die damit zusammen-

hängende Deisidämonie. Bei den Griechen ist der Dämonenglaube sehr alt. Er findet sich schon bei Hesiod (Zeller I, 103), und ganz ausgebildet tritt er uns bei den Pythagoräern entgegen (Zeller I, 424), die sich unter ihnen körperliche Seelen dachten, welche teils unter der Erde, teils im Luftraum sich aufhalten und den Menschen nicht selten erscheinen. Von ihnen kommen die Weissagungen, von ihnen kommt das, was im spätern Judentum „Bath-Kol“ genannt wird. Rechnet man dazu, daß die Pythagoräer auch die Seelenwanderung hatten, und zwar, wie man annimmt, daß sie diesen Glauben von den Aegyptern bezogen hatten, so brauchen wir über die Frage, wie die Vorstellung von der Möglichkeit, daß ein Mensch von einem Dämon besessen werde, zu den Heiden kam, nicht lange unschlüssig zu sein. Das Alte Testament kennt den Begriff der Besessenheit nicht, und keine Spur führt darauf, daß die palästinensischen Juden von Esra bis Hillel dergleichen gekannt. Es ist ein kühner Sprung, den Keim macht, wenn er meint, weil Josephus gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts schon Dämonen kennt, die er als die Geister böser Menschen bezeichnet, die in die Menschen dringen und sie töten, und weil er ruhmredig von einer Dämonenaustreibung durch einen Juden spricht, ja schon auf Salomo zurückführt, darum soll diese Vorstellung bei den Juden alt sein und von ihnen stammen. Allein hat denn Jemand bezweifelt, daß das erste christliche Jahrhundert von solchen Vorstellungen beherrscht war? Ist denn überhaupt ein Zweifel, welches das klassische Land für Dämonenglauben und Besessenheit gewesen ist? Es war Chaldäa und war Aegypten. In Chaldäa herrschte eine sehr ausgebildete Dämonologie. Da gibt es eine Welt von schädigenden Geistern, die so sorgfältig geschieden und beschrieben sind, daß man sie steckbrieflich verfolgen könnte. Zu ihren traurigsten Tätigkeiten gehört eben auch das Hineinfahren in die Menschen, das „Besetzen“ derselben. Daß aber ebenso auch in Aegypten diese Vorstellung herrschte, dafür zitiert Lenormant *) eine ägyptische Säule, die in Paris aufbewahrt wird. Sie erzählt eine interessante Ge-

---

*) La magie chez les Chaldéens p. 31. (Paris 1874).

schichte, wie Ramses des XII. (im 12. Jhnd.) nach Chaldäa verheiratete Schwägerin, die von einem Dämon besessen ist, geheilt wird durch die Lade eines Gottes aus Theben, die er hinsendet. Die Besessenheit paßt in den ägyptischen Gedankenkreis. Im Anfange, lehren sie, haben die Götter oder der Gott im Menschen sich niedergelassen, sind in ihnen Fleisch geworden und so sind die Götterkönige entstanden. Nachdem aber der Zweck dieser Fleischwerdung erreicht war und die Menschen ohne Götter sich zu regieren verstanden, da verkörperten sie sich in Tieren, die eben darum heilig sind, um so unbemerkt von ihnen das Leben der Menschen bewachen zu können. Bei solchen Vorstellungen ist es wahrlich nicht merkwürdig, wenn anderswo gelehrt wird, daß die Seelen, die im Gericht des Osiris nicht bestanden hatten und zur Vernichtung verurteilt waren, auf diese Erde zurückkehrten und als böse Geister die Menschen beunruhigten, auch wohl zu unreinen Tieren eingingen. Den Zusammenhang zwischen Aegypten und Griechen wird wohl keiner in Abrede stellen. Vollends die Gestaltung des Dämonenglaubens bei Plutarch, dem Verfasser von De Iside et Osiride, und den Neuplatonikern, deren Koryphäus Plotin ein geborener Aegypter war, auf den Einfluß des Judentums und Christentums zurückzuführen, wie es Keim tut, statt auf die ägyptischen Vorstellungen, ist seltsam und merkwürdig. Aber auch ohne die Vermittelung Aegyptens wird uns für die ältere griechische Zeit, die das Judentum überhaupt noch nicht kannte, eine Bezugsquelle des ganzen dämonologischen Aberglaubens genannt. Wenigstens lese ich im Lenormant (p. 214) folgende Worte: Um die Zeit der medischen Kriege verbreitete sich in Griechenland ein Buch, das dem Magier Osthanes zugeschrieben wurde, ein Buch, welches der Ausgangspunkt derjenigen Magie wurde, die sich von da ab bei den Hellenen an die Stelle der groben und primitiven Praktiken der Goëten setzte (Plinius XXX, I, 8; Eusebius, praep. ev. 1, 10; Suidas s. v. Astronomia Apul. Apoll. 27). Nach dem, was man von diesem Buche weiß, lehrte es wie die höchsten Geheimnisse der Magierkaste, alle Arten von Zauber und von Wahrsagung bis auf die Beschwörung von Toten und unterirdischen Geistern (Plinius XXX, 5).

Wie dem auch nun sei, das Judentum in seinen Grundquellen hat keinen Dämonenglauben. Selbst die wenigen Stellen, die man anführt, müssen noch reduziert werden. Im Grunde gibt es nur eine, die vom „Asasel" spricht. Ich will mir nach dem Vielen, was darüber gesagt worden, linguistisch und bibelkritisch über das Wort keine Entscheidung anmaßen. Es genügt doch aber die Tatsache, daß selbst der Talmud es sich nicht einfallen läßt, die Reinheit des monotheistischen Gedankens zu trüben durch die Auffassung, daß „Asasel" ein Wesen sei. Er versteht vielmehr unter dem Worte einen „steilen, felsigen Berg" (Joma 67 b.) Das offizielle Judentum hat demnach, wo es nicht haggadisch sich erbaut, sondern gesetzlich praktisch vorgeht, auch in der talmudischen Zeit, in der es ja an Aberglauben nicht fehlt, dem Dämonenglauben keinen Zutritt gestattet. Ueber die „Schedim und Seirim", von denen die Bibel redet, braucht kein Wort verloren zu werden, da sie von der Hinneigung, ihnen zu opfern, nur so spricht wie von der Hinneigung zu jedem Götzendienste. Sie gibt ja den Schedim geradezu den Namen Un-Gott (lo-eloha). Dasselbe gilt von den Teraphim, die in Samuel I, 15, 23 eine Kritik in den Worten finden: „Denn Sünde der Zauberei ist Widerspenstigkeit, Götzen- und Theraphimdienst ist Starrsinn." Ebenso Zacharias 10, 2.

Geradezu verkehrt ist es, dem Propheten, der Jes. 13, 21 zu uns spricht, einen Dämonenglauben zuzuschreiben, weil dort von behaarten Tieren (Seirim) die Rede ist, die auf den Trümmern Babels sich ergötzen. Mit unter einer Reihe von Tieren, die in Wüsteneien hausen, in einem der ausgerechneten Tiere einen Dämon zu sehen, ist gewiß kein gesundes exegetisches Verfahren. Es heißt: „Und es werden (auf den Trümmern Babels, der Zierde der Reiche, des stolzen Schmuckes der Chaldäer) lagern wilde Katzen und ihre Häuser füllen Marder, es wohnen dort Strauße, und Seirim tanzen dort, Schakale bellen dort in seinen Hochbauten und Füchse in den Palästen der Wollust." Und da sollen die „Seirim" Dämonen sein? Sicherlich hat Luzzatto Recht, wenn er (Kommentar z. St.) in ihnen eine Art Affen sieht, die wegen ihrer Behaartheit so geheißen. Dasselbe

gilt von Jes. 34, 14—15. Die dort genannte „Lilith" ist für den Propheten noch so wenig ein Gespenst wie die andern dort genannten Tiere. Es ist ein Fehler des großen Grammatikers und nüchternen Exegeten Gesenius, daß er oft vor großer Gelehrsamkeit die Zeiten nicht scheidet. Niemand leugnet, daß die „Lilith" in der (sehr späten) jüdischen Sage ein Gespenst geworden ist. Aber hier handelt es sich um Jesaias. Und da belehrt gerade der Zusammenhang, daß offenbar ein Nachttier, wovon der Name, die Eule gemeint ist (Vgl. Gesenius' Handwörterbuch s. v.).

Die Einzigkeit Gottes erscheint so bei den Propheten als ein Bollwerk gegen Dämonologie und Aberglauben, führte sie aber auch positiv zur höchsten Stufe religiösen Erkennens. Auch einen einzigen Gott kann man ja, wie im Frühern einmal bemerkt, monolatrisch verehren. Aber der Unterschied ist der, daß der Polytheismus, auch wenn er noch so ethisch gemeint ist, notwendig in abergläubischen Dienst sich verliert, während der Monotheismus umgekehrt notwendig zur Ethisierung auch der ursprünglich monolatrischen Gottesverehrung drängt.

Nur der einzige Gott ist unvergleichlich und hört darum auf, ein physisches Wesen zu sein. Die Schrift erzählt daher nicht, wie dieser einzige Gott sich entwickelt, aus sich heraussetzt, sich in männlich und weiblich differenziert, gebiert nach Art der kosmogonischen Theorien des Heidentums, oder beschreibt seine Emanierungen und Ausstrahlungen nach Art der Gnostiker und Neuplatoniker. Gott als hyperphysisches Wesen ist darum auch der allein Ewige, alles Andere ist geschaffen.*) Er hat demnach auch kein Schicksal,

---

*) Ohne daß ein Mensch bei den Propheten den terminus technicus „physisches Wesen, hyperphysisches Wesen" finden wird, muß doch gesagt werden, daß nur innerhalb des Monotheismus diejenige Erhabenheit Gottes über die Natur erreicht und festgehalten werden kann, die zu einem reinen und heiligen Dienste erforderlich ist. Diese Bescheidung der Schrift, ihr großartiges Nichtwissenwollen dessen, was eben nicht wißbar ist, nämlich wie Gott es gemacht hat, um die Welt zu schaffen, macht ihre religiöse Größe. Nicht ebenso denkt darüber Wellhausen, der in seiner geistvollen Weise die Meinung, daß die Schrift keine Kosmogonie geben will, ironisiert. Er sagt: „Es geht die Rede, diese Erzählung (der Schöpfungsgeschichte) ver-

keine Leidenschaften und Bedürfnisse. So oft die Schrift in die Sprache der Welt zurückfällt, wo sie von Gott redet, die Propheten überwinden auch diese Sprach- und Vorstellungsreste.

Das reinste Verhältnis, das der Mensch zu Gott haben kann, ist offenbar der Dienst, den der Mensch Gott weiht aus Liebe. „Du sollst lieben den Ewigen deinen Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit ganzem Vermögen" ist aber deuteronomisches und sonstiges prophetisches Programm. Diese Liebe entspringt aus der Ueberzeugung, daß Gott nichts befiehlt, damit er dadurch gewinne, sondern lediglich, damit wir dadurch erhöht werden. „Und nun Israel, was verlangt der Ewige, dein Gott von dir? Nichts als zu fürchten den Ewigen deinen Gott, zu wandeln in allen seinen Wegen und ihn zu lieben und zu dienen dem Ewigen deinem Gotte mit deinem ganzen

---

folge nur fromme Zwecke. . . Dennoch ist das Interesse des Erzählers nicht hauptsächlich ein religiöses. Hätte er blos sagen wollen, Gott habe die Welt aus nichts geschaffen und er habe sie gut geschaffen, so hätte er das einfacher ausdrücken können und zugleich deutlicher. Er will ohne Zweifel den tatsächlichen Hergang der Entstehung der Welt naturgetreu schildern, er will eine kosmogonische Theorie geben. Wer das leugnet, verwechselt den Wert der Geschichte für uns, und die Absicht des Schriftstellers." (Vgl. Prolegomena zur Geschichte Israels S. 310—312.) Indeß ich kann nicht finden, daß Wellhausen im Rechte ist. Wäre diese Stelle die älteste gewesen, die sich über Entstehung der Welt vernehmen läßt, hätte es keine allgemeine kosmogonische Sage bei den verschiedenen Völkern gegeben, dann war es vielleicht am Platze, zu behaupten, daß der Verfasser hier ein auch außerhalb der Religion liegendes theoretisches Interesse mit seiner Darlegung verfolgt. Nimmt man aber den Verfasser als vertraut mit heidnischen Kosmogonien an, so ist die Umformung derselben ins Religiöse so genial, und die Beseitigung aller Versuche, Gott mit in die Wandlung und Werdung hineinzuziehen, so bewundernswürdig, daß dieser vom Verfasser ins Auge gefaßte Zweck einen Nebenzweck nicht zuläßt. Die Worte Wellhausen's: „Hätte er blos sagen wollen, Gott habe die Welt aus nichts geschaffen, . . so hätte er das einfacher ausdrücken können und zugleich deutlicher," sind doch nicht sehr überlegt. Man kann noch so sehr von rein religiösem Interesse geleitet sein und noch so sehr Kosmogonisches als völlig außerhalb der menschlichen Erkenntnisfähigkeit liegend ansehen, dem Leser ein völlig farbloses Bild zu geben, dazu hätte außer Wellhausen dem Verfasser wohl niemand geraten.

Herzen und deiner ganzen Seele u. s. w. zu deinem Besten." (Deut. 10, 12—13 *). Ebenso ist es ausgesprochen in den Worten des Hiob (35, 7): „Wenn du gerecht bist, was gibst du ihm oder was nimmt er von deiner Hand"? Durch diese Anschauung wird der ganze Gehorsam gegen Gottes Gebot geweiht, so daß er unmöglich auf die Länge als blos äußerlicher Dienst verrichtet werden kann, sondern als ein Dienst vor allem des Herzens erkannt werden muß. So heißt es in der Schrift (Deut. 10, 17): „Gott ist ein Gott, der nicht Bestechung nimmt," was im Talmud gut erklärt wird: „auch nicht Bestechung durch Uebung einer religiösen Pflicht."

Das sittliche Pathos aller großen Propheten richtet sich daher keineswegs blos gegen den Götzendienst, sondern auch gegen die monolatrische, das heißt äußerliche Verehrung auch des wahren Gottes. Nicht um Abstellung des Opferdienstes, um eine kultische Reformation, ist es ihnen zu tun, sondern um die Darlegung, wie völlig unnütz der äußere Dienst ist, wenn das Herz unheilig und die Handlungsweise lieblos und ungerecht ist. Will man Beispiele anführen, so kann man ganze Seiten aus den Propheten abschreiben, was ich in der Voraussetzung unterlasse, daß darüber ja keine Meinungsverschiedenheit herrscht. Man macht freilich geltend, daß das Alles nach dem Exil sich geändert habe, daß da der äußere Dienst in den Vordergrund getreten ist, und tut, als ob Esra sich mit den Propheten gar nicht vereinigen lasse. Indeß daß Esra den Idealismus der Propheten zu einem Sauerteige machte, der das ganze Volk durchdrang, daß er den monotheistischen Gedanken durch straffere Handhabung des Gesetzes unverlierbar machte, daß er erkannte, wie hohe Gedanken niemals ein Volk beherrschen, wenn sie ihm nicht täglich in sichtbaren Uebungen entgegentreten, ist ein Ruhmestitel, der ihm bei den Lehrern mit Recht den Namen eines zweiten Moses einträgt und der ihm vor allem dadurch für alle Zeiten gesichert bleibt, daß durch sein und ähnlicher Männer Wirken jede Spur von Götzendienst für

*) Merkwürdig ist es, daß der Talmud (Berach. 33 b) den vollen Sinn dieser Stelle verkennt; richtig erkannt und erklärt ist sie von Nachmanides.

immer aus der Mitte Israels geschwunden ist. Doch kommen wir auf den Gedanken zurück, wie die Höhe der religiösen Anschauung bei den Propheten tatsächlich nur eine einfache Konsequenz des Monotheismus war.

Die Unvergleichlichkeit Gottes, die ihn weghebt über alles Werden und Entstehen, über Leiden, Schicksale und darum auch über Leidenschaften und Begierden giebt ihm einerseits ein Sein, wie es kein anderes Wesen hat, das ursprüngliche, das unabgeleitete Sein, also das Prädikat der Ewigkeit im Gegensatze zu allem anderen, das nur geschaffen ist, andererseits ein inneres Wesen, das selbst frei von Bedürfnissen, keinen anderen Dienst verlangt als den Wandel, der in der Schrift ausdrücklich als „Weg Gottes" bezeichnet wird, zu wahren Liebe und Recht. Die Ewigkeit und die Heiligkeit Gottes sind im Monotheismus eingeschlossen und brauchen blos aus ihm hervorgeholt zu werden, wie sie in der Tat daraus häufig bei den Propheten hervorgeholt werden. Im Jesaias sind bisweilen alle diese Eigenschaften Gottes, seine Unvergleichlichkeit, Heiligkeit, schöpferische Erhabenheit über alles Geschaffene und Ewigkeit, gleichsam in einem Atem ausgesprochen: „Wem wolltet ihr mich vergleichen, daß Ich gliche, spricht der Heilige? Erhebet eure Augen gen Himmel und sehet: wer hat das alles geschaffen?" (Jes. 40, 25—29.) Dasselbe Kapitel macht auch aus dem Umstande, daß er alles hervorgerufen, die Konsequenz, daß kein Dienst, der ihm geweiht ist, seinetwegen gethan werde, sondern nur unseretwegen, in den Worten: „Der Libanon genügte nicht zum Brennholz und sein Wild genügte nicht zum Ganzopfer" (V. 16).

Wir sprechen also einstweilen unter Vorbehalt der noch näheren Entwickelung als Resultat der ganzen Betrachtung den Satz aus, daß die monotheistische Fassung des Gottesbegriffes allein imstande ist, den Glauben und die Verehrung Gottes von Aberglauben fernzuhalten. Wir sehen im Polytheismus und im Aberglauben geradezu Wechselbegriffe. Auch finden wir im Altertum nur einen wahren Monotheismus, den des Judentums, und glauben, ihn nicht besser schildern zu können als mit den wahrhaft klassischen Worten Maspero's (Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum, deutsch

von Pietschmann, S. 287—288): „Die Glaubensrichtung der Israeliten bildete den auffälligsten Gegensatz zu den kananäischen Religionen. Bei den Juden finden sich wohl einige unklare Spuren von einem ursprünglichen Heidentum, Götter (elohim), heilige Steine (Bethel), Götzenbilder (theraphim), welche Familiengötter sind und zu dem ererbten Besitz des Stammes gehören, sie sind jedoch im Grunde Monotheisten. Und dazu hat sich ihr Monotheismus niemals wie in Aegypten und Chaldäa unter einer pantheistischen Hülle versteckt, er ist es innerlich und äußerlich. Sie haben nur einen Gott und diesen Gott vermengen sie nicht mit dem Weltall, gestehen ihm weder Bestandteile noch Geschlecht zu. Ihr Gott ist von der Welt abgesondert, erzeugt nicht, noch wird er erzeugt, empfängt nicht, noch wird er empfangen, kein Gott steht ihm gleich, noch ist ihm einer untergeordnet. Die ganze Natur ist seiner Hände Werk, die Naturgesetze sind nicht vergötterte Aeußerungen von ihm, sondern bleiben stets beabsichtigte Wirkungen seiner Gottheit. Der Donner ist seine Stimme, der Blitz sein Licht, seine Waffe der Hagel und der Sturmwind. Donner, Blitz und Hagel werden nie zu selbständigen Wesen, sie sind Thaten Gottes."

Freilich bleiben uns jetzt noch die Fragen zu erörtern: Sind denn im Mosaismus nicht auch abergläubische Momente vorhanden und hat nicht auch das Heidentum monotheistische Tendenz?

V. Der Mosaismus und das Wunder.

Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um auf die Frage zu kommen: Wie kannst Du den Mosaismus als Befreier von allem Aberglauben nennen, wenn doch der Wunderglaube in ihm lebendig ist, ein Glaube, der Vielen einfach als Aberglaube erscheint? Es gehört schon etwas mehr Nachdenken dazu, um trotz dieses Wunderglaubens den Mosaismus und den ganzen Prophetismus in ihrer das Gemüt befreienden und läuternden Kraft zu erkennen. Als daher mein verewigter Bruder das glückliche Thema behandelte: „Der Aberglaube und die Stellung des Judentums zu demselben,"*) da wurde ihm von der Kritik entgegen-

---

*) Von Dr. D. Joël, Seminarrabbiner. Heft I erschien bei Wilh. Köbner (Breslau) 1881, Heft II bei Schottländer 1883.

gehalten vor allem der Einwand, der Begriff des Aberglaubens sei von ihm nicht vorerst präzisiert worden, und zur Erklärung des Einwandes hinzugefügt: „Wunderglauben ist natürlich nicht eingeschlossen.“ (Steinschneider: Hamaskir, Juli 1881, Nr. 121—122, S. 15.) Ich glaube nicht, daß der Verewigte auf diesen Einwand bei seinem sehr konservativen religiösen Standpunkte die Antwort in dem Sinne gegeben haben würde, wie ich sie jetzt gebe. Aber darauf kommt es ja nicht an, sondern darauf, daß wir uns überhaupt über den Wunderglauben verständigen.

Es scheint nahe zu liegen, die mittelalterlichen jüdischen Denker zu Rate zu ziehen, die ihren Scharfsinn am Wunderglauben geübt. Aber nur Weniges von dem, was sie geäußert, gewährt uns heute noch Befriedigung. Von Aben Esra's mystischer Erklärung (angeführt im Kommentar des Schemtob zu More, II, Kap. 29), daß es eine solche Verbindung des Prophetengeistes mit dem Gottesgeiste giebt, die den Propheten befähigt, Thaumaturg zu werden, können wir absehen. Er fügt zum Wunder noch ein Wunder hinzu, wenn er nicht Gott, sondern den Propheten zum Wundertäter macht. Ehrenwerter sind die Anstrengungen des Maimonides. Im Grunde erlaubten ihm seine Prinzipien, die Wunder zu statuiren. Er sagt ausdrücklich, daß die Anstrengungen, die er gemacht hat, um den Anhängern des Aristoteles, zu denen er selbst sich rechnet, zu zeigen, wie Aristoteles seinen Satz, die Welt bestehe von Ewigkeit her, durchaus nicht bewiesen habe, vor allem den Zweck gehabt, um nicht aus Gott statt eines freien Schöpfers ein in den Banden der Notwendigkeit einhergehendes Wesen zu machen und so die Religion an der Wurzel zu treffen, insofern dann die Wunder unmöglich seien (More, II., Kap. 25). Aber Maimonides ist bekanntlich ein nüchterner Mann, dem ein starker Wunderglauben gegen den Strich geht, und so bemüht er sich, die Wunder sowohl der Zahl, als auch der Dauer, als auch der Bedeutung nach abzuschwächen. Durch seine Behandlung zahlreicher Erzählungen der Schrift als innerer Vorgänge in der Seele der Menschen vermindert er die Zahl der Wunder. Durch seine Behauptung, daß jedes Wunder nur eine momentane Unterbrechung des Naturlaufs gewesen sei, der sofort wieder in

seine Rechte tritt, will er sich als einen Anhänger der strengen Naturgesetzlichkeit erklären, so sehr auch nach seiner Ueberzeugung Gott die ganze Natur jeden Augenblick verändern könnte. Wohlgefällig zitiert er auch, obwohl er der Ansicht nicht zustimmt, die Aeußerungen talmudischer Lehrer über die Wunder, weil diese Aeußerungen ein lobenswertes Bestreben bekunden, die Wunder selbst als eine Art Naturgesetz hinzustellen. Seine Worte in dieser Beziehung sind interessant und verdienen eine Wiedergabe: „In Wahrheit, die Lehrer haben sich über die Wunder in einer sehr seltsamen Weise vernehmen lassen in einer Stelle, die Du in Bereschith Rabba und Koheleth Rabba findest. Aber der Gedanke, den sie haben ausdrücken wollen, ist folgender, daß die Wunder gleichfalls in gewisser Weise in der Natur begründet sind. Denn, sagen sie, als Gott dieses All schuf und in dasselbe gewisse natürliche Beschaffenheiten legte, legte er auch in diese Beschaffenheiten die Fähigkeit, alle die Wunder entstehen zu lassen, welche eingetreten sind in dem Momente, in dem sie eben einzutreten hatten. Das Zeichen (Wunderzeichen) des Propheten besteht nur darin, daß Gott ihn die Zeit wissen läßt, wo er ein solches Ereignis ankündigen und wo das Wunderbare geschehen soll, das gleich bei der Schöpfung in die Natur des Trägers dieses Geschehens ist gelegt worden. Und wie die Stelle das gemeint hat? Wie Du sehen wirst, so erweckt sie eine hohe Meinung von dem Verfasser dieses Ausspruchs und zeigt, wie schwer er sich zu der Einräumung entschloß, daß nach vollendetem Schöpfungswerke in der Natur etwas völlig Neues entstehen oder ein veränderter Willensakt Gottes das umändern sollte, was einmal durch göttlichen Willen so und nicht anders fixiert worden ist. Seine Meinung scheint zu sein, daß beispielsweise es in die Natur des Wassers gelegt worden sei, kontinuierlich zu sein und von oben nach unten zu fließen, mit Ausnahme in der Zeit, wo die Aegypter darin untergehen sollten; damals allein sollte das Wasser sich spalten. So habe ich Dir den wahren Sinn der fraglichen Stelle bemerklich gemacht und daß sie der Annahme ausweichen will, als sei irgend etwas in der Natur neu entstanden. R. Jonathan sagt: Gott hat dem Meere (gleich bei der

Schöpfung) die Bedingung vorgeschrieben, sich vor den Israeliten zu spalten; das sei der Sinn des Verses: „Und das Meer kehrte gegen Morgen wieder zu seinem früheren Zustande (לאיתנו zu seiner früheren Kondition) zurück." R. Jeremias, Sohn des Eleaser sagt: Nicht blos dem Meere, sondern allem, was in den sechs Schöpfungstagen entstanden war, schrieb Gott solche Bedingungen vor, das sei auch der Sinn der Worte (Jes. 45, 12): „Ich, meine Hände haben die Himmel ausgespannt und ihrem ganzen Heere habe ich Befehle erteilt"; Ich habe dem Meere befohlen, sich zu spalten, dem Feuer, dem Chanania, Michael und Asaria nicht zu schaden, dem Löwen, dem Daniel nichts Böses zu tun, dem Wallfisch, Jona wieder auszuspeien" (More II, Kap. 29).*)

Schon mittelalterliche Lehrer waren der Meinung, daß Maimonides hier etwas in die alten Lehrer hineingetragen, was sie nicht sagen wollten (vgl. den Kommentar von Schemtob z. St.), und der bekannte Verfasser der Tosafoth zu den Mischnajoth zeigt (Spr. der Väter 5, 6), wie wenig haltbar eine solche Ansicht der Lehrer wäre, wenn man sie auf die einzelnen Fälle in der Bibel anwenden wollte. Wie könnte z. B. Moses zu Pharao sagen: „Für welche Zeit wünschest Du mein Gebet, daß die Frösche von Dir weichen sollen?" und ähnliches. Er führt den trefflichen Vidal Menahem b. Salomo Meiri (Graetz, VII[2], S. 240) an, welcher sagt, die Meinung der talmudischen Lehrer ginge nicht dahin, daß das Naturobjekt diese seltsame Eigenschaft habe, zur Zeit des Wunders seine Eigenart gewissermaßen naturgesetzlich in ihr Widerspiel zu verkehren, sondern daß Gott seinen Willen nicht habe zu ändern brauchen, indem er das Naturobjekt gegen das ihm von Gott selbst eingepflanzte Gesetz zur Zeit des Wunders wirken ließ, sondern daß diese Einwirkung von Gott bereits im vorschauenden Geiste gleich bei dem Schöpfungswerke vorgesehen worden. Wir atmen hier den Geist der Scholastik. Aber der Sinn für geschichtliche Entwickelung wird nicht darum antiquierte Lösungsversuche geringschätzig behandeln.

---

*) Vgl. noch Joëls Abhandlung über Maimonides, S. 77.

Derselbe Maimonides aber sucht — und das mit mehr Glück — die Bedeutung des Wunders innerhalb der mosaischen Religion herabzusetzen, indem er es aus seiner zentralen Stellung rückt. Er sagt einmal: „An unsern Lehrer Mose glaubten sie nicht wegen der Wunder, die er getan, denn wer nur um der Wunder willen glaubt, in dessen Herzen bleibt ein Skrupel zurück.“ (H. Jesode hatora, Kap. 8. Vgl. Deuteron. 13, 2—5.) In der Tat, so wenig in diesen Worten die Lösung liegt, so enthalten sie doch ein Moment, das wir uns bei unserer Erörterung nicht entgehen lassen dürfen. Beginnen wir die Sache selbständig und von neuem.

Das Mittelalter konnte die Frage nicht lösen, weil Bibelkritik im heutigen Sinne des Wortes, ich will nicht sagen nicht existierte, aber sich nicht hervorwagte. Daß in der Bibel häufig die Tatsache, welche wirklich geschehen, von der Wiederspiegelung der Tatsache in der Relation muß unterschieden werden, nahm man nicht an. Ebensowenig daß die ganze heutige Auffassung von natürlich und übernatürlich der Schrift fremd ist. Wir aber werden Beides für unsere Behandlung der Sache nicht unbenutzt lassen können. Der Wunderglaube in einem gewissen Sinne und in einem gewissen Umfange gehört so sehr zur Religion, daß man sagen kann, ein gewisser Wunderglaube ist mit dem Glauben an Gott ganz von selbst gegeben. Wer leugnet, daß Gott auf die Welt einwirkt, die Ereignisse gestaltet, die Natur in den Dienst seiner Zwecke nimmt, hat überhaupt keinen Gott. Nicht Alle haben sich das klar gemacht. Die Wunderleugner haben folgende Disjunktion hingestellt: entweder glaubt man an die Konstanz der Naturgesetze, dann giebt es überhaupt kein Wunder, oder man ist abergläubisch genug, die Natur gelegentlich auch als losgebunden von ihren Gesetzen hinzustellen, dann freilich ist alles möglich, dann möchten wir aber auch wissen, welche abenteuerlichen Erzählungen nicht geglaubt werden können. Die dritte Möglichkeit, daß die Konstanz der Gesetze gewahrt bleibt, Gott aber diese Gesetze in seinen Dienst nimmt, um seine Zwecke zu erreichen, sie war wohl dem Mittelalter bekannt, weil es eben gottgläubig war, ist aber nicht ebenso bekannt denen, die sich gegen alles wunderbare Geschehen auflehnen. Machen sie sich ihren Gedanken klar, so liegt

darin: der Mensch hat zwar die Fähigkeit, die Natur in seinen Dienst zu nehmen und so Zwecke zu erreichen, die sie von selbst keineswegs erreicht hätte, Gott aber könne das nicht. Das heißt aber keinen freien lebendigen Gott haben. Man sagt zwar: wir sträuben uns nicht gegen solche Wunder, sondern nur gegen diejenigen, welche im Widerspruche mit den Gesetzen der Natur geschehen. Aber ich habe gezeigt, daß man meist weiter geht und zu unglaublichen Wundern auch solche zählt, bei denen eine Aufhebung der Naturgesetze nicht angenommen zu werden braucht.

Nun aber scheint das nicht weiter zu führen. Ich glaube aber doch. Der Glaube, daß Gott Wunder tut, hat für die Religion ein primäres Interesse; der Glaube, wie Gott die Wunder tut, hat nur ein sekundäres Interesse, nämlich das bibelkritische, wie wir die Auffassung der Wunder in den Bibeltexten mit unserer Auffassung vereinigen können. Nehmen wir als Beispiel die Rettung Israels und den Untergang der Aegypter im roten Meere. Mir ist es nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß es Gottes Fügung war, welches das Meer in den Stunden trocken sein ließ, als Israel durchzog, und in den Stunden in seiner alten Gewalt strömen ließ, als die Aegypter nachzogen. Habe ich mich damit schon über das „Wie des Geschehens" geäußert? Nicht einmal die Schrift tut das. Ja, diese Stelle kann uns eine Art Schlüssel sein für die Auffassung der Bibelautoren. „Gott," heißt es, „ließ durch einen starken Ostwind die ganze Nacht das Meer ablaufen und machte das Meer zu einem trockenen Grunde." Diese Stelle ist von den alten Erklärern nicht unbeachtet geblieben. Der verständige Samuel ben Meir sagt: „Nach gewohnter Weise (naturgesetzlich) ging Gott zu Werke, denn der Wind trocknet und macht die Ströme versiegen." Nachmanides macht dieselbe Bemerkung, nur daß er hier eine besondere Absicht Gottes annimmt, warum er den Schein des Naturgesetzes wahrt. Was ist die Wahrheit? Ganz einfach, daß den biblischen Autoren die ganze Unterscheidung zwischen den Wundern Gottes innerhalb des Naturgesetzes und gegen das Naturgesetz fremd ist. Die Bibel kennt keine Natur, wie sie auch das Wort nicht hat.

Für die Schrift giebt es nichts als Gott und Welt, die sie wohl auch als „Himmel und Erde" bezeichnet.*)

Und im Grunde genommen hat die Bibel recht. Denn wer will in Abrede stellen, daß durch den von den Griechen entlehnten Vorstellungsinhalt und Sprachgebrauch die Natur leicht zu einem mythologischen Wesen wird, welches sich zwischen die Dinge und Gott selbständig einschiebt? Meint man aber, daß umgekehrt wiederum dem biblischen Schriftsteller dadurch jede Vorstellung von festen Naturgesetzen fehlt, so ist das nicht ganz genau. Um auszudrücken, wie fest Gott an seinem Bunde mit den Nachkommen Jakobs und Davids halten werde, läßt z. B. Jeremias 33, 25 ff. Gott sagen, daß dieser Bund so fest sei, wie er die ewigen, großen Weltgesetze und Naturordnungen bestimmt habe. Aehnlich wird daselbst 31, 35—36 von den nie weichenden Satzungen für Sonne, Mond und Sterne geredet. Nicht minder Hiob 38, 33 von den für den Himmel geltenden Satzungen. Aber wahr ist das Eine, daß durch die biblische Vorstellung, nach welcher Gott selbst zugleich für die Natur mit funktioniert („der zu seinem Fahrzeug Wolken macht, der auf Windesflügeln einhergeht, der zu seinen Boten Winde macht, zu seinen Dienern flammend Feuer, der sprossen läßt Gras fürs Getier, Kraut zum Dienste des Menschen" u. s. w.), den biblischen Schriftstellern der Unterschied, ob Gott seine Wunderkraft mit Respektierung der Naturgesetze oder mit deren Aufhebung bekundet, nicht ins Gewicht fällt. Der Regenbogen ist so gut ein „Oth" (Zeichen, Wunder) wie das, was wir heute im engern Sinne Wunder nennen. Lessings Wort: „Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können, werden sollen", paßt mehr auf uns als auf die biblischen Schriftsteller. Sie werden nicht satt, gerade die alltäglichen Wunder als Taten Gottes zu preisen. Freilich fällt es ihnen auch ebensowenig schwer, Gott wirken zu lassen durch eine Verschiebung, be-

*) Natur ist ein heidnisches Wort, das mythologische Surrogat für einen Gott. „Teba" ist erst mittelalterlich. Ausdrücke wie „natürlich und übernatürlich" passen nicht ins alte Testament. Der Gegensatz ist: Schöpfer und Geschöpf, ursprüngliches Sein und abgeleitetes Sein.

ziehentlich Aufhebung der Naturgesetze. Was uns heute bei dieser Vorstellung stört, ist ja auch nicht der Umstand, daß wir Gott die Macht über die Natur nicht zuerkennen, sondern daß wir eine solche ausnahmslose Konstanz der Naturgesetze erfahren haben, daß wir darin gleichsam die Gesetze auch von Gottes eigener Natur erblicken, daß wir darum nicht gut annehmen können, er bedürfe, um seine Zwecke zu erreichen, einer solchen Revolution, die seit Jahrhunderten kein beglaubigter Augenzeuge je gesehen.

In einem Punkte stehen wir dem Wunderglauben freier gegenüber als das Mittelalter. Das Mittelalter wurde von der doppelten Frage bedrückt, einmal: Wie sollte die Natur sich ändern, wie sollte das Feuer einmal nicht als Feuer und das Wasser einmal nicht als Wasser wirken? Dann aber auch: Wie kann Gott selbst seinen Willen ändern? Diese letztere Schwierigkeit war eine scholastische. Es war nicht der Gott des Moses und auch nicht der Gott unserer Tage, sondern es war der Gott des Aristoteles, welcher als Denker des Denkens in beständiger Identität erstarrt, um einen Ausdruck Lotze's zu gebrauchen (Mikrokosmos III., S. 364). Unser Gott, eine Forderung der vernünftigen und moralischen Natur des Menschen, ist aber ein Gott, der nicht blos Theorie treibt wie der aristotelische, sondern der handelnd eingreift, so daß seine ewige Mitwirkung bei allem Geschehen ohne jeden Denkwiderspruch als eine veränderliche Größe gefaßt werden kann.

Nicht einen Augenblick soll darum vergessen oder vertuscht werden, daß die Autoren der Bibel die Tatsachen oft so erzählen, daß wir in dieser Weise sie uns nicht denken können und daß nur die bibelkritische Ansicht, nach welcher zwischen dem Ereignis und dem Erzählten unterschieden werden muß, allein befriedigen kann.

Aber wir kommen jetzt zur Hauptfrage: Wenn doch der Mosaismus und der Prophetismus das Wunder in einer Art statuiert, die kein Gesetz und keine Regel gelten läßt, ist da nicht wiederum dem Aberglauben Tür und Tor geöffnet? Wir antworten: soweit der Aberglauben verderblich ist, nein! Das Traurige des Aberglaubens besteht jedoch darin, daß der Mensch, weil die Welt voll ist von geheimnisvollen

Mächten, denen man sonst nicht erreichbare Wirkungen zutraut, den Versuch macht, durch allerlei Künste sich diese Mächte zu gewinnen, daß die Religion so in Magie umschlägt und daß selbst die religiösen Menschen, welche es für unerlaubt halten, sich der Magie zu ergeben, sie dennoch als eine geheimnisvolle Kunst scheuen und vor ihr zittern. Das alles ist beim Mosaismus und Prophetismus, so lange er rein aufgefaßt wird, nicht möglich. „Niemand außer ihm" heißt es. Dieses Wort hält sich noch ein Talmudlehrer als Schutzwehr vor zu einer Zeit, wo leider der Aberglaube aus der heidnischen Umgebung in die jüdischen Kreise gedrungen war. Er fürchtet die Hexe nicht, denn en od milbado „Niemand außer ihm!" (Chulin 7b.)

Auch bei der Annahme, daß Gott zum Beweise seiner Macht die Naturgesetze nicht respektiert, kann bei richtiger Auffassung der prophetischen Lehren niemand auf den Gedanken kommen, auf ihn magisch wirken zu wollen. „Liebe verlange ich, nicht Schlachtopfer" (Hosea 6, 6). Gerade weil im Mosaismus allem Andern in der Welt jede Herrschaft über die Natur genommen ist und sie ganz auf den durch und durch moralisch aufgefaßten Gott übertragen ist, gerade weil er „allein Wunder tut," sind die abergläubischen Wege, zu Macht und Gunst und Weisheit zu kommen, abgeschnitten. Man mag immerhin zeigen: auch in einer streng monotheistischen Religion findet sich Aberglauben, er ist darin trotz und nicht wegen des Monotheismus. Sowie er erkannt wird in seiner Reinheit und Wahrheit, schwindet auch der Aberglaube. Der Monotheismus hat eben die Natur, die ihm an sich fremden abergläubischen Zutaten auszuscheiden, der Polytheismus aber kann sich sublimieren so fein er will, er ist Grund und Quelle für den Aberglauben.

Geschichtlich läßt sich das leicht belegen. Maimonides war bekanntlich ein orthodoxer Lehrer des Judentums, der kein gültiges Gebot der Schrift auch in seiner Auslegung und Erweiterung durch den Talmud für unverbindlich hielt. Dennoch scheidet er rücksichtslos in seiner Kodifikation der talmudischen Halacha alles Abergläubische, das im Talmud sich findet, aus. Er kennt keine Schedim (Geister), keinen astrologischen Wahn, keinen Zauberspuck und dergleichen.

Nachdem er in seiner Abhandlung über „Götzendienst“ im elften Kapitel nach Bibel und Talmud die Verbote der Zauberei, der Zeichendeuterei, des Glaubens an Omina, an Besprechungen, an Totenbefragung u. s. w. auseinandergesetzt, schließt er mit folgenden für das Mittelalter wahrlich achtungswerten Worten ab: „Und diese Dinge sind sämmtlich Lug und Trug, mit denen die Götzendiener der Vorzeit die Völker der Erde in die Irre geleitet, um sich der Führung derselben zu bemächtigen. Es ziemt sich nicht für Israel, das aus verständigen Leuten besteht, sich von diesem Wahne anziehen und sich verführen zu lassen, daß diese Dinge irgendwie frommen. Es heißt ja: „Nicht ist Zauberei in Jakob und keine Wahrsagerei in Israel.“ Ferner: „Die Völker, die du austreibst, hören auf Zauberer und Weissager, nicht also ist dein Teil von Gott.“ Wer von diesen Dingen und ähnlichen glaubt, daß in ihnen etwas Wahres und Kluges steckt, nur daß es die Thora verboten, gehört zu den Toren und schwachköpfigen Leuten, wie Frauen und Kinder, denen es an voller Einsicht gebricht. Aber weise und voll ausgebildete Leute wissen es apodiktisch, daß all diese von der Thora verbotenen Dinge nichts Gescheidtes enthalten, sondern nichtig und eitel sind, so daß sich von ihnen nur des Wissens ermangelnde Leute anziehen lassen, die um ihretwegen die wahren Bahnen verlassen. Darum drückt sich auch die Thora, vor diesen nichtigen Dingen warnend, aus: „Ganz sollst du sein mit dem Ewigen deinem Gotte“!

In dieser Beziehung hat aber Maimonides einen ebenbürtigen Vorgänger namentlich an Abenesra, der in seiner knappen Weise sagt: „Die hirnlosen Leute meinen, es müsse doch etwas daran sein (an der Zauberei), nur daß Gott sie verboten habe. Aber die Thora hat nirgends die Wahrheit verboten, sondern nur die Lüge.“ (Komm. zu 3. B. M. 19, 31) Leider haben aber nicht blos hirnlose Leute, sondern auch hochbegabte, so der ausgezeichnete Lehrer Nachmanides aus Gründen, die in seiner Richtung liegen und auf die wir noch zurückkommen, der Magie eine Art von Bedeutung zugetraut. War ja doch Abenesra selbst nicht frei von dem Glauben an Astrologie, während Maimonides auch in dieser Beziehung durch seine Unbefangenheit hervorragt (Hilch. Teschuba 5, 4).

Eine Einschleppung des Aberglaubens selbst in die religiöse

Praxis ist erst der Kabbala gelungen, obwohl nicht ohne meist erfolgreichen Widerstand von Seiten nüchterner Talmudisten. So wenig es nämlich im Talmud an abergläubischen Vorstellungen fehlt, so sind doch diese Vorstellungen in der halachischen Praxis nur schwach zur Ausprägung gekommen. Erst als hebräische und chaldäische Uebersetzungen und Bearbeitungen von gnostischen und neuplatonischen Schriften den Lehrern des Mittelalters als ererbtes jüdisches Gut erschienen, war eine Art latenter Polytheismus in jüdische Kreise mit der Empfehlung gedrungen, als stamme das von den alten Tradenten der mosaischen Lehre. Der richtigen Auffassung des Maimonides und, wie wir zur Ehre der eigentlicheu Halachisten sagen müssen, gerade der Talmudlehrer einseitiger Richtung und strengster Observanz von dem Wesen der Gebote, der Riten und der Ceremonien, trat die heidnisch gefärbte der Kabbalisten gegenüber. Da ich hier nicht ins Spezielle eingehen will, so sei das im Großen und Ganzen erläutert.

Wer beispielsweise an jedem Morgen die Gebetriemen anlegt, um sich an den Inhalt der in den Kapseln enthaltenen Schriftkapitel zu erinnern und so seinen Arbeitstag zu weihen und zu heiligen, der begeht gewiß eine untadelige, religiös in hohem Grade förderliche fromme Uebung. Wer aber von dem Anlegen der Gebetriemen eine Art magischer Wirkung auf Gott erwartet, der handelt nicht im Sinne Moses, sondern im Sinne des Plotin und Proclus. Nun diese letztere Ansicht machen die Kabbalisten mit großem Geräusche gegen Maimonides geltend. Nicht minder ist es gewiß schön und erhebend, daß an der Türpfoste die mahnenden Kapitel angeschlagen sind, deren stete Beherzigung die Schrift wünscht. Wer aber die Mesusa als Schutzmittel gegen böse Geister verwendet, der „verkehrt die Worte des lebendigen Gottes". Daß Maimonides tatsächlich den Sinn des mosaischen Gebotes getroffen und nicht die Kabbalisten, geht aus den Worten, mit denen die Schrift das Gebot der Schaufäden einführt, in unzweideutigster Weise hervor.

Wir halten hier inne, weil wir meinen, genügend gezeigt zu haben, daß der in der spätern jüdischen Literatur sich vorfindende Aberglauben aus geschichtlicher Unkenntnis und Mangel

an nüchternem Denken aus der Fremde verschleppt war und eigentlich kein beneidenswertes Dasein gefunden, da die eigentlichen Dezisoren für die Praxis immer den Skrupel hatten, ob das nicht „emoritischer Brauch“ sein könnte.

VI. Die monotheistische Tendenz.

Verläßt man den Boden geschichtlicher Forschung und sieht die Sache mit heutigen Augen an, so wird man die Frage, ob auch das Heidentum eine monotheistische Tendenz hatte, ohne weiteres bejahen. Ist doch das Zusammenfassen des Vielen in eine Einheit geradezu das Wesen des menschlichen Geistes, findet doch die Vernunft nicht früher Beruhigung, bis sie „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ gefunden. Und dessen dürfen wir gewiß sein, daß uns die Geschichte nicht gerade etwas wird finden lassen, was der Natur des menschlichen Geistes widerspricht. Aber wenn wir näher auf den Sinn und die Absicht unserer Frage eingehen, so wird man sie nicht nach einer Art apriorischen Meinens beantworten, sondern ein Eingehen wenigstens auf die edelsten Formen des alten Heidentums sich nicht ersparen. Wir haben ja die Frage nicht blos in dem Sinne und der Absicht aufgeworfen, um zu erfahren, ob nicht trotz der Vielnamigkeit und Besonderheit der einzelnen Götter die Tendenz zur Zusammenfassung derselben entweder in einen obersten Gott oder in einen sie alle erzeugenden Urgrund sich finden läßt, sondern vor allem im Zusammenhang mit unsern bisherigen Untersuchungen zu dem Zwecke, um uns zu überzeugen, ob die in den heidnischen Religionen etwa sich findende monotheistische Tendenz ihnen den Ertrag für das Leben brachte, den ein wirklicher Monotheismus bringt. Daß die Frage im letztern Sinne verneint werden muß, soll unsere Untersuchung zeigen.

Gehen wir darum auf das griechische Heidentum als auf die edelste, auf das ägyptische und babylonische ein als auf die Formen des Heidentums, denen wir ob ihres Alters und um ihrer geschichtlichen Beziehungen willen einen Einfluß auf das Judentum zuschreiben können.

Auffallend dürfte Vielen das Ergebnis erscheinen, daß am wenigsten die griechische Volksreligion monotheistische

Tendenzen zeigt. Der Grund liegt aber einerseits in der Entstehung derselben, andererseits in der künstlerischen Anlage des Volkes.

Ursprünglich war die griechische Religion Naturreligion. Namentlich waren es wie bei anderen Heiden diejenigen Naturwesen, die durch ihre imponierende Schönheit, ihre Macht und ihren Einfluß am meisten in die Augen fielen, der Himmel mit seinem Sternenheer. „Es ist offenbar," sagt Plato, „daß die ersten Menschen in Griechenland diese allein für die Götter angesehen haben wie jetzt viele der Barbaren, nämlich Sonne und Mond und Sterne und Himmel." Dasselbe sagt Aristoteles: Es ist von den Vorzeitlichen und ganz Alten in Form des Mythos überliefert worden als Nachlaß an die spätern Menschen, daß diese (die Gestirne) Götter sind und daß das Göttliche die ganze Natur umfaßt. Das Übrige ist bereits in mythischer Form hinzugefügt zur Ueberredung der Menge und zum Gebrauch für die Gesetze und das Nützliche. Als menschenähnlich sowohl als auch einigen andern von den Lebewesen gleich bezeichnete man sie, und dem Aehnliches und Verwandtes hat man daran geknüpft. Sieht man davon ab und hält blos das Erste fest, daß sie die ersten Wesenheiten für Götter hielten, so muß man das als göttlich gedacht bezeichnen.

Aristoteles weiß also die ursprüngliche Naturreligion besser mit seinem philosophischen System zu vereinigen als die später anthropomorphen oder, da er offenbar auch von Aegypten redet, zoomorphen Götter. In der Tat störte gerade der Uebergang von der bloßen Personifizierung oder richtiger von der bloßen Verlebendigung der Naturwesen und Kräfte zu der plastischen Ausgestaltung dieser Wesen zu Idealmenschen, wie er allmälig durch die griechischen Dichter und Künstler sich vollzog, das Zusammengehen der Götter in eine einzige Potenz mehr, als das bei den blos etwas selbständig gefügten Naturwesen und Naturkräften der Fall war, die doch ohnehin die Tendenz hatten, zur Einheit der Natur sich zusammenzuschließen.

Zu Herodots (II. Kap. 53) berühmt gewordenem Satze: „Diese (Homer und Hesiod) haben den Hellenen ihr Göttergeschlecht gebildet, indem sie ihnen sowohl ihre Beinamen

gegeben, als auch die Ehren und Künste unter ihnen verteilt, als auch ihre Gestalt angedeutet haben" ist daher freilich als eine einschränkende Bemerkung hinzuzufügen, daß es von der Anbetung der Gestirne und der Natur nur in einem langen Zeitraum zu der bunten Fülle der bei den genannten Dichtern auftretenden individuell charakteristischen Göttergestalten gekommen sein kann. Aber wahr ist es doch, daß die Poesie das Unbestimmte bestimmt und nicht mehr leicht verschiebbar gemacht. Was sie begonnen, das haben die Künstler vollendet, und was Homer durchs Wort, das haben die Künstler durchs Bild der Volksseele so fest eingeprägt, daß die Reflexion nicht mehr die Macht hatte, sie aus dem Leben zu verdrängen. Die Tatsache, daß im Homer bereits eine Art systematische Vereinigung der Götter, also ein Götterkollegium uns entgegentritt mit Ueberordnung und Unterordnung, die Auffassung nämlich des Zeus als Vater der Götter und Menschen, hat bei weitem nicht die Konsequenz, daß man darin einen Ansatz zum Monotheismus sehen kann. Schon die im Homer stehende Bezeichnung des Zeus als Kroniden nimmt ihm das Attribut der Ewigkeit und schließt den Gedanken aus, daß er alles geschaffen habe. Wer selbst einen Vater hat, ist nicht Schöpfer oder — da der biblische Begriff des Wortes Schöpfer für die Griechen ein Ungedanke ist — auch nicht Erzeuger der Welt und der Götter.

Dazu kommt, daß die Systematik der Götterhierarchie bei Homer nicht etwa eine vollendete, sondern eine durchaus flüssige ist. Die griechische Götterwelt ist ja eine Serie von Wesen, die nicht von einem einheitlichen Punkte aus der schöpferischen Phantasie des Volkes entsprungen sind. Ursprünglich war ihre Bedeutung eine lokale. Der physische und moralische Gesichtskreis einer Gemeinde schuf sich einen Einzel- oder Privatgott. Sehr zutreffend sagt Hermann:*) Der ursprüngliche Lokalgott habe nicht einen monotheistischen, sondern einen einzelgöttischen Charakter gehabt. Biblisch möchte ich mich ausdrücken: es war kein „El Kanna", kein eifersüchtiger Gott, dem gegenüber die Götter anderer Ge-

*) Karl Fr. Hermann: Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen. S. 7.

meinden „Nichtse“ waren. Vielmehr führte jede größere Vereinigung von griechischen Gemeinden auch zu einer Vereinigung von Göttern, von denen einige es bis zu einer allgemeinen Verehrung gebracht, andere den Charakter einer besonderen lokalen Schutzgottheit für besondere Zwecke nie verloren haben. Der Grund aber für diese Weitherzigkeit lag offenbar darin, daß der Grieche, wie der Heide überhaupt, eine spezifische Differenz zwischen einem Gott und einem Menschen nicht annahm. Unter Gott verstand er ein Wesen, das mehr Macht hatte als ein Mensch. Selbst der Unterschied zwischen Gott und Dämon bildete sich erst allmälig aus. Bei Homer sind beide Ausdrücke noch gleichbedeutend, erst Hesiod unterscheidet sie. So ist es denn nur natürlich, daß Menschen zu Göttern werden, in der besten griechischen Zeit allerdings erst nach ihrem Tode, in der Zeit des Verfalls und des sinkenden Selbstbewußtseins aber auch schon bei Lebzeiten. (So wird Lykurg*) als Gott verehrt, Salganeus, der Lotse des Megabyzos, als Apollo, Pythagoras als Apollon Hyperboreios, Sophokles als Dexion. Ebenso wird dem Hippokrates von Aerzten alljährlich ein Opfer dargebracht. Als erstes Beispiel der Apotheisirung Lebender aber begegnet uns die göttliche Verehrung, die dem Lysander durch Errichtung von Altären, durch Opfer und Päane von griechischen Städten dekretiert wurde. Lysander hat dann eine lange Reihe von Nachfolgern an den Machthabern, denen die griechische Schmeichelei das Prädikat und die Ehre von Göttern verlieh.)

Bei solchen Anschauungen kann man umgekehrt sagen, daß die griechische Volksreligion die Tendenz hatte, die Zahl der Götter zu vermehren, nicht sie in einen einzigen aufgehen zu lassen. Selbst der Bestandteil der griechischen Volksreligion, den die Erforscher derselben als den edelsten bezeichnen, der Apollokult, dem „Hoheit und Sittenreinheit“ eignet und der von „aller phantastischen Mythologie entkleidet sich einem monotheistischen Glauben nähert“ (Bernhardy angeführt bei Hermann, S. 25) befestigt durch sein Orakel in Delphi den Polytheismus. Denn dieses Orakel verkündet

*) S. die Stellen bei Hermann. S. 59.

als das den Göttern Wohlgefällige, sie zu ehren in der Weise, wie der Staat (die Stadt) es vorschreibt. (Xenophon, M. S. IV 3,16.)

In der Tat war das der alleinige Begriff der griechischen Frömmigkeit (Eusebie). Wer den Göttern die durch den Staat und die Sitte anerkannte Leistung zollte, war fromm, wer das unterließ, war gottlos. Nicht die dogmatische Ansicht entschied über die Frömmigkeit, sondern das Verhalten in kultueller Hinsicht. Die Frömmigkeit war eine bürgerliche Leistung. Hatte der Staat einem Gotte die Aufnahme verweigert, so galt in seinem Bereiche für verbrecherisch, diesen fremden Gott zu ehren; bekam der Gott nachher das Bürgerrecht, so strafte man umgekehrt den Bürger, der seinen Kultus schmähte. Zeller*) begründet überaus zutreffend, warum es in Griechenland zu einer kontrollierbaren Glaubenslehre überhaupt nicht kommen konnte. Es gab ja keine kanonischen Religionsurkunden, aus denen ein theologisches Lehrgebäude hätte errichtet werden können. Die Menge der durchaus nicht übereinstimmenden Sagen über die Götter, ebenso die Darstellungen der Dichter, die sich frei und ziemlich unabhängig von einander bewegten, ließ es zu keiner festen und undurchbrechbaren Ansicht über die Götter kommen. Ehrte man nur die Götter in der vorgeschriebenen Weise, so war das Denken über sie frei. Zeller meint nun, daß dieser glückliche Umstand eine Philosophie in Griechenland erst möglich gemacht. Sie konnte von keiner bewachenden Theologie in ihrer Freiheit beschränkt werden, da es eine feste theologische Vorstellung überhaupt nicht gab. Aber indem wir gern diesen glücklichen Umstand preisen hören, können wir doch einen Nachteil dieses Nebeneinanderhergehens von Religion und Philosophie nicht verschweigen. Die Duldung hatte in Griechenland bekanntlich eine Grenze, so oft eine philosophische Lehrmeinung den Kultus der Staatsgötter selbst zu gefährden den Anschein hatte. Ich erinnere nur an das, was Jedermann bekannt ist, an die Verfolgung des Anaxagoras und Diagoras und vor allem des Sokrates. Das hatte freilich die griechische Philosophie nicht gehindert,

*) Die Philosophie der Griechen. I. (4. Auflage.) S. 44 ff.

die schärfste Kritik an den unwürdigen Vorstellungen, welche die Dichter über die Götter verbreitet haben, zu üben. Aber indem die Philosophen sich daran gewöhnten, ihre philosophischen Ansichten so vorzutragen, daß dabei der polytheistische Dienst fortbestehen konnte, war ihr Einfluß auf die Volksreligion nicht eingreifend genug, so daß als letztes Resultat sich herausgestellt nicht Ueberwindung des Polytheismus durch die Philosophie, sondern Unterjochung der Philosophie durch den Polytheismus. Wir kommen noch darauf zurück, nachdem wir einen andern, mit unserer Frage zusammenhängenden Punkt erledigt haben.

Es ist vorzugsweise das Verdienst Lobecks,*) daß man auch in Rücksicht auf die Mysterien in Griechenland sich ernüchtert hat. Man sieht jetzt nicht mehr in ihnen theosophische Weisheit, man fabelt nicht mehr von einem esoterischen Monotheismus, den sie gelehrt. Man weiß, daß schon die Vorgänge bei den Mysterien eine nüchterne Belehrung ausschließen. In den Mysterien erbaute man sich durch dramatische Vorführung der Götterlegenden, durch liturgische Formeln und Erzählungen über die Götter und Kultusstätten. In den Mysterien wurde der Kult geübt, der im Vergleich mit dem offiziellen die ältere Gestalt des griechischen Götterglaubens darstellte und der, an sich schon verwandt mit den orientalischen Kulten, von diesen auch manches herübernahm. Der philosophische Inhalt, den die sogenannten Orphiker ihren Mysterien gaben, ging doch nicht über einen solchen Pantheismus hinaus, der sich mit dem Polytheismus aufs beste vertrug.

Dagegen schreiben auch die nüchternsten Forscher den Eleusinien, namentlich aber den Orphikern, einen Einfluß auf die von der griechischen Philosophie vorgetragene Unsterblichkeitslehre zu. Wenn auch nach Zeller (I. S. 53 ff.) in den Eleusinien noch kein sicherer Unsterblichkeitsgedanke vorkommt, sondern den Mysten fürs Jenseits nur die Gunst der chthonischen Götter verheißen wurde, so steht er doch nicht an, den Orphikern die Lehre von der Unsterblichkeit oder

---

*) In Aglaophamus (vergl. den Art. Mysteria in Pauly's Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft).

genauer der Seelenwanderung in dem Sinne zuzuschreiben, daß sie diese Lehre nicht der Philosophie verdankten, sondern umgekehrt der Philosophie als eine Beisteuer geliefert hätten.

Das Verhältnis der Philosophie zur Religion wurde schon flüchtig berührt und soll hier noch etwas näher charakterisiert werden.

Kein Verständiger wird der griechischen Philosophie, dieser Wunderblüte des menschlichen Geistes, es bestreiten, daß sie hoch über den gewöhnlichen Vorstellungen der griechischen Religion stand. Ein Mann wie Xenophanes kritisiert die Anthropomorphisierung der Götter oder vielmehr Gottes mit einer Wendung des Gedankens, die drittehalbtausend Jahre später in Spinoza, wie ich glaube ohne Kenntnis des Xenophanischen Fragments, sich genau so wiederholt.*) In Sokrates, ob wir ihn, wie viele von Xenophon an, als Monotheisten**) fassen, wozu viele seiner überlieferten Aeußerungen uns veranlassen könnten, der von den Volksgöttern nur aus Anbequemung redet, oder, was gewiß richtiger ist, als einen Polytheisten, der aber die Götter zur Einheit des Göttlichen zusammenzufassen weiß, wird Jeder ein religiös-sittliches Genie anzuerkennen haben. Ueber die Erhabenheit der platonischen Vorstellung von der Gottheit braucht kein Wort verloren zu werden. Und dennoch, wie schon der große Leibnitz***) andeutet, haben sie nichts ausgerichtet.

---

*) Zeller, I., S. 490. Spinoza, ep. LX.

**) Zeller, II., S. 146.

***) Die Worte Leibnitzens, in der auch sonst sehr bemerkenswerten Vorrede zur Theodicee, lauten in dieser Beziehung folgendermaßen:

Die Heyden . . . . hatten nur eine Art der Formalitäten. Sie hatten wohl Zeremonien in ihrem Gottesdienste, aber von Glaubens-Artikeln hörte man bey ihnen nichts; es war ihnen auch niemahls in den Sinn gekommen, ihre dogmatische Theologie in gewisse Formeln zu bringen. Sie wußten nicht, ob die Götter würkliche Personen oder bloße Zeichen und Sinn-Bilder natürlicher Kräfte als z. E. der Sonne, der Planeten, der Elemente wären. Ihre Geheimnisse bestunden nicht in schweren Lehr-Sätzen, sondern in gewissen geheimen Verrichtungen, zu welchen Profane Leute, das ist, die dazu nicht eingeweyhet waren, niemahls zugelassen wurden. Diese Verrichtungen waren offters lächerlich und abgeschmackt, und man mußte sie geheim halten, damit sie nicht möchten in Verachtung kommen. Die Heyden hatten ihre

Es verlohnt sich wohl der Mühe, zu sagen, warum sie wenig ausgerichtet. Es ist, als ob Niemand über den Volksgeist, dessen Teil er ist, ganz hinauswachsen kann. Der durch die Geschichte gewordene geistige Zustand der Nation ist auch in dem größten Manne derselben ein Beherrschendes oder doch Stimmendes. Ob daher das Verhältnis der Philosophie zu der Volksreligion ein freundliches oder feindliches war, etwas spezifisch Hellenisches gibt sich in diesem Verhältnis immer zu erkennen. Die Hervorragendsten unter ihnen glauben den Polytheismus blos läutern zu dürfen, um ihn mit ihren reineren Vorstellungen von der Gottheit zu versöhnen.

Aber den Polytheismus läutern heißt Mohren weiß waschen wollen. Er selbst ist Quelle der Entartung. Die Andern, die, wie die Sophisten, der Volksreligion feindlich und ungläubig gegenüberstehen, machen nicht etwa den Uebergang vom Polytheismus zum Monotheismus, sondern zum Atheismus.*) Es wiederholt sich das in allen Phasen der Geschichte. Wer die Dogmen seiner Volksreligion für falsch ansieht, pflegt in der Regel nicht so viel vom Gottglauben zu behalten, daß er daran doch etwas Positives hat,

---

Aberglauben; sie rühmten die bei ihnen geschehene Wunder-Werke; es war alles voll von Göttersprüchen, von Wahrsagungen, von Prophezeyungen; und die Pfaffen erfunden allerhand Kennzeichen von dem Zorne oder der Güte der Götter, deren Dollmetscher sie seyn wolten. Die Absicht war, die Gemüter, durch Furcht und Hoffnung menschlicher Zufälle, zu regieren; Allein auf das zukünftige Leben wurde gar nicht gesehen, und niemand bemühte sich, den Menschen rechtschaffene Meynungen von Gott und der Seele beyzubringen.

Unter allen alten Voelkern, die uns bekannt sind, haben die Hebräer allein oeffentliche Lehr-Sätze von ihrer Religion gehabt. Abraham und Moses haben den Glauben an einen einzigen Gott, als den Ursprung alles Guten und Schöpfer aller Dinge, festgesetzt. Die Hebräer reden von selbigem auf eine Art, die vom höchsten Wesen anständig ist, und man muß sich verwundern, wenn man siehet, daß die Inwohner eines so kleinen Stückes der Erde verständiger und erleuchteter gewesen sind, als das übrige gantze menschliche Geschlecht. Es mögen vielleicht auch wohl kluge und weise Leute unter anderen Nationen von Gott bißweilen auf eben dergleichen Art geredet haben, allein sie haben das Glück nicht gehabt, daß man ihnen gefolgt und ihre Lehren als ein Gesetze angenommen hätte.

*) S. Zeller, I., 1011.

sondern pflegt zur Verwerfung alles Glaubens zu kommen. Das macht aber diese Erhebung über den Volksglauben so unfruchtbar und einflußlos. Endlich hatten die materialistischen Philosophen der Griechen (Demokrit) umgekehrt den Gott geleugnet, die Götter aber anerkannt. Den wahren Gott vertraten ihnen die Atome und deren Bewegung, die Götter aber sind Wesen, die ja so gut wie die Menschen durch Zusammenwürfelung der Atome entstanden sein konnten. Gehen wir noch etwas ins Einzelne ein.

Schwerlich hatten Thales und seine Nachfolger, die Naturphilosophen, als sie nach dem Urgrunde forschten, aus dem alles entstanden, eine Ahnung davon, daß sie eigentlich das suchten, was im biblischen Sinne Gott genannt wird. Denn wenn in der Bibel Gott und der Ewige im Gegensatz zu allem Entstandenen Wechselbegriffe sind, so bot ihnen ihre Volksreligion eine solche Vorstellung von der Gottheit nicht. Die Götter waren entstanden so gut wie die Menschen. Daß sie sich in irgend einem Gegensatze zum Volksglauben befanden, dafür gibt es keine beglaubigte Nachricht, wohl aber umgekehrt, daß sie in Uebereinstimmung mit demselben waren.*)

Den Ausdruck bei spätern Schriftstellern, Anaxamander und Anaximenes hätten ihren Urstoff für die Gottheit erklärt, taxiert der berufenste Interpret der griechischen Philosophie, Zeller, als mindestens eine Anticipation im Ausdrucke, der Sache nach hatte es ja seine Richtigkeit.**)

Auch von den Pythagoräern, so sehr ihnen reinere Vorstellungen von der Gottheit zugeschrieben werden, urteilt Zeller, daß dennoch „die Volksreligion als Ganzes die Voraussetzung ihrer eigenen Welt- und Lebensansicht" bildet.***) Ihr Glaube an Dämonen und an weissagende, von ihnen ausgehende Stimmen (das spätjüdische Bath-Kol) war eine reiche Quelle spätern Aberglaubens. Imponierend ist und bleibt in der großen Gottfrage der Colophonier Xenophanes.

*) Zeller, I., S. 179.

**) S. 222.

***) S. 425 und 426.

Ich habe hier nicht nötig, mich einzudrängen in die Entscheidung der Frage, die durch Freudenthals sehr belehrende Abhandlung über Xenophanes jetzt vorliegt,*) ob nämlich Xenophanes trotz seiner Betonung des einzigen Gottes dennoch auch für seine Person eine Anzahl von ewigen Wesenheiten als Teilgötter anerkannt habe, wie Freudenthal meint, oder ob die „Götter" bei Xenophanes nicht real gedacht sind und der Ausdruck später nur bald einen laxern Sprachgebrauch, bald absichtliche Schonung der Volksmeinung bedeute. Für unser Thema genügt die Tatsache, daß das Pathos des Xenophanes sich richtet auf Beseitigung der unwürdigen Vorstellungen von den Göttern, wie sie in den Köpfen des Volkes befestigt durch Homer und Hesiod lebten, nicht aber auf Beseitigung des Götterglaubens. So sehr ich persönlich der Ansicht bin, daß Xenophanes Monotheist war, aus seinen Fragmenten läßt sich doch nur erkennen, daß er die Gefahren abwenden will, welche ein falsches Meinen über die Götter zur Folge hat, daß er aber die Erkenntnis, welche im Mosaismus hervortritt, daß jede Konzession gegen den Polytheismus notwendig zum Aberglauben führt, noch nicht hat. Wenn man die Götter nur in der rechten Weise ehrt, dann hat er nichts dagegen. Aber daß das auf die Länge nicht möglich ist, sieht er nicht ein. Und so geht der Götterglaube aus den scharfen Hieben, die Xenophanes gegen ihn geführt, heil und gesund hervor.

Ebensowenig hat Heraklit den Volksglauben erschüttern wollen, so viel Ausstellungen er auch an den gangbaren Vorstellungen und kultuellen Bräuchen zu machen hatte. Er eifert sogar gegen das bestehende Opferwesen, er greift den Bilderdienst an, er verurteilt das durch Hesiod sanktionierte Tagewählen, aber, so urteilt Zeller,**) die Volksreligion selbst wollte er nicht antasten. Ein Mann wie Heraklit steht, was nicht gesagt zu werden braucht, hoch über dem Aberglauben der Menge, aber er redet doch die Sprache eines Gläubigen, so daß die frommen Stoiker später getrost ihm die wissen=

---

*) Ueber die Theologie des Xenophanes (Jahres-Bericht des jüd.-theol. Seminars, Breslau 1886).

**) I., S. 666.

schaftliche Grundlage ihres Systems entnehmen konnten, ohne ihren Götterglauben zu gefährden. Gar nicht ferner stören die monotheistischen Anwandlungen des Empedokles diesen als „Priester und Prophet"*) auftretenden Mann, seine Philosophie in Einklang zu halten mit der Volksreligion. Von Demokrit's Verhalten zum Volksglauben ist schon die Rede gewesen, daß er nämlich zwar keinen Gott, aber entstandene Götter anerkennt.

Zeller hält ihn sogar für den ersten, der zur Ausgleichung der Volksreligion mit der Philosophie die Götter des Volksglaubens zu Dämonen herabgesetzt. Die Sophisten nahmen allerdings eine feindliche Stellung gegen die Volksreligion ein. Sie hielten, die einen, die Religion für eine bloße Erfindung kluger Männer zur besseren Handhabung der bürgerlichen Einrichtungen,**) die andern, entstanden aus der ursprünglichen Verehrung des Nützlichen wie der Himmelskörper oder auf Erden der Flüsse und Quellen. Aber ihre Erschütterung alter religiöser Grundlagen konnte wohl zersetzend, aber nicht reformierend wirken, mußte auch den Staat zum Einschreiten bewegen.

Nach ihnen verträgt sich die Philosophie, so gut es geht, mit der hergebrachten Religion. Die Cyniker, im heidnischen Sinne Atheisten, d. h. Leugner der Volksgötter und nur einen Gott annehmend, machen doch für die Praxis die erforderlichen Konzessionen. Plato und Aristoteles, die großen Träger der griechischen Philosophie, erkennen allerdings nur einen höchsten Gott an, aber Raum für die Volksgötter haben sie doch gelassen durch die Bezeichnung der Gestirne als „sichtbare Götter". Hatte noch Plato eine Reform der Volksreligion angestrebt, so treffen wir bei Aristoteles schon auf eine Art doppelter Buchführung. In seinen Forschungen läßt er sich von der Volksreligion und von den Mythen in nichts beeinflussen, aber die Religion will er geehrt wissen und nimmt selbst teil an ihren Uebungen. Die Orthodoxie der Stoiker ist bekannt, sie mag immerhin, wie Zeller annimmt, weniger als Konsequenz des Systems denn als die

---

*) Zeller, S. 738.

**) Zeller, S. 1012.

sittliche Scheu aufzufassen sein, durch Lockerung der Volksreligion der Zügellosigkeit freie Bahn zu machen.*) Tötet doch auch Epikur die Götter nicht, sondern, man kann sagen, pensioniert sie blos. Er läßt sie leben, leben in den Intermundien, behauptet sogar ihre menschenähnliche Gestalt und Weise, hat nichts gegen ihre Verehrung als liebenswürdige Ideale, versagt ihnen blos das Eingreifen in unsere Angelegenheiten, so daß jede Furcht vor ihnen die eigentliche Asebie ist.

So aufklärend das zuerst gewirkt haben mag, diese nüchterne Phantastik macht doch noch einen schlimmeren Eindruck als die trunkene. Die Systeme der Erneuerung, welche den Schluß der griechischen Philosophie, den Neupythagoräismus und den Neuplatonismus bilden, waren bekanntlich monotheistische, aber wenn es schon bei den Neupythagoräern ein Monotheismus war, der Raum ließ für sämtliche Volksgötter und Dämone als Zwischenwesen zwischen dem einen Gotte und den Menschen, so war das noch sublimer gefaßte Eins der Neuplatoniker der Emanator aller erforderlichen Untergötter, so daß bekanntlich grade dieses System das letzte Bollwerk war, hinter welchem sich das Heidentum mit seinen Göttern und seinen magischen Kulten verschanzte.

So erklärt sich denn der auf den ersten Anblick befremdende Umstand, daß das geistreichste der Völker, das hellenische, nicht etwa erst in seiner spätern Entartung, sondern auch schon in seiner Blütezeit an dem schimpflichsten sowohl offiziellen wie privaten Aberglauben krankte. Ich habe nicht die Absicht hier ausführlich zu sein, da unzählige Schriften existieren, die darüber belehren können. Aber an Andeutungen möchte ich es nicht fehlen lassen. Wir können sagen: auch bei den Griechen finden wir allen Aberglauben, den Moses verboten hat, offiziell vertreten.**)

---

*) Zeller, III. 1, S. 312.

**) Ueber die große Verbreitung der Menschenopfer in der griechischen Urzeit und ihre Fortdauer auch noch in der historischen Zeit verweise ich auf 27 Paragraphen von Karl Friedr. Hermanns „Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen", 2. Auflage bearbeitet von Karl Bernhard Stark. Vgl. auch den Artikel „Magie" in Paulys Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft.

Ob es zunächst wahr ist, wie nach Plinius behauptet wird, daß zur Zeit der Perserkriege ein gewisser Osthanes die orientalische Magie nach Griechenland verpflanzt hat, ist insofern von geringem Belang, als die griechische Religion schon früher voll von Zauber und Zauberwirkungen war. L. Georgii stellt die zahlreichen Stellen bei Homer zusammen, in denen Zauberwirkungen und Götterzwang, also operative Magie, vorkommt. Der fremde Einfluß beschränkt sich daher nur auf weitere Befruchtung einheimischer Keime.

Die Religion der Griechen zeigt sich schon ganz ursprünglich als Magie, sowohl nach Seite des Bestrebens, Erkenntnisse, die der Mensch nicht hat, auf dem Wege des Zaubers zu erlangen, als auch durch Zauberkunst auf die göttlichen Mächte einen Einfluß zu üben. Als die griechische Religion sich weiter entwickelte und die Naturgötter zu idealen Menschengestalten umwandelte, denen mehr ethische als magische Bedeutung zukommt, reagierte der magische Hang des Volkes in den Mysterien, in den bacchischen und phrygischen Kulten, ebenso darin, daß er Dämonen ohne Zahl schuf. Namentlich durch den Kult der unterirdischen Götter löste sich die Religion ganz „in zauberische Sühne und Lustralweihen auf."*)

Auch die Philosophie hat darin nichts geändert. Zum Teil waren ja unter den Philosophen selbst Solche, die man ebensogut Zauberer und Magier nennen kann, wie Pythagoras und Empedokles, zum Teil ließen sie durch den Umstand, daß sie Dämonen statuierten, die eigentliche Grundlage des Aberglaubens bestehen.

Die Behauptung ferner, daß die Magie wohl in Hellas Eingang gefunden, aber durch die Staatsgesetze bestraft wurde, ist unerweislich. Es gab eine Anklage auf Asebie, aber keine auf Magie. Nicht minder erhob sich zwar die Mantik im Orakel des delphischen Apoll zu einem Analogon der Prophetie, aber es fehlte auch hier nicht der magische Naturhintergrund, die Betäubung der Pythia durch Erddämpfe, begeisternde Quellen und ähnliches. Daneben blieb in voller Bedeutung die sogenannte technische

*) Georgii a. zuletzt a. O. Bd. IV, S. 1384—1387.

Mantik, die Vogelschau, die es fast zu einer systematischen Pseudowissenschaft gebracht hat, und die Opferschau.

So sind die erhabenen Worte der Bibel: „Wenn Du in das Land kommst, das der Ewige, Dein Gott Dir geben wird, so sollst Du nicht lernen, zu tun gleich den Gräueln jener Völker; es soll bei Dir nicht gefunden werden ein Wahrsager und Zauberer“ rc. (Deut. Kap. 18, 9—14; ebenso die Parallelstellen Levit. 19, 26, Exod. 22, 17,) nicht minder die schönen Worte des Jeremias: „Vor den Zeichen des Himmels fürchtet Euch nicht, ob auch die Heiden sich vor ihnen fürchten“ (Kap. 10, 2—5), nicht gegen die Griechen gerichtet, sondern gegen die Kanaaniter, treffen aber mit ihrer Wucht auf das ganze griechische Wesen.*)

*) Die Beweisführung über das ägyptische und babylonische Heidentum (vgl. oben S. 83) ist in den Manuskripten des Verfassers nicht bis zur Druckfähigkeit vollendet worden. (Anmerkung des Herausgebers.)

Die jüdische Staatsverfassung.

Von

S. Bernfeld.

Mit dem Problem einer guten, zweckentsprechenden Staatsverfassung, d. h. mit der richtigen Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Inhaber oder den Inhabern der Staatsgewalt und den Regierten, haben sich schon die größten Geister aller Zeiten und aller Völker beschäftigt. Eine „Idealverfassung“, ein Staatsgesetz, das für alle Zeiten, für alle Völker und für alle Verhältnisse gleich gut sein soll, ist natürlich noch nicht gefunden worden. Es sind wohl von manchen Ideologen in der Theorie Musterverfassungen aufgestellt worden, von denen es aber sehr zweifelhaft ist, ob sie sich praktisch bewährt hätten, abgesehen davon, daß man auch über deren rein ethischen Wert geteilter Meinung sein kann. Bei all diesen Untersuchungen kommt es ja immer auf den Standpunkt des Gesetzgebers an, welcher Anteil dem Volk im allgemeinen Interesse an der Regierung zukomme, und was in Wahrheit das allgemeine Interesse sei. Eine absolut richtige Antwort ist auf diese Frage nicht gegeben worden und wird wohl auch niemals gegeben werden können.

Ich halte es daher für unwissenschaftlich, wenn hier und da die Geschichte der jüdischen Staatsverfassung apologetisch behandelt wird, oder wenn man, wie es in der neuesten Zeit öft geschehen ist, den Versuch macht, aus den Bestimmungen der jüdischen Staatsgesetze und aus den sozialen Einrichtungen in Palästina Nutzanwendung für die Gegenwart zu ziehen.

Am unrichtigsten ist es aber, wenn dies auf Grund von ungenügender Kenntnis dieser Materie geschieht. So wertvoll uns das Judentum auch ist, oder richtiger weil es so wertvoll ist, müssen wir uns davor hüten, es in den Dienst einer Zeitströmung zu stellen. Der Philosoph Schelling sagt irgendwo, jede Zeit habe ihre Schwärmerei. Heutzutage ist die Soziologie die Modewissenschaft, und man sucht nun das Judentum mit den modernen sozialen Bestrebungen in Einklang zu bringen. Wie aber, wenn die Mode in der Wissenschaft dereinst wechselt?

Meine Darstellung der jüdischen Staatsverfassung soll daher, soweit es in solchen Dingen möglich ist, ganz objektiv und voraussetzungslos sein. Ich will nichts *beweisen*, sondern nur *schildern*.

I.

Geschichtlich wird das Staatsleben des jüdischen Volkes in zwei Hauptepochen geteilt: in die Zeit vor dem babylonischen Exil und in die Zeit nach dem babylonischen Exil. Der Zeitraum von etwa fünfzig Jahren, der zwischen diesen beiden Epochen liegt, wird als eine Art Interregnum behandelt. Pragmatisch ist ja ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Epochen der jüdischen Geschichte hergestellt, am besten noch in den historischen Büchern der Bibel; wissenschaftlich ist aber noch wenig geschehen, um den Uebergang von der *israelitischen* zur *jüdischen* Geschichte zu beleuchten und zu erklären. Es ist nicht hier der Ort, dieses Thema ausführlich zu behandeln; zur Erklärung des Folgenden will ich nur sagen, daß es in der vorexilischen Zeit einen israelitischen *Staat*, einige Jahrhunderte auch einen judäischen, gegeben hat, — die Geschichte des *jüdischen Volkes* beginnt aber erst in der nachexilischen Zeit. Der Partikularismus der Stämme war erst dann überwunden, und die *nationale* Einheit führte zu einer Entwickelung der Dinge, wie sie früher, so lange nur eine *politische* Einheit vorhanden war, nicht möglich gewesen wäre.

Von einer Staatsverfassung in dieser älteren Epoche konnte nicht gut die Rede sein. Das einzige Hindernis gegen die Festsetzung der Tyrannis, der Alleinherrschaft eines Fürsten

oder Usurpators, bestand lediglich in dem Partikularismus der Stämme. Ein kraftvoller König konnte diesen für einige Zeit überwinden, aber seine minder kräftigen Nachfolger mußten dem Widerstreit der Stämme erliegen. Nach dem Tode Salomos versammelten sich die Vornehmen der Nordstämme nach der alten ephraimitischen Hauptstadt Sichem, um dort mit dem jungen König Rehabeam die Bedingungen zu vereinbaren, unter denen sie sich bereit erklären wollten, seine Herrschaft anzuerkennen. Es handelte sich in diesem Falle nicht um konstitutionelle Rechte, sondern die Nordstämme, die sich nur gezwungen dem Machtgebote Davids gefügt hatten, fühlten sich beim Regierungsantritt eines jungen und schwachen Königs kräftig genug, eine Erleichterung ihres Joches durchzusetzen oder es gänzlich abzuschütteln. Die Losreißung vom Haus David war jedenfalls ein revolutionärer Vorgang, gleichviel wer ihn verschuldet haben mochte. Die Schuld lag übrigens wohl auf beiden Seiten.

Seitdem gab es im alten Kanaan zwei Reiche, das *israelitische* oder *ephraimitische* Reich und das *judäische*. Es liegt nicht im Rahmen dieser Darstellung, die Berührungspunkte zwischen diesen beiden Staaten ausführlich zu behandeln. Das Verhältnis zwischen ihnen war nur während der Herrschaft der Omriden im Nordreich ein freundliches. Was die innere Regierung betrifft, so finden wir nirgends, daß das Volk in irgend einer Form an ihr teilgenommen hätte. Es gab in beiden Staaten vornehme, angesehene Männer, die Einfluß besaßen und ausübten; aber wir wissen nicht, welche Rechte oder Vorrechte sie hatten. Jedenfalls waren dies keine verfassungsmäßigen Rechte. Im Reiche Ephraim gab es von Zeit zu Zeit Staatsumwälzungen, denen die regierenden Häuser zum Opfer fielen. Die Männer, die die Umwälzung hervorgerufen oder sie wesentlich gefördert hatten, bemächtigten sich auch wohl eines Teiles der Staatsgewalt. Im Südreich gab es während der ganzen Epoche nur ein Herrscherhaus, und die Revolutionen waren dort seltener. Nichtsdestoweniger fehlte es auch in Jerusalem nicht an Palast- und Volksrevolutionen, die die Ermordung des Königs zur Folge hatten. Die Dynastie blieb aber. In Judäa ist oft von den „Oberen“ (שׂרים) oder „Aeltesten“ (זקנים)

die Rede, die insbesondere in der späteren Zeit großen Einfluß hatten. Sie waren sogar in der Regierung des letzten Königs Zidkija imstande, diesen zu terrorisieren und zu der unseligen auswärtigen Politik zu zwingen, durch die der Staat ins Verderben gestürzt wurde. Aber auch da wissen wir nichts von etwaigen verfassungsmäßigen Rechten, die diese Fürsten besessen hätten. Höchstens ist anzunehmen, daß zur Zeit des Verfalls sich die Häupter reicher und vornehmer Familien einen größeren Anteil an der Regierung anmaßten und den König beherrschten. Wäre der unglückliche Zidkija energischer gewesen, so hätte er sich die Leute vielleicht abschütteln können, zumal er sich doch dabei der Unterstützung des mächtigen Babylonierkönigs erfreut hätte.

In den prophetischen Reden, die ja alle in die Zeit der letzten Herrscher fallen, also in eine Zeit, in der die staatliche Unabhängigkeit beider Reiche entweder vernichtet oder der Vernichtung nahe war, in diesen Reden ist oft von den übermütigen, ränkevollen, rücksichtslosen und entarteten „Fürsten" die Rede. Die Bezeichnung שרים ist recht vieldeutig, und eigentlich ist die Uebersetzung „Fürsten" unrichtig. Jeder Beamte hieß שר, sowohl im Palast- wie im Heeresdienste; auch die Tempel- und Regierungsbeamten werden im biblischen Schrifttum als שרים bezeichnet. Es ist daher richtiger, unter den von den Propheten so heftig getadelten שרים eine rücksichtslose Beamten-Kamarilla zu verstehen und nicht etwa eine selbständige privilegierte Aristokratie, wenn es auch nicht ausgeschlossen sein mag, daß gewisse Familien, durch Reichtum und politischen Einfluß ausgezeichnet, die höheren Beamten in allen Zweigen des Staatsdienstes zu stellen pflegten. Daß diese Beamten gelegentlich auch den König selbst in ihrer Macht hatten und tyrannisierten, widerspricht dieser Annahme nicht im mindesten. Es ist ja eine alte historische Erfahrung, daß ein sogenannter „Alleinherrscher" in der Regel der Sklave seiner Umgebung und seiner Beamten ist.

Die Vermutung liegt zwar nahe, daß sich aus der Zeit des Stämmepartikularismus eine Art Ständeverfassung in der spätern Königsepoche erhalten hätte, wie es in den meisten europäischen Staaten der Fall war, als die Macht

des Adels gebrochen wurde. Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um asiatische Staaten im frühen Altertum handelt, abgesehen davon, daß wir auch in Europa Staaten kennen, wo der Adel vollständig niedergeworfen wurde und gar keinen Anteil an der Staatsgewalt erhielt, so beispielsweise Frankreich und Preußen. Daß sich da die vornehmen Familien gewisser Vorrechte erfreuten und die besseren Stellen im Staatsdienste ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, ist ja zur Genüge bekannt. Aehnlich mögen sich die Verhältnisse in beiden palästinensischen Staaten entwickelt haben.

Die alten Staaten haben bekanntlich das Repräsentativsystem, den Parlamentarismus, nicht gekannt. Die asiatischen Staaten waren rein despotische, und in Griechenland gab es entweder Volksherrschaft, Aristokratien, Oligarchien oder reine Despotien. So lange bei den israelitischen Stämmen in Kanaan der Partikularismus noch nicht überwunden war, mag ja in irgend einem Teil eine Volksherrschaft oder eine Aristokratie vorhanden gewesen sein. Von der Zeit aber, als sich die Stämme zum Einheitsstaat entwickelten, und auch später als es in Palästina zwei Staaten gab, ist uns auch nicht *eine* Tatsache überliefert, die darauf schließen ließe, daß *regelmäßige* Volksversammlungen stattgefunden hätten, um über Regierungsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen, oder daß irgend eine aristokratische Körperschaft getagt hätte. Das schließt jedoch nicht aus, daß *mitunter* das Volk zusammengetreten ist, oder daß der Herrscher die höheren Beamten (die שרים) zusammengerufen hat, um sie um ihre Meinung zu befragen und von ihnen Rat zu erbitten. Von einem verfassungsmäßigen *ständigen* Mitwirken des Volkes oder des Adels bei der Regierung ist nirgends die Rede. Nicht einmal ein Name oder eine Bezeichnung für eine derartige Einrichtung aus der vorexilischen Zeit hat sich in den älteren Schriften der Bibel erhalten. Die Bilder in den prophetischen Reden zeigen uns den jeweiligen König in der Mitte seiner Hofkamarilla, die entweder den Herrscher umschmeichelt oder ihn tyrannisiert; in der Regel tut sie nach orientalischem Muster Beides, da das Eine das Andere nicht ausschließt.

Nach der Eroberung Jerusalems und der Zerstörung

des Heiligtums durch die babylonischen Truppen bestand für sehr kurze Zeit — für kaum zwei Monate — ein kleiner Rest des jüdischen Staates, dessen Mittelpunkt das benjaminitische Mizpa war. Von einem Staatsleben konnte in dieser kurzen Zeit kaum die Rede sein. Gedalja war der vom König Nebukadnezar eingesetzte Statthalter von Judäa; in der Stadt lag eine babylonische Garnison. Um Gedalja hatten sich die höheren jüdischen Truppenführer (שרי החילים) gesammelt, die jedoch, abgesehen von ihrem persönlichen Ansehen, keine Macht besaßen. So konnte es beispielsweise der Feldherr Johanan b. Koreah nicht durchsetzen, dem Prinzen Ismael b. Natanja, dessen böse Absichten er kannte, zuvorzukommen und so den völligen Untergang des jüdischen Staates zu verhindern. Nachdem das Unglück geschehen war, führten Johanan b. Koreah und seine Genossen, die Truppenführer, das große Wort. Sie setzten es durch, daß die Judäer, die die Rache der Babylonier fürchteten, nach Aegypten flohen. Es gab damals keinen judäischen Staat mehr, und der bei jener Gelegenheit gefaßte Beschluß kann gewiß als kein Staatsakt gelten. Ein heimatlos gewordener Menschenhaufen läßt sich von einer Handvoll rücksichtsloser Männer verleiten, nach Aegypten auszuwandern.

So endete das Staatsleben Israels in der ersten Epoche seiner politischen Geschichte.

II.

So befremdend der Ausspruch auch klingen mag, ist es doch eine geschichtliche Tatsache, daß das *nationale* Leben des jüdischen Volkes erst mit der Zeit der Vernichtung des jüdischen Staats beginnt. Um diese Zeit fängt auch erst die Entwickelung des jüdischen *Volkstums* an. Der Grundstein zur geschichtlichen Bedeutung des jüdischen Volkes ist in der Fremde gelegt worden.

In Babylonien standen die Exulanten, die sich zum größten Teil aus den vornehmsten Judäern zusammensetzten, unter der Führerschaft ihrer „Aeltesten", gleichviel welche Form ihre Führerschaft gehabt haben mochte. Die „Aeltesten Israels" (זקני ישראל), (in der späteren Zeit beginnt der Brauch, auch die Judäer als „Israel" zu bezeichnen) werden in den

prophetischen Reden Hesekiels häufig erwähnt. Es waren dies reiche, stolze und oft auch gottlose Männer, die sich mit dem Schicksal des jüdischen Volkes völlig abgefunden hatten, da es ihnen in der Fremde so gut ging. Als sie einmal zum Propheten kamen, um durch ihn „Gott zu befragen", verkündete ihnen Hesekiel die ewig denkwürdigen Worte: „Und was euch dünkt, wird niemals sein. Ihr glaubt wohl, ihr könnt wie die anderen Volksstämme werden, einen Fetisch anbeten. Aber so wahr ich lebe, spricht der Herr, daß ich mit Macht und Gewalt und im Zorn euer König sein werde." Aus den Reden dieses eigenartigen Propheten geht deutlich hervor, daß die vornehmen Familien Judäas aus ihrer Heimat den alten Hochmut, ihren Adelsstolz und ihre Unbändigkeit mitgenommen hatten; das glückliche Los, das ihnen in der Fremde zu teil wurde, konnte natürlich nicht dazu beitragen, ihren Hochmut zu brechen.

Da wurde eben der Grund zu der spätern Adelsherrschaft in Judäa gelegt. Aus diesen Verhältnissen entwickelte sich in der Folge das Verfassungsleben im jüdischen Staate.

Im Jahre 536 vor der üblichen Zeitrechnung erließ der hochherzige Perserkönig Cyrus den Ruf an die Judäer, daß ein jeder von ihnen, der Lust habe, nach seiner palästinensischen Heimat zurückzukehren, dies tun dürfe. Gleichzeitig wurde ihnen die Erlaubnis erteilt, das in Trümmern liegende Heiligtum von Jerusalem wieder aufzubauen. Ich glaube es in wenigen Worten sagen zu dürfen, daß bei den meisten Rückwanderern der Wiederaufbau des nationalen Heiligtums die Haupttriebfeder war; auch die materielle Unterstützung, die die in Babylonien zurückgebliebenen Judäer ihren heimkehrenden Volksgenossen reichlich gewährten, ist zum größten Teil auf das religiöse Gefühl zurückzuführen, das im Tempelbau und in der Wiederherstellung des Altardienstes seine höchste Befriedigung fand.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls war damals die Wiederherstellung des jüdischen Staates seitens der persischen Regierung gewiß nicht beabsichtigt; es bedurfte im Gegenteil nur der Verdächtigung der Judäer, daß sie solches bezweckten, um beim persischen Hof ein Verbot des Tempelbaues herbeizuführen. Einige hochgesinnte Männer mögen

wohl die Zukunft Israels und seine einstige Größe in den glänzendsten Farben geschaut haben; auch sprachen sie in den herrlichsten Bildern von dem Glück, das dem jüdischen Volk erblühen würde. Aber die Wirklichkeit entsprach keineswegs diesem glückverheißendem Zukunftsbilde. Der Anfang war ganz unbedeutend; es fehlte sogar unter den Juden selbst die rechte Begeisterung und der Glaube an ein glückliches Ende.

Aber die neue Gemeinde in Judäa bedurfte einer Führerschaft in nationaler und in religiöser Beziehung. Zudem lag es im Wesen des persischen Staats, daß der jüdischen Gemeinde doch auch einige politische Rechte zustanden. Palästina bildete einen Teil der syrischen Satrapie, oder, wie die damalige offizielle Benennung hieß, der Landschaften „jenseits des Flusses". Der Satrap dieser Provinz kümmerte sich in der Hauptsache nur darum, daß die Juden die Oberherrschaft des persischen „Königs der Könige" anerkannten und die ihnen auferlegten Abgaben aller Art (מנדה בלו והלך) pünktlich zahlten. An der Spitze der Landschaft Judäa stand ein jüdischer Statthalter, der bald נשיא*), bald aber התרשתא (stets mit dem bestimmten Artikel) oder פחה (einmal פחם) genannt wird. Nach außen wird wohl die Macht dieses Unterstatthalters ziemlich unbedeutend gewesen sein, in Judäa aber besaß er Macht genug, um vom Volk viele Steuern und sonstige Abgaben erpressen zu können, für die persische Regierung und auch für sich. Und was er selbst nicht nahm, das nahmen seine Leute (Nehemia 5, 15.).

Dem jüdischen Landpfleger — so wollen wir ihn in der Folge bezeichnen — zur Seite standen die vornehmen „Familienoberhäupter" (ראשי האבות). In ihnen haben wir die Anfänge der späteren „Gerusia", deren Macht und Bedeutung im Laufe der Zeit verschiedene Wandlungen durch-

*) Esra 1, 8 und 11 wird der נשיא Sesbazzar erwähnt, der mit Serubabel identisch sein soll, indem Sesbazzar als der babylonische Name Serubabels zu verstehen wäre. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß das politische Oberhaupt Judäas in den Büchern Esra-Nehemia sonst niemals נשיא genannt wird, sondern entweder פחה oder התרשתא. Die Bezeichnung הנשיא ליהודה heißt zweifellos: der judäische Fürst (in Babylonien); Sesbazzar war früher Oberhaupt der Judenschaft im Exil. In den letzten neun Kapiteln des Buches Ezechiel ist hingegen vom נשיא Israels häufig die Rede.

machten, die aber niemals bis zur Vernichtung des jüdischen Staates aufhörte. Ein rein despotisches Regiment herrschte eigentlich zu keiner Zeit, wenn auch die Mitregierung der Gerusia oft sehr eingeschränkt war.

An der Spitze der Rückwandererschar, die nach Palästina zog, standen judäische und benjaminitische Familienoberhäupter. Als die samaritanische Bevölkerung sich dem Tempelbau anschließen wollte, trat sie mit ihrem Anliegen an Serubabel und die Familienoberhäupter heran, und deren Zurückweisung geschah durch Serubabel, Josua und die anderen „Familienoberhäupter Israels". Vielleicht hat hier die Bezeichnung „Israel" eine Bedeutung. Nicht etwa die judäischen und benjaminitischen Familienoberhäupter wiesen die Samaritaner ab, sondern die von ganz Israel, d. h. also die Vertreter des gesamten in Palästina ansässigen jüdischen Volkes.

Wir haben nur wenige Nachrichten über die Gestaltung der Dinge in Palästina seit der Begründung der ersten Kolonie bis zum Zeitalter Esras. Diese Epoche, die in der jüdischen Geschichtsschreibung so dunkel geblieben ist, währte etwa achtzig Jahre (536—456). Außer den Kämpfen gegen die Feinde von außen, die nicht aufhören wollten, das jüdische Gemeinwesen in Susa beim persischen Hof zu verleumden und anzuklagen, herrschte während jener Zeit eine bittere Fehde zwischen den beiden adeligen Familien, zwischen dem Hause David und dem Hause Zadok. Serubabel und Josua stritten um die Führerschaft. Trotz der Sympathien, deren sich das Königshaus in der Judenschaft erfreute, brachten es die Zeitverhältnisse dahin, daß das Haus Zadok die Oberhand gewann. Politisch war Judäa eben nicht unabhängig, und als religiöses Gemeinwesen mußte es an der Führerschaft der hohenpriesterlichen Familie genug haben. Der Friedensvorschlag des Propheten Sacharja (5, 13), daß ein weltlicher Fürst und ein religiöses Oberhaupt einträchtig neben einander walten sollten, konnte nicht durchgeführt werden.

An der Machtstellung der Gerusia änderte dieser Streit nichts. Es sei denn, daß dadurch verhindert wurde, in Judäa eine Alleinherrschaft zu etablieren.

Nach dem Bericht, der uns im Buche Esra vorliegt, kam Esra um das Jahr 455 mit sehr weitgehender Vollmacht

nach Jerusalem, und zwar nicht nur über die Juden in der Landschaft Judäa, sondern auch über alle in der syrischen Satrapie. „Du aber, Esra, setze nach der Weisheit Gottes, die Du besitzst, Richter und Beamte ein, die das ganze Volk jenseits des Stromes richten sollen, alle, die das Gesetz Deines Gottes kennen; und solche, die es nicht kennen, belehre darin. Gegen alle aber, die das Gesetz Deines Gottes und das Gesetz des Königs nicht befolgen, ergehe schnell das Urteil, es sei zum Tode oder zur Verbannung, zum Vermögensverlust oder zur Haft."

Von dieser Vollmacht hat der milde Esra niemals Gebrauch gemacht; es ist uns aus keiner Mitteilung bekannt, daß er strenge Strafen verhängt hätte, selbst als er in Judäa Zustände vorfand, die er aufs Entschiedenste verurteilen mußte. Hingegen wissen wir, daß auch zu seiner Zeit die Familienoberhäupter ihren Anteil an der Regierung behielten. Aus einigen Aufzeichnungen im Buche Esra geht hervor, daß sich unterdessen ein privilegierter Adel in Judäa gebildet hatte. Als die Beamten (השרים) Esra die betrübende Mitteilung machten, daß vielfach Mischehen mit der heidnischen Bevölkerung vorgekommen seien, fügten sie noch hinzu, daß Beamte und Würdenträger (סגנים) mit schlechtem Beispiel vorangegangen seien. Im Namen der „hohen Obrigkeit und der Aeltesten" (בעצת השרים והזקנים) wurde darauf eine Volksversammlung nach Jerusalem einberufen und allen, die nicht pünktlich erscheinen sollten, die Vermögenseinziehung angedroht. Als nun die Volksversammlung mitten in der Regenzeit in Jerusalem tagte, wurde beantragt, die Trennung der Mischehen zu vertagen und sie den Ortsbehörden anzuvertrauen, insbesondere bestanden darauf Jonatan b. Asaäl und Johsaja b. Tikwa; Mesulam und der Levit Sabetai pflichteten ihnen bei. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß außer den Familienhäuptern, die in Jerusalem eine Art Senat bildeten (Esra wählte aus diesem einen Ausschuß, der die Trennung der Mischehen durchführen sollte), jede Stadt ihre Ortsbehörde und Richter hatte (זקני עיר ועיר ושפטיה).

Dreizehn Jahre später (etwa um das Jahr 442) kam Nehemia nach Palästina. Inzwischen hatten sich blutige Kämpfe in der Landschaft abgespielt, von denen ich vermute,

daß sie sozialer Natur waren und mit den im Buche Sacharja (Kap. 12) erwähnten identisch sind. Die Lage in Judäa wird durch die Worte geschildert: „Die sich gerettet haben von der Gefangenschaft, dort in der Landschaft, befinden sich in Not und in großer Schmach; die Mauer Jerusalems liegt in Trümmern, und ihre Tore sind niedergebrannt.“ Nehemia, der beim König hoch in Ansehen stand, reiste nach Judäa mit weitgehender Vollmacht. Er war tatkräftig und griff mit großer Entschiedenheit ein, dort wo sich Esra bloß mit bitterer Klage und Trauer begnügte. Er fand in Jerusalem einen mächtigen, reichen und zum Teil sehr eigennützigen Adel vor, den er zumeist als „Adelige und Würdenträger“ (חורים וסגנים) bezeichnete. Die Stellung dieses Adels mochte bei einem Manne von solcher Tatkräftigkeit etwas an Bedeutung eingebüßt haben, aber seine Vorrechte verlor er doch nicht. Bei allen Beschlüssen wirkte er in erster Reihe mit. Nehemia gab den vornehmen Männern, die mit ihren armen Volksgenossen Wucher trieben, gehörig Bescheid; er hielt ihnen ihren Eigennutz und ihre Hartherzigkeit vor. Aber die Familienoberhäupter und Adeligen blieben in ihrem Range. Als die neue Ordnung in Judäa hergestellt wurde, schlossen sie einen Vertrag (אמנה); es war dies eine Art Staatsverfassung, die schriftlich festgesetzt wurde. Beim Unterfertigen dieses merkwürdigen Schriftstückes wurde folgende Rangordnung innegehalten: zuerst der Tirschata (Landpfleger) Nehemia, dann zweiundzwanzig vornehme Priester, dann siebzehn vornehme Leviten und zuletzt vierundvierzig Familienoberhäupter als Vertreter des Volkes (ראשי העם). Diese Zahl vierundvierzig hat, wie wir noch sehen werden, eine besondere Bedeutung.

Auf das Zeitalter Nehemias folgt ein Jahrhundert in der jüdischen Geschichte, von dem uns fast keine einzige Tatsache mitgeteilt wurde; was uns Josephus aus der letzten Zeit der Perserherrschaft zu erzählen weiß, ist an sich nicht ganz ohne Interesse, aber es fehlt uns jede zusammenhängende Erklärung für jene Begebenheiten. Hingegen hat uns die talmudische Literatur die Erinnerung an eine innere Einrichtung aufbewahrt, von der wir nur bedauern müssen, daß wir sie nicht mit genügender Ausführlichkeit kennen.

Wir erfahren von einer „Großen Versammlung" (כנסת הגדולה), die Esra ins Leben gerufen hätte, und deren Ende gegen den Beginn der mazedonischen Herrschaft fiele. Als einer der letzten dieser merkwürdigen jüdischen Körperschaft wird Simon der Gerechte, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, bezeichnet. Ich lasse natürlich es auf sich beruhen, wie es kommt, daß das, was der Talmud von der Begegnung Simon des Gerechten mit Alexander dem Großen zu berichten weiß, von Josephus dem Hohenpriester Jaddua II. zugeschrieben wird; ebenso mag es hier unerörtert bleiben, ob der von Ben-Sira so glänzend gerühmte Simon der Gerechte mit dem in der talmudischen Literatur erwähnten identisch sei. Nach den talmudischen Quellen steht es jedenfalls fest, daß Simon ein Zeitgenosse Alexanders gewesen ist. Die Wirksamkeit der „Großen Versammlung" hat somit nach diesem Bericht von Esra bis zur Auflösung des persischen Reiches gedauert. Freilich war dies nach der talmudischen Ueberlieferung nur ein Menschenalter, etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahre.

An der Existenz dieser „Großen Versammlung" an sich ist wohl nicht zu zweifeln, da sie im Talmud unzähligemal erwähnt wird. Merkwürdig ist nur, daß stets von den „Männern der Großen Versammlung" (אנשי כנסת הגדולה) die Rede ist, denen die Einführung vieler Verordnungen zugeschrieben wird. Dabei kommt Esra und seine Behörde (עזרא ובית דינו) besonders in Betracht. Den „Männern der Großen Versammlung" werden auch die Propheten Haggai, Sacharja und Maleachi zugerechnet.

Wir können hier Wesen und Wirksamkeit der „Großen Versammlung" nicht ausführlich erörtern. Nach meiner Auffassung aber haben wir in dieser Körperschaft den jüdischen Senat zu suchen, der bereits zur Zeit Serubabels in Judäa in Wirksamkeit trat und seine Stellung, wie wir ja gesehen haben, auch in späterer Zeit behaupten konnte. Daß die talmudischen Quellen diesen Senat als eine *religiöse* Körperschaft kennen und von dessen *politischer* Tätigkeit nichts zu berichten wissen (weshalb christliche Forscher die „Große Versammlung" in das Reich der Fabel verweisen), läßt sich doch unschwer erklären. Denn zunächst ist zu berücksichtigen, daß

in jene Epoche die Entwickelung des Judentums nach der sopherischen Richtung fällt; die Haupttätigkeit der „Großen Versammlung“ wird auch wirklich auf dem Gebiet der innern, religiösen Entscheidungen zu suchen sein. Eine Reihe von religiösen und sozialpolitischen Einrichtungen in Judäa dürfte in der Tat in jener Epoche getroffen worden sein. Mag das im Talmud überlieferte Quellenmaterial noch so sehr der kritischen Sichtung bedürfen, einfach erfunden sind die Dinge gewiß nicht. Außerdem muß noch in Betracht gezogen werden, daß in der spätern talmudisch-agadischen Anschauungsweise das öffentliche Leben der Juden sich hauptsächlich im Schulhause abspielte. Man wird beispielsweise die Geschichte des Königs David nicht für eine talmudische Legende erklären wollen, weil die agadische Schilderung ihn als Meister des talmudischen Disputs darstellt, dessen Streit mit den Gegnern sich um halachische Lehrsätze drehte.

Die „Große Versammlung“ war sicherlich ein Rat der Alten, eine politisch-religiöse Körperschaft, die dem jeweiligen Hohenpriester zur Seite stand. Sitz und Stimme in diesem Rat dürften wohl die Vertreter der vornehmen Familien gehabt haben, und zwar in der Reihenfolge, wie die Gerusia in der Zeit Nehemias zusammengesetzt war. An ihrer Spitze stand der jeweilige Hohepriester, der gleichzeitig das politische Oberhaupt Judäas war. Die Würde der Hohenpriesterschaft war im Hause Zadok erblich.

III.

Nach der Auflösung des persischen Reiches wechselte Palästina oft die Oberherrschaft. Aber gleichviel ob Judäa ein syrischer oder ein ägyptischer Vasallenstaat war, zunächst trat in den inneren Verhältnissen des jüdischen Volkes keine wesentliche Veränderung ein. Daß um jene Zeit die „Große Versammlung“ aufgelöst wurde, dafür ist noch keine genügende Erklärung vorhanden. Wahrscheinlich ist, daß die Hohenpriester immer mehr zur Alleinherrschaft strebten, und es läßt sich denken, daß es nicht an Versuchen gefehlt hatte, die politischen Rechte der Gerusia einzuschränken oder gar gänzlich zu beseitigen. In jener Zeit, wo alles im ehemaligen persischen Reich wankte und jeder Tag neue politische Um-

wälzungen brachte, kann es auch einmal vorgekommen sein, daß es dem regierenden Hohenpriester gelang, den Rat der Alten aufzulösen. Aber auf die Dauer ließ sich die hohepriesterliche Alleinherrschaft nicht behaupten. Aus manchen Mitteilungen des Josephus geht hervor, daß wenigstens zur Zeit der Syrerherrschaft ein Rat der Alten vorhanden war. Antiochus der Große befreite die Aeltesten (die Mitglieder des hohen Rats), die Priester, Tempelschreiber und die (levitischen) Sänger*) von allen Steuern und Abgaben. Auch in der Geschichte der Freiheitskämpfe während der Makkabäerzeit spielt der hohe Rat eine bedeutende Rolle.

Mit den Religionskämpfen gegen den Hellenismus trat in Judäa eine bedeutende Aenderung im politischen Leben ein. Die regierende Hohepriesterfamilie Zadok, die viele Jahrhunderte hindurch das höchste Amt im Heiligtum hatte (sie allein behielt ihre Würde aus der vorexilischen Zeit), wurde depossediert; sie nahm ein schimpfliches Ende. An die Stelle der zadokitischen Hohenpriester kamen die hasmonäischen, da sich diese Familie in den Freiheitskriegen rühmlich hervorgetan und nicht nur die Religionsfreiheit gerettet, sondern auch die politische Unabhängigkeit erobert hatte. Zum erstenmal seit Jahrhunderten gab es wieder ein politisch und national unabhängiges jüdisches Volk. In der ersten Zeit waren sich auch die Hasmonäer ihres volkstümlichen, ich möchte beinahe sagen: revolutionären Ursprungs bewußt. Sie strebten nicht nach Alleinherrschaft, sondern duldeten ruhig an ihrer Seite einen Volksrat. Als sie zum Zeichen der politischen Unabhängigkeit Münzen schlagen ließen, durfte der Name dieses „Hohen Rates" (חבר היהודים) auf den Münzen nicht fehlen. Der Staat wurde gleichsam im Namen des jeweiligen Hohenpriesters und des Senats regiert. Solche Münzen, mit dem Namen des חבר היהודים besitzen wir von dem Hohenpriester Johanan-Hyrkan (dieser heißt auf manchen Münzen Vorsitzender des jüdischen Senats ראש חבר היהודים), Juda-

*) Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, daß von jeher ein Rangunterschied zwischen levitischen Sängern und sonstigen Diensttuenden im Tempel bestand; nur die zuerst genannten gehörten zum Adel. Nach talmudischen Quellen durfte sich kein levitischer Sänger zum niedern Tempeldienst degradieren.

Aristobul, Jonatan-Janaï, Matatja-Antigonos. Hingegen tragen die Münzen aus der Königszeit Jonatans nur den Namen dieses Königs (hebräisch und griechisch). Es war unterdessen, nachdem die Macht der Hasmonäer eine Stärkung erfahren hatte, eine Beschränkung in den Rechten des Senats eingetreten.

Dieses „Cheber-hajehudim", dem wir auf den Münzen begegnen, wurde längere Zeit mißverstanden; die nicht vokalisierten Worte wurden sogar früher recht abenteuerlich gelesen. Jetzt steht die Lösung zweifellos fest; hingegen wird über die Bedeutung der Worte gestritten. Die meisten Forscher haben sich jedoch mit Recht für die Uebersetzung „Senat der Juden" entschieden. Renan hat dafür einen Beleg in einer phönizischen Inschrift gefunden. Grätz (Geschichte III, 77, 4. Aufl.) erklärte sich für die Uebersetzung „Jüdische Republik" (so auch Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes I, 269, 3. Aufl.), aber später (S. 821) wies er selbst richtig nach, daß darunter nur der Senat oder der hohe Rat zu verstehen ist. Die Bezeichnung חבר läßt auch nach der in der Mischna und im Talmud diesem Worte gegebenen Auffassung keinen andern Sinn als Magistrat, Stadtbehörde und Senat zu. (Ausführlich habe ich dies behandelt in der hebräischen Quartalsschrift, Beilage zum „Haseman" I, 6—7.)

Der hohe Rat bestand auch während der hasmonäischen Königszeit, doch muß er damals in seinen politischen Rechten eingeschränkt worden sein. Die letzten Hasmonäer hatten sich mit dem ehemaligen zadokitischen Adel verständigt, sie suchten nun aus den früheren demokratischen Einrichtungen herauszukommen. Der aristokratisch rekonstruierte Rat, in dem der Adel die Mehrheit besaß, hieß seitdem „Synhedrion". Der König war wohl zum Teil auch von dieser Körperschaft abhängig, aber da saßen zumeist Vertreter des alten und des neuen Adels, die zusammen die zadokitische Partei hießen; mit ihnen ließ sich schon gut auskommen.

Ueber die inneren Verhältnisse des Synhedrion wissen wir nicht viel; nach den Berichten im Talmud und bei Josephus bestand diese Körperschaft aus einundsiebzig Männern, d. h. außer dem Vorsitzenden waren noch siebzig Mitglieder. Im Talmud sind noch manche Einzelheiten vom Synhedrion

mitgeteilt, so daß es da einen Präsidenten (נשיא), einen geschäftsführenden Vorsitzenden (אב בית דין) und einen Sprecher (חכם) gab. Aber diese Angaben lassen sich nicht für das politische Synhedrion verwenden; man kann sie nur mit Büchler als für den obersten Gerichtshof, der im Volksmunde ebenfalls Synhedrion hieß, und für das später in Jamnia errichtete Synhedrion passend annehmen. Die Zahl 71 wird wohl für die spätere Zeit stimmen, hingegen mag es auch eine Zeit gegeben haben, wo die Mitgliederzahl eine kleinere war. Dadurch erklärt es sich, daß Josephus einmal erzählt, Herodes habe alle Mitglieder des Synhedrions hinrichten lassen, und das andere mal sagt, der Usurpator habe 45 Mitglieder des Synhedrions niedermachen lassen. Möglich, daß diese Körperschaft damals aus 45 Mitgliedern bestand, da wir ja gesehen haben, daß es zur Zeit Nehemias nur 44 „Familienoberhäupter“ gab, die als ראשי העם, als Senatsmitglieder, bezeichnet wurden.

Ebenso ist es nicht bekannt, wie der Eintritt in das Synhedrion geschah. Nach dem Talmud wurden neue Mitglieder kooptiert; aber wir müssen uns immer vorhalten, daß dort nur der oberste Gerichtshof gemeint sein kann. Für die erste Zeit wird man wohl annehmen dürfen, daß die Senatswürde in gewissen adeligen Familien erblich war. Indessen fanden später zu verschiedenen Zeiten Umwälzungen statt. Während der Hasmonäerherrschaft drang immer mehr das demokratische Element in diese Körperschaft, und wenn auch wahrscheinlich bis zur Zerstörung Jerusalems das zadokitisch-patrizische Element stets die Oberhand hatte, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß auch neue Männer im Synhedrion Aufnahme fanden. Freilich eine wirklich demokratische Körperschaft war das Synhedrion zu keiner Zeit, da dessen Mitglieder niemals aus einer Volkswahl hervorgegangen sind; es kann sich nur um die Frage handeln: in welcher Weise sind neue Männer in den Senat berufen worden, sei es behufs Ergänzung der Mitgliederzahl, wenn Synhedrialmitglieder gestorben waren oder sonst aus dem Synhedrion traten, sei es wenn der Senat, was in der letzten Zeit nicht selten vorkam, gewaltsam aufgelöst und neu zusammengesetzt wurde.

Einen Anhaltspunkt haben wir in einem Bericht Josephus'. Er erzählt uns (Jüd. Krieg IV, 5, 4), daß, nachdem die römerfeindlichen Zeloten den Sieg davongetragen hatten, sie durchaus einen geachteten, ihrem Treiben widerstrebenden Bürger aus dem Wege räumen wollten. Sie verfuhren aber nach der Art der Schreckensmänner während der französischen Revolution, indem sie den Schein der geordneten Rechtspflege wahrten. Zu diesem Zwecke beriefen sie durch förmliche Ernennung siebzig, mit Aemtern betraute Bürger als machtloses Scheingericht, vor dem sie den Sacharja b. Baruch des Einverständnisses mit Vespasian anklagten. Es geht daraus hervor, daß nur beamtete Personen, d. h. also nur Männer, die bereits ein Amt im Tempel, im Staatsdienst oder in einer Stadtbehörde besaßen, zu Synhedrialmitgliedern ernannt werden konnten. So lange die Schreckensmänner wenigstens diese Form wahren zu müssen glaubten, hatten sie auch mit ihrer Anklage gegen Sacharja kein Glück, denn das so gebildete Synhedrion sprach den Angeschuldigten frei. Jetzt machten die Leute die Sache einfacher, indem sie den Unglücklichen im Tempel niederschlugen und die Richter mit Hohn und Spott auseinanderjagten.

Das Synhedrion tagte für gewöhnlich im Tempel, wo ihm eine Halle zur Verfügung stand; nach manchen Aeußerungen in den Evangelien fanden mitunter die Sitzungen auch beim Hohenpriester statt; indes ist dies nicht sehr wahrscheinlich. Ueber die Art der Abstimmung und der Beschlußfassung ist uns nur in den talmudischen Schriften etwas mitgeteilt; aber auch dies kann nur auf den obersten Gerichtshof Anwendung finden. Was die Kompetenz des Synhedrions betrifft, so muß man vor Allem berücksichtigen, daß sie nicht zu allen Zeiten gleich war; es kommt sehr viel auf die Machtstellung des jeweiligen Königs oder Hohenpriesters an. Außerdem liegt eine große Schwierigkeit darin, daß die talmudischen Quellen stets von einem Synhedrion als oberstem Gerichtshof sprachen, während wiederum die anderen Quellen (Josephus und das Neue Testament) das politische Synhedrion, den hohen Rat, behandeln. Es kommt noch dazu, daß die verschiedenen Gewalten im Staat keineswegs von einander getrennt waren. Der hohe Rat war eine politische Körper-

schaft, die das Recht der Gesetzgebung ausübte, die vorhandenen Gesetze interpretierte, Urteile, insbesondere Todesurteile bei religiös-politischen Verbrechen fällte, die innere Verwaltung leitete und kontrollierte, mithin so ziemlich alle Gewalten in sich vereinigte. Zur Zeit der Römerherrschaft stand das Synhedrion unter der Oberherrschaft des römischen Prokurators oder Prokonsuls, namentlich bedurften Todesurteile der Bestätigung durch die römische Oberbehörde. Ebenso wurde von Rom aus der Versuch gemacht, die Bedeutung des Synhedrions dadurch zu verringern, daß dessen Geltungsgebiet geteilt wurde. Nach der Zerstörung Jerusalems wurde ein Teil der Kompetenz des Jerusalemer Synhedrions auf den hohen Rat in Jamnia übertragen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Synhedrion in Jamnia schon während der Belagerung Jerusalems getagt hat, da sonst die gesamte Judenheit außerhalb der belagerten Hauptstadt ohne die nötige religiöse Unterweisung gewesen wäre. Ich habe diesen Punkt in der bereits zitierten Abhandlung (S. 10) ausführlicher erörtert.

Die Verfassung des jüdischen Staates war, wie wir gesehen haben, eine monarchisch-aristokratische. Ihre Anfänge datieren von der Zeit der ersten Rückwanderung nach der palästinensischen Heimat (um 535 vor der üblichen Zeitrechnung), wo es sich freilich nur um eine Ansiedelung ohne jede politische Grundlage handelte. Im Jahre 70 n. Chr., also etwa sechshundert Jahre später, wurde der jüdische Staat gänzlich vernichtet; in Jamnia blieb nur noch ein religiöses Zentrum für die gesamte Judenheit, deren Zerstreuung und Zersplitterung schon früher einen großen Umfang angenommen hatte. In diesen sechs Jahrhunderten hat die jüdische Staatsverfassung manche Wandlung durchgemacht. Die aristokratische Vertretung, die an der Regierung teilnahm, hieß zuerst der Rat der Familienoberhäupter, später die „Große Versammlung", „jüdischer Senat" (חבר היהודים), zuletzt Synhedrion. Auch die Bedeutung dieses Rates wechselte einigemal. Aber er behielt stets seinen aristokratisch-patrizischen Charakter, selbst als zur Zeit der letzten Hasmonäer das bürgerliche Element

in den hohen Rat dringen konnte. Volkstümlich und demokratisch im modernen Sinne ist diese Körperschaft niemals geworden, aber sie vertrat doch das Volk, indem die Thora gleichsam als eine Magna Charta für ewige Zeiten galt. Und dieses geschriebene und im höchsten Ansehen stehende Gesetz ist auf dem Grundsatz der völligen Gleichheit aller Bürger aufgebaut; mit Ausnahme der Könige, denen man eine privilegierte Stellung einräumte, daß sie als unverletzlich galten und wegen etwaiger Vergehen nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten, waren alle Juden und auch die in Palästina wohnenden Fremden vor dem Gesetze gleich. Die Regierung war nicht durch, aber für das Volk. Die Bürgschaft für eine gerechte und unparteiische Regierung, für eine unantastbare Rechtspflege und für eine ehrliche Verwaltung lag in der Thora. Der größte Vorzug des jüdischen Staatslebens bestand darin, daß dem jüdischen Volke im Namen Gottes Recht gesprochen wurde. Es gab also immerhin eine noch höhere Instanz, vor der sich alle Machthaber beugen mußten und sich ehrfurchtsvoll beugten. Mit Ausnahme der Epoche, in der das idumäische Haus Herodes über Judäa herrschte, wird wohl kaum eine direkte Gesetzesverletzung durch die Regierung vorgekommen sein. Es wurde oft über die richtige Auslegung der in der heiligen Schrift gegebenen Gebote und Verbote heftig gestritten, und in diesen Streit mag sich oft der Parteigeist gemischt haben: aber es gab doch zu jeder Zeit ein heiliges und unantastbares Gesetz, und in der Nation wurde so die Achtung vor der Gesetzlichkeit großgezogen.

Aus den Memoiren eines römischen Ghetto-Jünglings.

Von

A. Berliner.*)

Das Wort des deutschen Dichters: „Das schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn" findet vollinhaltlich seine Anwendung auf den Papst Paul IV., der, nachdem er am 26. Mai 1555 vom päpstlichen Stuhle feierlichst Besitz genommen hatte, am 12. Juli jene Bulle „Cum nimis absurdum" erließ, die mit ihrer Einleitung und den darauf folgenden 15 Artikeln Alles enthielt, was dazu dienen konnte, durch Bosheit und Gewalt das geistige wie das materielle Leben, die Seele wie den Körper von Tausenden zu vernichten. Von allen Freiheiten, welche die Juden Roms durch das allgemeine Menschenrecht und gemäß alter Privilegien bisher besaßen, ließ man ihnen nur die Freiheit, leben zu dürfen, das heißt in verächtlicher, niedriger Knechtsgestalt einherzuschleichen und das Gefühl der Menschenwürde in der eignen Brust zu ersticken. Bis dahin hatten die Juden in den verschiedensten Teilen der Stadt unter ihren christlichen Mitbürgern gewohnt. Dieser Freizügigkeit machte

*) Nachstehende Darstellung beruht auf einem Vortrage, den ich im Verein für jüdische Geschichte und Literatur zu Berlin im verflossenen Winter nach einem hebräischen Manuskripte in der Talmud Thora zu Rom gehalten habe. Hier erscheint am Schlusse einiges mehr, das sich im Zusammenhange des mündlichen Vortrages nicht hat mitteilen lassen.

Paul IV. mit einem Schlage ein Ende. Am 3. Oktober 1555 war eine hohe, dicke, nur von 2 Toren für den Ein- und Ausgang unterbrochene Mauer um das Viertel herum hergestellt, welches von jetzt an die Juden allein bewohnen sollten.

Es begann das Ghetto-Leben, ein Leben voller Leiden, voller Entbehrungen und Verhöhnungen, Versuchungen und Verführungen. Aber selbst unter diesem unbeschreiblichen Druck hat sich der Ghetto-Jude eine Fülle von Tugenden und Kräften zu bewahren gewußt. Denn innerhalb dieser Mauern konnte sich ein autonomes Gemeindewesen, das bis zu einer gewissen Grenze seine Unabhängigkeit bewahrte, und das seine eigenen Beamten, seine Polizei, sogar sein eigenes Gefängnis für disziplinare Vergehen hatte, entwickeln. Eine wohlorganisierte Verwaltung auf Grund einer Verfassung und verschiedener Statuten für einzelne Zweige, beraten von der Consulta, welche aus 60 Mitgliedern bestand, und geleitet von dem Kollegium der Fattori, erstreckte sich über alle Angelegenheiten der Gemeinde, weltlicher oder auch religiöser Natur. In ihren Beratungen bildeten zumeist die unaufhörlichen Steuerauflagen, mit welchen die päpstliche Regierung immer von neuem an die Ghetto-Bewohner herantrat, die schwer drückenden Sorgen, welche sie oft bis zur Verzweiflung führten. Und dennoch — es ist rührend und zugleich erhebend — fanden sie noch den Mut, in solchen angstvollen Stunden auch die inneren Verhältnisse der Gemeinde in Beratung zu nehmen und auf Wege und Mittel für die Hebung und Verbesserung derselben zu sinnen.

Vor allem galt ihre Fürsorge dem Unterricht der Jugend, wie der Belehrung der Erwachsenen. Die Instruktionen und Reglements, welche für den Unterricht ausgearbeitet wurden, können selbst in unseren Zeiten als mustergiltig angesehen werden. Vorzüglich wurde die Kenntnis der hebräischen Texte in der Bibel und im Gebetbuch gefördert. Auch für den Unterricht der Mädchen wurde gesorgt; sie mußten ebenfalls das Hebräische korrekt lesen und gründlich verstehen lernen, und das Beispiel, wie Debora Ascarelli es zeigt, dürfte sicher nicht vereinzelt geblieben sein.

Aber auch das Streben nach profanem Wissen, das niemals bei den Juden in Rom gefehlt hat, nimmt im

17. Jahrhundert, in jenen Zeiten der tiefsten Erniedrigung und des drückendsten Elends, in ganz merkbarer Weise zu. Viele Jünglinge, welche die Lehrstätte der Talmud Thora täglich besuchten, erhielten in derselben von einem christlichen Lehrer Unterricht in der Grammatica. Auch in anderen Disziplinen, wie Logica, Physica, Metaphysica, Rhetorica, Sphära und Medicina wurden sie privatim von christlichen Lehrern unterrichtet. Denn bereits war ein Streit zwischen den Vorstehern der Talmud Thora ausgebrochen, da einige derselben es nicht für schicklich hielten, daß an dieser Stätte der heiligen Lehre auch die profane lateinische Sprache vorgetragen werde. Nicht bei allen Scholaren war der Endzweck dieser Studien die medizinische Wissenschaft; die meisten derselben strebten hierdurch die formale Bildung an, welche sie befähigen sollte, ihren religiösen Vorträgen, die sie in den Gotteshäusern und bei feierlichen Gelegenheiten hielten, einen gediegenen Inhalt in vollendeter Form zu bieten. Auch wollten sie mit ihrer klassischen Bildung den christlichen Gelehrten und kirchlichen Würdenträgern imponieren, vor die zu treten, um mit denen zu disputieren, sie oft Veranlassung hatten.

Aus den hebräisch geschriebenen und in der Talmud Thora zu Rom aufbewahrten Memoiren (זכרונות), welche ein jüdischer Student aus jener Zeit hinterlassen hat, lernen wir die Schwierigkeiten kennen, mit denen dieser zu kämpfen hatte, um den Abschluß seiner Studien und hierbei den Doktorgrad zu erlangen.

Jehuda aus dem Hause Gonzago nennt sich dieser Jüngling, der in der Einleitung zu seinen schriftlichen Aufzeichnungen von dem hohen Werte spricht, wenn der denkende Mensch sich darin übt, „seine Tage zu zählen und ein weises Herz heim zu bringen“, wie der Psalmist sagt. Nicht Viele sind es, welche die Wege und Mittel der göttlichen Vorsehung zu erkennen trachten, wie sie sich im Leben des Einzelnen und in seinen Schicksalen bei aufmerksamer Prüfung kundgeben. Nur der Gottesfürchtige läßt die Ereignisse und Begebenheiten, die ihn treffen, nicht spurlos an sich vorüberziehen. Er erkennt in ihnen die deutlichen Zeichen des göttlichen Waltens, wie im Ganzen, so auch im Einzelnen.

Er denkt und fühlt mit dem Psalmisten: Weil ich mir immer den Ewigen vor Augen stelle, daß er mir nämlich zur Rechten stehe, mir zu helfen und mich auf die rechte Bahn zu leiten, deshalb wanke ich nicht. Denn fest stehe ich im Vertrauen auf Ihn. Der Gedanke an Gott wird den tugendhaften Menschen in seinen Leiden erheben, in seinem Glücke aber ihn davor bewahren, daß er in Hochmut verfalle.

Nach diesen und anderen ähnlichen Worten beginnt Gonzago seine ersten Erinnerungen mitzuteilen. In seinen Kindesjahren wurde er anfänglich von Rabbi Abraham Pisano unterrichtet, der aber bereits hochbetagt war und daher nicht mehr dem Unterrichte in Bibel und Mischnah mit der erforderlichen Kraft sich widmen konnte. Allwöchentlich fand eine Visitation der Klasse statt, und als bei einer dieser Prüfungen der fleißige Knabe durch seine trefflichen Antworten auf die vorgelegten Fragen die Aufmerksamkeit des Vorstehers Elischa di Montopoli auf sich lenkte, beschenkte ihn dieser und versetzte ihn in eine höhere Abteilung, in die Talmudklasse des Rabbi Isaak Castelnuovo, während er den grammatischen Unterricht bei seinem früheren Lehrer beibehielt. Diesem wurden im Alter 3 Giulii von seinem wöchentlichen Gehalte abgenommen, sodaß er nur 15 Giulii für die Woche erhielt, dafür aber nur eine Stunde täglich, um 22—23 (das heißt bei uns von 4—5) eine Lektion in der Grammatik zu erteilen hatte. Als dieser Lehrer am 3. Oktober 1704 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde der grammatische Unterricht, an dem auch Mose Localo und Isaak Ascarelli teilnahmen, von dem Lehrer Joseph Palestrino erteilt. Als neue Vorsteher für die Talmud Thora gewählt wurden, nämlich Jakob Chajat, Mordechai di Capua und Mordechai Ephrati, erhielten diese von der Consulta die Erlaubnis, einen christlichen Lehrer für den fremdsprachlichen Unterricht zu engagieren. Dieser, mit Namen Vitale, unterrichtete täglich in der Schule, wofür er keine Bezahlung annahm, aber als Gegenleistung sich im hebräischen Pentateuch unterrichten ließ. Zu seinen Schülern gehörten Mose Localo, Mose Bondi, Sabatai di Castro und Isak Modigliano. Man entließ ihn jedoch bald; wahrscheinlich hatte er seine Bekehrungssucht merken lassen.

Es trat hierauf ein anderer christlicher Lehrer ein, namens Andreas Cerazza, der besoldet wurde. Der Unterricht fand in einem Privathause statt, da man die heiligen Räume der Talmud Thora für den profanen Unterricht nicht hergeben mochte. Vorlesungen über Logik hielt Benjamin Corcos, während der christliche Lehrer außer dem sprachlichen Unterricht auch Physik und andere Wissenschaften vortrug. Als aber später in einem neuen Hause der Talmud Thora auch der profane Unterricht aufgenommen und auch die lateinischen Aufgaben dort gemacht werden sollten, erhob sich von einer Seite Widerstand, der aber nicht beachtet wurde, jedenfalls aber eine gewisse Aufregung hervorrief, die zuletzt der Ausbreitung des profanen Wissens überhaupt galt. Hierbei bemerkt Jehuda Gonzago, daß sein Lehrer Ephraim della Torre, der ihn väterlich liebte, ihn anfeuerte, unerschrocken und unentwegt bei dem Studium zu bleiben und sich vom Gerede der Leute nicht beeinflussen zu lassen. Leider verlor er schnell den Lehrer, der am Sonnabend 20. Adar 1713 im Alter von 55 Jahren verstarb. Hochangesehen und beliebt, im Umgange sanftmütig und belehrend, wurde sein Tod allgemein beklagt.

Es erhob sich von neuem der Sturm gegen das Studium der profanen Wissenschaften. David Segre konnte es nicht länger ertragen, daß Gonzago studieren wollte und zu diesem Zwecke täglich mehrere Stunden außerhalb der Talmud Thora zubrachte. Er suchte daher den Gonzago auf alle mögliche Weise zu kränken und ihn zu schädigen, und als alles dies nicht half, verklagte er ihn beim Rabbiner und verleumdete ihn, daß er nur eine Stunde täglich in der Talmud Thora verweile, die übrige Zeit aber mit dem fremden Studium verbringe. Gonzago ist hierbei sehr ausführlich, zu berichten, wie ihm sein Gegner die bis dahin gewährte Unterstützung entzog, wie er dann mit ihm in einen Disput sich einließ, um ihm zu erklären, daß er alle die Studien, selbst das medizinische Studium, nicht etwa als Brotstudium betreibe, sondern nur, um klassische Formen für religiöse Vorträge und für öffentliches Auftreten zu gewinnen. Es gelang ihm endlich, den Widerstand seines Opponenten zu brechen und sogar vom Vorstande eine monatliche

Subvention zu erhalten. Als er diese zum ersten Male in Empfang nahm, war unter dem Gelde eine Münze, die er, ohne sie weiter zu betrachten, seinem christlichen Lehrer als Honorar gab. Dieser ging darauf in eine Wirtschaft, wo er ein Maß Wein trank, den er mit der erhaltenen Münze bezahlen wollte. Der Wirt aber erklärte die Münze für falsch; ein zufällig anwesender Polizist nahm die Münze sofort in Beschlag und führte den Lehrer zur Polizei. Zur Rede gestellt, gab der Lehrer an, daß er dieses Geld von seinem Schüler Jehuda Gonzago erhalten habe. Hierauf erhielt der jüdische Kriminal-Polizist Meir di Castro die Ordre, sofort den Jehuda Gonzago vorzuführen. Hören wir jetzt diesen selbst erzählen: „Als der Polizist in das Haus meiner Eltern kam und nach mir fragte, erschraken sie sehr, und eine große Angst bemächtigte sich ihrer. Sie ließen mich sofort aus der Talmud Thora holen und fragten mich alsbald, ob ich mir etwas zu Schulden habe kommen lassen, oder ob ich mit Jemandem über religiöse Dinge disputiert hätte. Ich verneinte diese Fragen und versicherte meine Unschuld. Ich säumte nicht, sofort den Vorstehern des Vereines מתיר אסורים, welcher die Aufgabe hat, unschuldig Verhafteten beizustehen, von meiner Affäre Kenntnis zu geben. Sie erschienen gleich darauf im Hause meiner Eltern, um mich nach dem Gerichtssaale zu begleiten. Hier hatte ich folgendes Verhör zu bestehen: Der Beamte frug mich: „Bist du Jehuda Gonzago?“ Ja. „Beschäftigst du dich mit Philosophie?“ Ja. „Wie heißt dein Lehrer?“ Andreas Cerazza, wohnhaft via Chiavara. „An welchem Tage hast du ihm Geld gegeben?“ Heute gab ich ihm vier Giulii. „Welche Münzen waren es?“ 2 Silber- und 2 Kupfermünzen. „Hast du ihm diese Münze gegeben?“ Ich weiß es nicht; denn als ich heute das Geld erhielt, ließ ich die einzelnen Münzen in meine Tasche gleiten, ohne sie genauer anzusehen. Inzwischen nahm einer der Vorsteher, der mit dem Beamten befreundet war, das Geldstück in näheren Augenschein und erklärte es für echt, worauf er es bei dem Beamten durchsetzte, daß er es dem Numismatiker vorlegen ließ, der ebenfalls das Geldstück für echt fand. Doch wollte der Beamte mich nicht früher als bis zum Abend entlassen, da der Richter erst

spät ins Bureau komme. Diesem wurde dann von den Vorstehern des Vereins der Sachverhalt erzählt, worauf er mich freisprach, dem Beamten aber einen Verweis erteilte, weil er nicht sofort das Geldstück näher angesehen und geprüft hatte. Als ich nun mit meinem Lehrer das Gerichtszimmer verließ, wollte ich den alten und fast blinden Mann nach Hause begleiten, damit ihm kein Unfall zustoße. Aber meine Verwandten und Freunde hielten mich zurück: er hat dir so viel Böses zugefügt, daß er deinen Namen angegeben, er konnte ja aussagen, daß er nicht wisse oder sich nicht erinnere, wer ihm das Geldstück gegeben habe. Du hättest — wäre die Münze für unächt befunden — mindestens 2 Monate Gefängnis erhalten. Solchen Mann willst du noch begleiten, du mußt dich sofort von ihm lossagen und auch den Unterricht bei ihm aufgeben! Doch ich hörte nicht auf solche Worte und brachte den Alten nach Hause. Aber am folgenden Morgen begab ich mich zu ihm und stellte ihn zur Rede, warum er meinen Namen angegeben habe, worauf er sich entschuldigte: Mein Lieber, würde ich dies nicht getan haben, dann würde man mich lange Zeit in Untersuchungshaft gehalten haben, in der ich alter und hülfloser Mann umgekommen wäre. — Gonzago erzählt dann, wie sich seine Studien nach dem Zwischenfalle weiter entwickelt hatten.

Um diese Zeit hatte die Talmud Thora ihm die Subvention für den Unterricht in der Physik entzogen, aus Mangel an Geldmitteln. Er wollte aber das ihm so lieb gewordene Studium nicht aufgeben; daher kam er mit seinem Freunde Sabbatai di Castro überein, im Geheimen diese Lektionen fortzusetzen und das Honorar dafür aus eigener Tasche zu bezahlen. Aber nur einen Monat hatten sie es so durchsetzen können, dann konnte sein Freund nicht weiter zahlen. Außerdem hatten sie von verschiedenen Seiten gehört, daß der Unterricht ihres bisherigen Lehrers zu kurz gefaßt war und sich für Anfänger gar nicht eignete. Daher begaben sie sich am Wochenfeste des Jahres 1715 zu einem befreundeten Geistlichen, um ihm die Diktate über Physik und Scholastik ihres Lehrers zu zeigen und von ihm ein Urteil zu hören. Er antwortete, daß die Definitionen nicht hinreichend seien, wie auch das ganze Werk für Anfänger zu

kurz gefaßt sei. Er riet daher, einen anderen Lehrer zu nehmen. Da aber die Vorsteher der Talmud Thora keine Gelder dafür bewilligen wollten, nahm sich Gonzago ein Herz, zum Lehrer zu gehen und ihn merken zu lassen, daß er gern bei ihm das Studium fortsetzen wolle, wenn er auf ein Honorar dafür verzichten möchte. Der Lehrer war hierzu bereit, und Gonzago setzte mit besonderem Fleiße seine Studien bei diesem Lehrer fort. Eines Tages ließ er seinen Schüler folgendes schreiben: Unterzeichneter verpflichtet sich, Mathematik, Physik und Metaphysik fleißig zu studieren, Jehuda Gonzago, wohingegen der Lehrer schriftlich die Verpflichtung hinzufügte, diesen Unterricht unentgeltlich zu erteilen. Damit wollte er, wie er sich dann näher ausließ, jedes Bedenken zerstreuen, das Gonzago etwa abhalten könnte, an den Vorlesungen sich zu beteiligen. Gonzago hörte nun mit besonderer Vorliebe die Vorlesungen über Vergil und Prosodie, und wiederholte die bereits erhaltenen Lektionen über Physik und andere wissenschaftlichen Disziplinen. In der Talmud Thora aber war inzwischen der lateinische Unterricht ganz in Verfall geraten, weil die Majorität gegen die Beibehaltung dieses Unterrichts stimmte. Gonzago aber setzte seine Studien mit vielem Fleiße fort, sowohl im Lateinischen als auch in der Philosophie. Aber Aufregungen und Anstrengungen wie der mangelhafte Lebensunterhalt trugen dazu bei, daß der lernbegierige Jüngling krank wurde. Am Neujahrstage des Jahres 1716 wurde der Patient von einem ehemaligen Vorsteher der Talmud Thora besucht, der sich teilnehmend nach seinen Verhältnissen erkundigte und hierbei den Wunsch aussprach, Gonzago möge mit Ernst das medizinische Studium betreiben, zu welchem Behufe er ihn an einen befreundeten Arzt empfehlen wollte. Nachdem Gonzago genesen, begab er sich mit Samuel Saadon, wie dieser Mann hieß, zu jenem Arzte, der mit besonderer Aufmerksamkeit die bisherige Lebens- und Leidensgeschichte des Jünglings sich erzählen ließ, dagegen aber unter großem Bedauern die Bitte des Letzteren, ihn in das medizinische Studium einzuführen, zurückweisen mußte, weil es ihm an der nötigen Zeit fehle. Erst bei einem zweiten Besuche gelang es ihm und seinem Begleiter, den Arzt zu bewegen,

ihm wöchentlich 7 Lektionen unentgeltlich zu erteilen. Gonzago suchte anfänglich diesen Unterricht geheim zu halten, weil er fürchtete, man würde störend gegen ihn auftreten; daher wußten es nur drei seiner intimen Freunde. Aber bald wurde es doch ruchbar; ein christlicher Freund des Arztes, der oft während der Lektionen sich im Lehrzimmer aufhielt, sprach mit einem Juden hiervon, und bald verbreitete es sich von letzterem aus über die ganze Stadt, sodaß alle davon sprachen und sich darüber unterhielten. Dem Einen gefiel es, dem Andern mißfiel es, sodaß Gonzago eine längere Zeit das Gespräch der Leute bildete. Inzwischen traten verschiedene Unterbrechungen im Studium ein, über die wir wieder einmal Gonzago selbst hören müssen: „Mein Lehrer," berichtet dieser, „war für 8 Tage vom Vice-Castellano nach dem Kastell eingeladen, wo er sich während des Tages aufhielt und nur nachts heimkehrte. Um nun keine Unterbrechung im Unterrichte eintreten zu lassen, lud der Lehrer mich ein, des Morgens vor Tagesanbruch zu ihm zu kommen. Da wurde ich aber krank und von allen Seiten wurde mir der Vorwurf gemacht, daß ich durch das Frühaufstehen und den weiten Weg mir die Krankheit zugezogen habe. Gott aber erhörte mein Gebet, sodaß ich nach 14 Tagen wieder ausgehen konnte. Auf Anraten eines Arztes ging ich dann an die See, um mich gehörig zu erholen. Da auch mein Lehrer während dieser Zeit verreiste, so konnte ich ganz ungestört der Erholung mich widmen. Aber nach meiner Rückkehr fand ich meinen Lehrer sehr beschäftigt und von seiner Praxis in Anspruch genommen, sodaß ihm für mich gar keine Zeit übrig blieb. Kaum hatte seine Beschäftigung ein wenig nachgelassen, trat wieder ein neues Ereignis ein, was uns auf längere Zeit vom Studium fernhielt. Der Vize-Kastellan, bei dem mein Lehrer Hausarzt war, erkrankte plötzlich so sehr, daß mein Lehrer fortwährend bei ihm verweilen mußte. Ich benutzte diese Zeit, um alles bisher Gelernte zu wiederholen und verschaffte mir Eingang in den anatomischen Saal, wo ich manches erfahren konnte, wie mir mein Lehrer anempfohlen hatte. Im Sommer konnte ich wieder ungestört die Lektionen bei meinem Lehrer aufnehmen und die ganze Medicina theoretisch absolvieren, um

dann den praktischen Teil beginnen zu können. Hierauf erteilte mir der Lehrer eine Aufgabe, in der 12 verschiedene Krankheitsformen zu erörtern waren. Es gelang mir, die Arbeit dem Wunsche meines Lehrers entsprechend zur festgesetzten Zeit zu übergeben. Da in dieser Arbeit bereits Materialien zum Doktor-Examen enthalten waren, so riet mir mein Lehrer, mich um die Doktor-Würde zu bewerben. Anfangs widerstrebte ich diesem Rate, ich wollte den Gegnern zeigen, daß ich nicht studiere, um Ehre und Ruhm zu erlangen oder mir eine Erwerbsquelle zu schaffen, sondern daß nur die Liebe zur Wissenschaft mich dazu geführt habe. Mein Lehrer war aber entgegengesetzter Ansicht. Selbst wenn das Studium, meinte er, zur Quelle für den Erwerb gemacht wird, ist es nicht verwerflich, wenn man dabei nur bestrebt bleibt, im Dienste der menschlichen Gesellschaft zu wirken. Es bedurfte vieler Ueberredung, bis ich darein willigte, doch wollte ich dies alles noch geheim halten, um bei etwaigem Mißlingen mich nicht nachher dem Gespötte meiner Gegner auszusetzen. Soviel konnte ich schon nach kurzer Zeit erfahren, daß vor Eröffnung des Doktor-Examens zuvörderst die Erlaubnis des Papstes erbeten werden müsse. Das Honorar sollte 90 Scudi betragen, während es für einen Christen nur 30 betrug. Doch lag es in der Hand des Aerzte-Kollegiums, das Honorar auf 60 Scudi zu ermäßigen. Der Lehrer beschrieb mir dann alle Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden wären. Zugleich ermutigte er mich, hierin nicht zu ermüden, und versicherte mich seines ferneren Beistandes.“ Auf seinen Rat und mit seiner Empfehlung begann nun Gonzago die medizinischen und philosophischen Vorlesungen an der Sapienza, wie die Universität zu Rom genannt wird, zu hören. Er wurde gut aufgenommen, obwohl er bei Allen als Jude sich einführte; einer der Professoren, der am Sonnabend die Vorlesung hielt, versprach, nachdem ihm Gonzago gesagt hatte, daß er an diesem Tage zur Vorlesung nicht kommen könne, einen andern Hörer zu bestimmen, der am Montag sein Kollegienheft dem Gonzago leihen sollte, damit er das am Sonnabend Versäumte nachtrage. Nun galt es, die päpstliche Erlaubnis für das Examen zu erlangen. In ermüdender

Breite erzählt hierbei Gonzago, welche Wege und Mittel er versuchen mußte, um nur zu einem Anfang hierzu kommen zu können. Er mußte zuvörderst ein Memorial ausarbeiten und dieses durch Vermittelung eines Arztes, an den ihn sein Lehrer empfohlen hatte, und der mit einem Cardinal befreundet war, in die Hände des letzteren gelangen lassen, der es dem Papste vorlegte. Dieser übergab es dem Cardinal Camerlengo, das heißt dem Kämmerer. Nun galt es, diesen geneigt zu stimmen, wozu wieder sein Lehrer half, indem er ihm ein Billet an den Hausarzt des Cardinals gab. Dieser nahm ihn freundlich auf und hieß ihn nach einigen Tagen wiederkommen. Es mußten noch verschiedene Kreuz- und Quergänge gemacht werden, hier und dort gehört und gehorcht werden — endlich war die päpstliche Erlaubnis da! Jetzt mußte eine Petition an das Collegium der Aerzte gerichtet werden, damit das zu zahlende Honorar auf 60 Scudi, nach unserem Gelde 250 Mark, ermäßigt werde. Zu diesem Behufe mußte der arme, in fortwährender Angst und Aufregung gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebende Gonzago einem jeden ärztlichen Mitgliede eine Visite machen und untertänigst um ein geneigtes Votum bei der Abstimmung bitten — hierzu waren summa summarum 13 Visiten erforderlich. Schwere angst- und sorgenvolle Gänge, zu denen der Jüngling mit pochendem Herzen sich anschicken mußte. Er notiert genau das Datum, am 22. Juli 1717 nach christlicher Zeitrechnung, am Mittwoch, 13. Menachem 5477, 3 Tage nach dem Hinscheiden seines großen Lehrers, Is. Castelnuovo, für den er noch in der Trauerwoche eine Gedächtnisrede halten mußte, die aber, was schon jetzt bemerkt werden soll, einen solchen Beifall fand, daß sie ihm bald darauf einen kleinen Posten für religiöse Vorträge an einigen Abenden in der Woche eintrug. So in gedrückter Stimmung besuchte er die Aerzte des Collegiums, einen nach dem anderen, und sie alle bis auf einen versprachen ihm, bei der Kugelung eine weiße Kugel zur Genehmigung seiner Bitte einzulegen. Der Eine war ehrlich genug, Dr. Nathusius ist sein Name, der ihm offen erklärte, daß das Collegium nicht darauf eingehen könne. Erstens weil es bereits im vorigen Jahre 2 andere jüdische Kandidaten

zur Promotion zugelassen hatte, so daß kein Bedürfnis weiter vorliege und zweitens, damit keine feste Regel für die Zukunft damit geschaffen werde. Doch aber werde er sich der Majorität, wenn sie sich als günstig für das Gesuch herausstellen sollte, nicht widersetzen. Sein christlicher Lehrer aber beruhigte den sorgenvollen Jüngling und offenbarte ihm, daß die Erklärung des Dr. Nathusius nur mit der Animosität zusammenhänge, die dieser gegen den Protomedicus und einige andere günstig gesinnte Aerzte hege; trotzdem aber hoffe er auf einen günstigen Ausgang. Doch das Loos entschied anders; es fanden sich in der Büchse von 11 Stimmenden 6 schwarze und nur 5 weiße Kugeln. Nun gab es noch einen Rat: Es mußte der allgebietende Monsignore Lanziesi gewonnen werden, daß eine nochmalige Abstimmung vorgenommen werde. Da der Protomedicus selbst diesen Rat gegeben hatte, so mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um den Monsignore zu gewinnen, da auch in anderen Fällen, wo es sich um christliche arme Doktoranden gehandelt hatte, mehrere Abstimmungen wiederholt wurden. In dieser höchsten Not trat der berühmte vielseitig gebildete Rabbiner Tranquillo Corkos helfend ein. Ihm hatte Gonzago bereits vorher sein ganzes Herz offenbart, und der Rabbiner erbot sich, den angstvoll einherschleichenden Jüngling zu begleiten und für ihn zu sprechen. So begaben sich beide nach der Sapienza, wo bereits der Monsignore mit einigen Aerzten anwesend waren, um ein Concilium abzuhalten. Der in großem Ansehen stehende Corkos wandte nun seine ganze Beredsamkeit an, um die bisherigen Kämpfe dieses Jünglings zu schildern, dessen Lebensschicksal jetzt für immer entschieden werden sollte. Gonzago hatte sich mit Bewilligung des Rabbiners entfernt und im inbrünstigen Gebete zu Gott seinen Mut gehoben und sein Vertrauen gestärkt. Kaum hatte er von seinem Platze aus bemerkt, daß die Aerzte aus dem Concil bereits weggegangen waren, da eilte er zu dem ihm geneigten Protomedicus Senebaldus, der ihm alsbald mitteilte, daß man ihm das eine Drittel des Honorars erlasse, dagegen aber müsse er, um es ihm nicht so leicht zu machen, 15 verschiedene Examina ablegen und für ein jedes derselben 4 Scudi erlegen, anders ließe es sich nicht machen. Nun

galt die Sorge, ein Depot von 60 Scudi zu ermöglichen. Er nahm zum zweiten Male seine Zuflucht zum Rabbiner Corkos, der ihm versprach, für eine Mithülfe seitens der Talmud Thora und anderer Vereine tätig zu sein. Inzwischen wäre für Gonzago nach einer anderen Richtung eine günstige Wendung eingetreten, aber am Ende mißlang sie doch! Es wurden nämlich für die religiösen Vorträge, die bis dahin der Rabbiner Js. Castelnuovo gehalten hatte, mehrere Lektoren angestellt. Verwandte und Freunde drangen in Gonzago, daß er sich an maßgebende Personen wende, die ihm zu einer Stelle hierbei verhelfen mögen. Doch sein bescheidener Charakter hielt ihn zurück, und er sagte sich und den Anderen: Wer nach Ruhm jagt, von dem entfernt sich der Ruhm. Aber er fand in der Consulta Anhänger, die auf die Reden hinwiesen, welche Gonzago bereits mit großem Beifall gehalten hatte; doch einstweilen unterlag er dem Einwande, daß er unverheiratet sei und daher ein solches Amt nicht bekleiden könne. War somit diese Sache für dieses Mal mißlungen, so sollte er doch endlich von der Sorge für die Herbeischaffung des Deposito von 60 Scudi befreit werden. Es war aber auch bereits die höchste Zeit, denn schon drängte der Protomedikus auf die Hinterlegung des Depositums und der arme Jüngling voller Angst und Sorge war der Verzweiflung nahe, denn die Kreuz- und Quergänge, die auch in den jüdischen Kreisen für diese Angelegenheit zu machen waren, hätten ihn ganz aufgerieben, wenn er nicht im inbrünstigen Gebete zu Gott Mut und Vertrauen immer von neuem gewonnen hätte. Aber noch bevor alle die Formalitäten erledigt waren, welche das Darlehen von 60 Scudi aus den Vereinskassen nötig machte, trat eine günstigere Wendung in der Ablegung der Examina ein. Er durfte nämlich mit diesen schon beginnen, nachdem er die Versicherung gegeben hatte, in der nächstfolgenden Woche das Depositum einzuhändigen. Er war aber gezwungen, am Tage vor dem jüdischen Neujahr seine Examina abzulegen. Nachmittag um 16 Uhr, das ist in der zehnten Stunde nach unserer Tageseinteilung, fand er freundliche Aufnahme beim Dr. Alexander Posculi, der ihm verschiedene medizinische Fragen vorlegte, deren Beantwortung ihn so befriedigten, daß er sofort ein Billet an den

Monsignore richtete, in welchem er ihm mitteilte, wie sehr gut der Jude Gonzago bei ihm im medizinischen Examen bestanden. Dann ging er noch zu anderen Examinatoren, die in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen prüften und ihn überall für gut befanden. Einer derselben äußerte sogar, er wünschte, daß alle Examinanden so bestehen möchten. Nun war aber der morgige Tag, an welchem Gonzago in feierlichem Gewande vor dem versammelten Collegium erscheinen sollte, der Neujahrstag, und besorgt hatte er schon vorher mit seinem christlichen Lehrer hierüber gesprochen. Dieser aber beruhigte ihn; da dieser Termin unaufschiebbar sei, sollte er zuerst den Gottesdienst bis zur festgesetzten Stunde besuchen, und dann sich unbemerkt entfernen. So tat er es: er verließ um 9 Uhr nach beendigtem Schacharit-Gebete das Gotteshaus und begab sich zum Collegium, traf aber nur den Monsignore an, vor dem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte und sich bei ihm meldete. Dieser hieß ihn, einstweilen abzutreten, um ihn bald darauf rufen zu lassen, damit er den anwesenden Herren seine Reverenz bezeige und den Dank ausspreche für alles das, was ein Jeder aus dem Collegium ihm erwiesen. Dann prüfte ihn der Monsignore noch in der Psychologie und die anderen Herren hielten mit ihm ein Colloquium über verschiedene Themata, worüber sich alle sehr befriedigt aussprachen. Schnell konnte er dann ins Gotteshaus zurückeilen, um mit dem Propheten zu sprechen: Wann werde ich das Wunder sehen, den Schofarton hören? Und siehe, er traf noch zur rechten Zeit ein, um die Schofartöne des Mussaf-Gebetes zu hören.

In der folgenden Woche erhielt Gonzago endlich das Darlehen von 60 Scudi, so daß er die Prüfungsgebühren entrichten konnte. Die weiteren Einzel-Prüfungen bestand er vortrefflich und so konnte zum Abschluß derselben die Promotion erfolgen. Da erhob sich ein Streit darüber, wo diese stattfinden solle. In dem Hause des Einen konnte es nicht sein, weil der Andere mit demselben entzweit war und daher dessen Haus mied. In der Sapienza konnte es nicht sein, weil die Aula derselben für die Promotion eines Juden nicht eingeräumt werden könne. Aber in einem kleinen Zimmer der Sapienza durfte sie stattfinden. So war nun

auch diese Frage gelöst und für die Promotion konnte jetzt der Tag festgestellt werden, sie sollte am Mittwoch gegen 9½ Uhr stattfinden; es war dies der Mittelfeiertag vom Sukkot. Gonzago vertraute dies nur seinen nächsten Freunden an, aber diese rieten ihm, den Rabbinern und Vorstehern hiervon Mitteilung zu machen. Sie begleiteten Gonzago zum Tempel, um dort den Rabbiner Corkos zu erwarten und ihm die Anzeige zu machen, zugleich ihn zu bitten, zu der Feierlichkeit erscheinen zu wollen. Dann lud er auch alle anderen jüdischen Würdenträger ein. Früh am Morgen wiederholte er, nachdem er gebetet hatte, die Thesen, welche er vorzutragen hatte. Dann ging er zum Haarkräusler, der ihm die übliche Frisur machte; er legte hierauf ein langes Festgewand an und verrichtete ein inbrünstiges Dankgebet zu Gott, das er mit den Worten Jesaias' begann: „Wonniglich freue ich mich des Herrn; es jauchzst meine Seele meinem Gotte, denn er hat mir angelegt Gewänder des Sieges, den Mantel des Heiles mir angetan, wie ein Bräutigam anlegt den herrlichen Schmuck, und wie eine Braut ihr Geschmeide." Inzwischen versammelte sich eine große Menge von Juden und Christen im Auditorium; dann traten die Aerzte ein, es eilte auch der alte christliche Lehrer herbei. Gonzago trug die von ihm aufgestellten Thesen vor und erörterte sie, worauf der jüngste aus der Versammlung der Aerzte opponierte, von Gonzago aber widerlegt wurde. Letzterer mußte sich dann aus dem Saale entfernen, die Urne kursierte für die Abstimmung und das Resultat war die einstimmig erfolgte Approbation. Die Tür wurde geöffnet und laut erhob sich die Stimme: Von allen genehmigt, niemand hat widersprochen! Alles Volk, das inzwischen wieder zurück in das Zimmer eingetreten war, rief lebhaft: Vivat! vivat! Der Protomedicus redete hierauf den Promotore in lateinischer Sprache an, die laurea dottorale zu verleihen, zugleich mit den Diplomen und dem Barett, worauf dann die Ceremonie mit den geschlossenen Büchern stattfand. Diese wurden dem Kandidaten eingehändigt, daß er sie öffne und sofort aus dem Stegreif eine Rede halte und damit dokumentiere, daß er nunmehr reif genug sei, um selbständig zu denken und sich nicht auf

die Bücher verlasse. Gonzago vollführte alles in korrektester Weise, wofür ihm von allen Seiten Applaus zu teil wurde. Dann verteilten die Freunde, die ihn begleitet, Handschuhe an die Aerzte und Tücher an die Umgebung derselben, Gonzago machte noch seine Reverenz vor einem jeden Arzte, und die feierliche Ceremonie war zu Ende. In Begleitung des Rabbiners Sonino begab sich Gonzago zu Wagen nach Hause, zuerst aber nach der Talmud Thora, um sich dort der versammelten Menge zu zeigen. Matt und müde trat er dann in das Haus der Eltern ein; aber bevor er noch etwas genoß, dankte er Gott für seinen Beistand, den er ihm bis zu Ende verliehen. Gonzago's Gebete sind sehr schön stylisiert, jedesmal musivisch aus Schriftstellen zusammengesetzt.

Nachdem sich die Freude und die Aufregung gemildert hatten, und die Prosa des Lebens sich wieder geltend gemacht, überdachte Gonzago, was ihm das Doktorat gekostet. Sein Kredit hatte sich zwar gehoben, aber seine Schuldenlast war auch gestiegen! Außer den 60 Scudi wurden 7 Scudi und 4 Giulii ausgegeben für 18 Tücher und 72 Paar Handschuhe zur Verteilung; außerdem verschiedene Scudi an die Sekretäre, Pedelle und sonstigen Diener, im Ganzen 85 Scudi und 7 Guilii. Seinem alten christlichen Lehrer Antonio Volpei überreichte er als Geschenk eine goldene Kette im Werte von 2 Scudi, die der edle Greis aber zurückwies mit den schönen Worten: Behalte es zur Deckung der gehabten Kosten. Ich habe auf kein Geschenk gerechnet, als ich dir zur Erlangung des Doktorats behülflich war. Du kennst meine Liebe zu dir. Aber Gonzago drang in ihn, als äußeres Zeichen seines inneren Dankgefühls es anzunehmen. Dann werden noch verschiedene Honorare und Geschenke verzeichnet, die erforderlich waren, sodaß im Ganzen 110 Scudi weniger 12½ Bajochi draufgingen, außer den Kosten für die Kleidung. Gonzago war also genötigt, noch anderweitig Anleihen zu machen, bei einigen auf Unterpfand. Somit war das Doktorat erreicht am 17. Tischri, dem ersten Mittelfeiertage des Laubhüttenfestes, am Mittwoch, zwischen der 16. und 17. Stunde, also zwischen 10 und 1 Uhr Vormittags, das ist am 23. September 1717, im 25. Lebensjahre Gonzago's.

Nach den Festtagen machte der neue Doktor noch jedem der Aerzte seine Visite, um den Dank zu wiederholen, wobei er sehr wohlwollend aufgenommen wurde, jedoch mußte er vom Monsignore hören, daß die Tücher und die Handschuhe nicht von besonders guter Qualität gewesen wären. Diesen Vorwurf mußte er auch von Dr. Nathusius hören, der aus Opposition gegen Dr. Senebaldus nicht für die Aufnahme des Gonzago gestimmt hatte, und der zugleich seinen Aerger darüber ausließ, daß während der Installierung und während der Abstimmung die jüdischen Zuschauer im Zimmer zurückgeblieben waren. Aber alle anderen Aerzte empfingen ihn mit dem größten Wohlwollen und lobten seinen Eifer wie seine Fähigkeiten. Er fing jetzt an, neben seinem Lehramte in der Talmud Thora und seinen religiösen Vorträgen an einigen Abenden in der Woche den Weg zur ärztlichen Praxis vorzubereiten. Einige christliche Aerzte waren bereit, ihn in die Hospitäler einzuführen, wo sie ad oculos demonstrierten und ihm die Behandlungsweise erklärten. Sein eigentlicher Lehrer stellte ihn als seinen Assistenten an. Da dieser die größte Praxis von allen Aerzten hatte, gab es auch für Gonzago sehr viel zu tun, sodaß ihm keine Zeit zur Ruhe übrig blieb und er kaum Zeit zum Einnehmen der Mahlzeit fand. Aber trotzdem fühlte er sich sehr wohl; ihn erfüllte nur der Wunsch, immer tiefer in den Schacht der Wissenschaft einzudringen. In einem speziellen Falle, für den sein christlicher Lehrer nach dem Ghetto geholt wurde, hatte er die Freude, daß seine Ansicht über die anzuwendende Kur von seinem Lehrer akzeptiert wurde. Gonzago sammelte immer mehr Erfahrungen, sodaß er endlich zu der Ueberzeugung kam, er wäre reif, sein medizinisches Haupt-Examen abzulegen. Seine Lehrer an der Sapienza bestärkten ihn hierin, nachdem er die Vorlesungen derselben zwei Jahre hindurch gehört und verarbeitet hatte. Allerdings konnte er erst nach eingeholter Genehmigung seitens des Papstes zum Examen zugelassen werden. Aber dieses Mal waren ihm die Wege bereits geebneter, sodaß die Schwierigkeiten hierbei geringer waren, und er erlangte nach Beseitigung verschiedener Formalitäten die Erlaubnis Seiner Heiligkeit, das ärztliche Examen ablegen zu dürfen. Er erhielt mehrere Themata zur schriftlichen

Bearbeitung und hatte, nachdem eine der Abhandlungen allgemeinen Beifall gefunden, noch ein mündliches Examen zu bestehen. Er bestand dasselbe so gut, daß ihm hierfür öffentliches Lob gespendet wurde, während sein christlicher Mitbewerber zu gleicher Zeit als nicht bestanden zurückgewiesen wurde. Gonzago wurde hierauf als approbatus est öffentlich proklamiert. Der Monsignore unterhielt sich noch mit dem anwesenden Rabbiner Tranquillo Corkos, der selbst ein Arzt war und lobte vor ihm Gonzago, der zu der Hoffnung berechtige, ein verständiger Arzt zu werden. Jetzt konnte Dr. Gonzago seine Zeit so einteilen, daß er neben seinem Lehramte in der Talmud Thora und seinem Berufe als Lektor in der Synagoge am Abende, auch der ärztlichen Praxis sich befleißigen durfte. Aber erst einige Jahre später sollte er in Wirklichkeit die Früchte seines immensen Fleißes und seiner alles überwindenden Ausdauer ganz genießen. Am Ausgang des Neujahrsfestes 1725 wurde in der Versammlung der Consulta darüber geklagt, daß der bisherige Armenarzt die Pflichten seines Berufes vernachlässige, daß es daher an der Zeit wäre, nachdem ein tüchtiger jüdischer Arzt vorhanden, demselben das Amt eines Armenarztes in der Gemeinde zu übertragen. Gonzago wurde hierzu berufen und für ihn zuerst ein Jahresgehalt von 35 Scudi festgestellt, während der christliche Assistent, der nicht mit einem Male entlassen werden sollte, noch das eine Jahr 15 Scudi erhalten, dann aber Gonzago allein mit einem Jahresgehalte von 50 Scudi fungieren sollte. Nebenher sollten ihm die Honorare von 25 Scudi von der Talmud Thora und 8 Scudi als Lektor verbleiben. Er konnte nun daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er verlobte sich mit der Schwester seines Freundes, während dieser selbst sich mit der Nichte Gonzago's verlobte. Feierlichst wurde das Verlöbnis vom Rabbiner Corkos proklamiert und hierbei vor dem Notar die Summe der Mitgift festgesetzt. Nachdem diese in verschiedenen Raten ausbezahlt war, wurde die Hochzeit gefeiert und am Sonnabend darauf in dem Gotteshause nach römischem Ritus mit verschiedenen Spenden für fromme und heilige Zwecke der versammelten Gemeinde mitgeteilt. Am folgenden Feste der Gesetzesfreude wurde Dottore Gonzago zum

sogenannten Bräutigam der Thora auserwählt. Als solcher hatte er die Beamten und die Diener zu beschenken, für die Bekleidung der Thorarollen zu sorgen, Wachslichter für die Illumination zu spenden, Oel für die großen Hängeleuchter, die Ehrenfunktionen zu verteilen — und Gonzago hat genau alles verzeichnet, was dabei ausgegeben wurde, und wen er mit den heiligen Ehrenvorrichtungen bedacht habe. Gonzago ergeht sich hierbei in Details, bei denen er sicher nicht geahnt hat, daß seine Niederschrift einst nach 185 Jahren das Material zu einem Vortrage in dieser Versammlung bieten werde. Er schildert weitläufig, wie in den Zimmern die 4 silbernen Leuchter des Sabbattages Licht und Glanz verbreiteten, wie er, an einem Sessel mit Damast bekleidet stehend, die Gäste empfing, für welche dreisitzige Bänke aufgestellt waren. Seine Frau, die in der Küche sehr viel zu tun hatte, empfing dann ihre Gäste in einem anderen Gemache. Das Menu für die Speisekarte, nicht wie üblich in französischer Sprache, aber, wie vielleicht nicht zum zweiten Male, in hebräischer Sprache dargestellt, war sehr reichhaltig ausgestattet. Gonzago unterläßt es nicht, hierbei zu bemerken, daß er bereits am Nachmittage von heftigem Kopfweh befallen wurde, das ihn auch am folgenden Tage, am sogenannten Bereschit-Sabbat, nicht verließ, sodaß er das weitläufige Synagogen-Ritual zu seinen Ehren nicht mit der erforderlichen Aufmerksamkeit verfolgen konnte. Er wünscht daher am Schlusse, noch oft solche Festlichkeiten, aber ohne Kopfschmerz begehen zu können.

Gonzago hat in seinen Memoiren noch vieles andere mitgeteilt, was für die Zeitgeschichte des Interessanten genug bietet.

Aber ich muß davon Abstand nehmen, in den Rahmen des gegenwärtigen Vortrages Einzelheiten zu bringen, von denen Gonzago aus seiner Zeit berichtet, ohne daß sie mit seinem Lebensgange irgendwie in Beziehung stehen. Nur in einem Falle möchte ich eine Ausnahme machen. Er erzählt nämlich von dem am 19. März 1721 um 12¾ Uhr, am Mittwoch — am Donnerstag war die Hälfte der Quaresima verflossen — erfolgten Tode des Papstes Clemens XI. Dieser starb an einer Lungenentzündung und schon am zweiten

Tage seiner Krankheit ereilte ihn der Tod, nachdem er zwei Jahre und vier Monate regiert hatte. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend wurde seine Leiche aus dem Schlosse am Monte Cavallo nach der Krypta gebracht. Bei seinem Ableben waren anwesend der Kardinal, welcher mit der Würde eines Camerlengo, d. h. eines Kämmerers bekleidet ist, es war sein Neffe, der Kardinal Albani, ferner der Sekretär und der Stadt-Notar mit Zeugen. Der Kardinal rief den toten Papst dreimal beim Namen und da keine Antwort darauf erfolgte, wurde der Tod konstatiert und sofort wurden alle Eingänge zum Kastell geschlossen. Der Camerlengo eilte nach dem Campidoglio, das ist das Capitol, und ordnete an, daß sofort das Geläute der Glocken beginne, welches dem Volke den Tod des Papstes anzeigte. In der Krypta verblieb die Leiche 3 Tage und 3 Nächte, in der fürstlichen Kleidung, wie er sie beim Leben trug. Geistliche niederknieend und Gebete hersagend, umgaben die Leiche, von der ein Fuß zwischen den Gitterstäben hinausragte, um allen Gläubigen die Gelegenheit zu bieten, den Fuß küssen zu können. In der Nacht zum Montag wurde die Leiche beerdigt; dann hielten die Kardinäle 7 Tage hindurch Trauergottesdienst ab. Am 31. März begannen die Sitzungen im Conclave zur Neuwahl eines Papstes, nachdem der Conclave-Marschall mit der Trompete das Signal gegeben hatte, daß ein jeder Fremder sich entferne. Auf seine laute Aufforderung: „Extra omnes" verließen alle Nichtberechtigten das Bereich des Conclaves. Hierauf wurde mit der Laterne herumgesucht, daß kein Fremder sich eingeschlichen habe. So wurde festgestellt, daß keine Unbefugten innerhalb des Bereichs des Conclaves verblieben waren. Alle Verbindungen mit der Außenwelt wurden geschlossen. Für jeden Kardinal wurden Bett und Tisch bereit gestellt, da Keiner das Conclave verlassen darf, bis ein Papst gewählt ist. Die Wahl gilt als vollzogen, wenn $^{2}/_{3}$ der 70 Kardinäle für einen Kandidaten gestimmt, somit 47 Stimmen auf ihn sich vereinigt haben. Der Gewählte wird auf den päpstlichen Stuhl gesetzt und wird mit den pontefikalischen Gewändern bekleidet. Da man vorher nicht wissen konnte, von welcher Statur der zu wählende Papst sein werde, so wurden dreierlei

Gewänder bereit gehalten, für eine große, mittlere und kleine Statur. Der Gewählte wird in die capella secreta geführt, dort wird ihm die Triregno (Tiare) aufgesetzt, es wird die Litanei (התאגה) angestimmt, die Kardinäle werden zum Fußkuß zugelassen, der Dekan tritt auf den Altan der Peterskirche und ruft mit lauter Stimme hinaus auf den großen Platz, der versammelten Menge zu:

Annuncio vobis gaudia magna: papa habemus.

Ich verkünde Euch große Freude, wir haben einen Papst.

Nstro Revmo Santmo Cardinal Michael Angelo cognomine vocato Conty et sibi si posuit Innocentius tertius decimus.

Unser ehrwürdiger und heiliger Kardinal Michael Angelo mit Beinamen Conty hat sich selbst mit Innocenz XIII. benannt. Am Sonntag, 18. März 1721 um die 8. Stunde, das ist um 2 Uhr in der Nacht, wurde die Mauer, welche das Konklave vom mittleren Chor der Kirche trennt, niedergerissen und um 16, das ist um 10 Uhr Vormittags, betrat sie der neue Papst in feierlichem Aufzuge, um die Messe zu lesen, worauf dreimal über sein Haupt Flachsfäden verbrannt wurden mit dem Zuruf: sic transit gloria mundi — so vergeht der Glanz der Welt! Der Papst steigt von der Sedia Gestatoria herab und verweilt längere Zeit im Gebet, unter verschiedenen Ceremonien wird ihm die Tiara auf's Haupt gesetzt, er tritt hinaus auf den mittleren Balkon, und von der Loggia aus breitet er die Hände aus und erteilt dem Volke den Segen. Fünfzig Tage waren seit dem Tode des letzten Papstes verflossen; 39 Tage waren die Kardinäle im Conclave eingeschlossen, bis sie die neue Wahl vollzogen hatten.

In gleicher Weise weiß Gonzago noch vieles andere aus seiner Zeit und Umgebung zu berichten.

Uns genüge es aber heute, ihn selbst kennen gelernt zu haben, wie er gekämpft und gelitten, bis er das Ziel, das er sich gesteckt, erreicht hatte, aus dem Kerker zur Freiheit, aus der Finsternis zum Lichte!

Nachbemerkungen.

Wie bereits in der vorausgeschickten Bemerkung in Aussicht gestellt, soll hier einiges Material angeführ werden, welches wert erscheinen dürfte, um geschichtlich oder kulturgeschichtlich erhalten zu bleiben. So hat Jehuda Gonzago die Sterbetage einiger Männer aus seiner Zeit notiert, welche als Rabbiner oder Prediger in Rom gewirkt haben, und die in meiner Geschichte der Juden in Rom näher erwähnt werden.

So sind bei Gonzago verzeichnet:

Isac di Castelnuovo, am Montag, 11. Ab 5477, um 19½ Uhr.

David di Core, am Sonnabend, den 20. Schewat 5488, um 20 Uhr.

Mose di Localo, am Sonntag, 22. Siwan, das ist am 30. Mai 5488, um 20 Uhr.

Jacob Chajat, am Sonntag, 2. Adar, das ist am 23. Februar 5490, (פשו בטוב תלין), um 16 Uhr. In derselben Woche, am Freitag, 7. Adar, das ist 28. Februar, um 22½ Uhr, die Mutter Jehuda Gonzago's.

Natan di Rignano, am 13. Adar, das ist am 5. März 5490, ½ Stunde vor der Nacht am Donnerstag.

Isac Sonnino, am 16. Schewat, das ist am 23. Januar 5491, um 8 Uhr in der Nacht zum Dienstag.

Abraham Chajim Modigliano, am 3. Schewat, das ist am 30. Januar 5492 um 12 Uhr.

Mose Ruben Passapeire, am 16 Elull, das ist am 14. September 5494, am Dienstag um 9 Uhr.

Die Aerzte, bei welchen Jehuda Gonzago seine Visite zu machen hatte (s. oben S. 124) werden namentlich und nach ihren Häusern aufgeführt und zwar:

Monsigniore Lancisi, Protomedico der Klinik an St. Peter.

Dr. Senebaldus, Protomedico, wohnhaft nahe Palazzo Gengive.

Dr. de Paolis, am Spital di St. Barbera, auch Protomedico am Carlo Cartinari.

Dr. Gattucci, wohnt am Tor Sanguigna.

Dr. Arno, wohnt hinter dem Orfanelli.

Dr. Pascoli, wohnt Palazzo Rospigliosi.

Dr. Masi, nahe am Marstall des Fürsten Gisio.

Dr. Boschi, nahe an der Fleischhandlung des di Corve.

Dr. Pietro Asaldi, nahe dem Garten di Lucia.

Das oben (S. 132) erwähnte Menue lautet in hebräischer Sprache:

דגים מלוחים בזתים — מוח שור שחור — קערה לכל אחד של ספיצאטו — בן יונה לכל אחד — קרושטאטו של תפוחים — אניטרא — סולאר הדג הנקרא בלשון לעז פראוולינו — קוטונייאדא ואפונין פריטי — ב של חלמון ביצה — פירות — ועשיתי כ״ה ביצות של ביסקוטינו וכ״ה ביצות של ענפי חלמון ביצה.

In deutscher Uebersetzung:

Zuerst gesalzene Fische in Oel, dann Gehirn vom Büffel, eine Schale mit Knuspereien für Jeden, junge Tauben, Apfeltorte, Entenbraten, Sellerie, eine Fischart, genannt Fravolino, Speise von gerösteten Bohnen, Eierspeise, Früchte. Außerdem waren 25 Eier zum Biskott verwendet, zum Verteilen unter die Frauen der Verwandtschaft, welche am Vormittag vorher ihre Glückwünsche abzustatten gekommen waren.

David Honigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren (1841|5).

Herausgegeben
von
Dr. M. Brann.

Einleitung.

David Honigmann war ein Landsmann Wilhelm Freunds und Samuel Holdheims. Er wurde in Kempen (Posen) am 15. August 1821 geboren. Seine Vaterstadt beherbergte damals die viertgrößte Judengemeinde des preußischen Staates. Unter 4192 Einwohnern lebten in jenen Tagen dort 3556 Juden. Sie legten einen besonderen Wert darauf, ehemals zu Kleinpolen gehört zu haben und sahen mit einer gewissen Verachtung auf die großpolnischen Nachbargemeinden herab, deren Mitglieder ihnen im Durchschnitt als einfältig und beschränkt erschienen*). Beim Talmudstudium, das in jenen Tagen hier wie anderweitig noch in hoher Blüte stand, wurde hier ungleich mehr auf Witz und Schlagfertigkeit als auf Tiefe und Gründlichkeit des Wissens gesehen. Wenn dabei Geist, Gemüt und Charakter nicht ganz verdarben, so war es, wie Honigmann glaubte an sich selbst erfahren zu haben**), wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß in dem in der Ursprache überlieferten Inhalt der heiligen Schriften trotz des verwahrlosten Dialekts, in

---

*) Graetz, Gesch. d. Juden XI. 2, S. 512.

**) „Aus einem Knabenleben vor fünfzig Jahren" (Liebermann, Jahrb. für 1884), S. 39.

dem er übertragen wurde, ein unsterblicher Funke von Poesie lebte und waltete, der selbst durch die unbeholfene Form der damaligen rohen Lehrmethode mit göttlicher Gewalt aufblitzte und die Einbildungskraft der Kinder mit Bildern voll Hoheit und einfacher Größe, ihr Herz mit rührenden und veredelnden Empfindungen erfüllte und solcher Gestalt eine von dem Lehrer nicht beabsichtigte geistige Nahrung vermittelte, an welcher der bessere Teil der kindlichen Natur sich wie eine zum Licht strebende Blume mitten aus ödem, wüsten Gestrüpp zu freudigem Wachstum erhob. Im übrigen waren die Eltern des Knaben nicht durchaus bildungsfeindlich. Sie ließen ihm am Unterricht eines „Melammed“ teilnehmen, der es damals in dieser Umgegend zum ersten Mal wagte, den Pentateuch mit Moses Mendelssohns Übersetzung durchzunehmen. „Die hochdeutsche Schriftsprache,“ erzählt Honigmann selber*), „war mir und meinen Mitschülern noch völlig fremd. Aber ihre Laute und Ausdrücke, ihr Wortschatz und ihre Redewendungen blieben, unterstützt von unserer Kenntnis des Urtextes, im Gedächtnis haften, und bald gewannen wir ein instinktives Gefühl von der Kraft und Majestät und zugleich von der Lieblichkeit und Innigkeit unserer neuen Muttersprache.“ Selbstverständlich wurde am fleißigsten und eifrigsten der Unterricht in den alten Bildungselementen betrieben. Da aber der Knabe mit zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahr noch nicht den hochgespannten Anforderungen entsprach, die der weithin berühmte Rabbiner R. Joseph Samuel Landau, für die Teilnahme an seinen Talmud-Vorlesungen beanspruchte, entschlossen sich die Eltern trotz des Kopfschüttelns mancher Verwandten, die ganz und gar in den alten Anschauungen wurzelten, ihn zur Fortsetzung und Vollendung seiner Bildung nach Breslau gehen zu lassen. Hier trat er in die damals blühende Kgl. Wilhelmsschule, eine Gründung aus der Mendelssohn'schen Zeit, ein. In zwei Jahren legte er die obersten beiden Klassen der Anstalt zurück und ging dann, nachdem er sich einige Wochen im Lateinischen und Griechischen vorbereitet hatte, auf das Gymnasium über. Im Alter von zwanzig

*) A. a. O. S. 31 f.

Jahren bestand er mit günstigem Erfolge die Abgangsprüfung und gewann dadurch die Reife für das akademische Studium.

Seine Erlebnisse und Eindrücke während dieser Zeit schildern die nachfolgenden Blätter, die er als Erinnerungen in den Jahren 1869 und 1871 in der lichtvollen, anschaulichen und fesselnden Weise, die für seinen Stil charakteristisch ist, niedergeschrieben hat. Ein günstiges Geschick hat ihn in nahe Beziehungen zu zahlreichen bedeutenden Männern gebracht, zu Gustav Freytag, Abraham Geiger, Ferdinand Lassalle, Wilhelm Freund, Leopold Zunz, Aron Bernstein, Siegmund Stern, Moritz Hartmann, Ignaz Kuranda u. A., die von hervorragendem Einfluß auf ihre Zeitgenossen und die Nachlebenden geblieben sind.

Seine feinen Beobachtungen, seine lebhaften Schilderungen, seine temperamentvollen Urteile über bekannte Menschen und Dinge bilden eine interessante Ergänzung zu der sehr bewegten Geschichte jener Tage. Dabei erweckt er unwillkürlich in dem Leser den sympathischen Eindruck eines redlichen, nach Wahrheit strebenden Menschen, der mit allen Kräften seiner Seele an den religiösen und politischen Idealen seiner Zeit teilnahm.

Nicht nur mit dem juristischen Doktorhut sondern auch mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen geschmückt, kehrte er von Heidelberg nach seiner zweiten Vaterstadt, nach Breslau, zurück*). Hier fand er schnell eine gerechte Würdigung und wohlverdiente Anerkennung seiner vielseitigen Fähigkeiten und seines lauteren Charakters. Als fleißiger Mitarbeiter an den großen Breslauer Zeitungen entfaltete er eine einflußreiche publizistische Tätigkeit und gewann Namen und Ansehen im öffentlichen Leben der Stadt und des Staates. Der Kommune hat er als Hülfsarbeiter im Magistrat und als Mitglied der Stadtverordneten-Versammlung, der Oberschlesischen Eisenbahn als General-Sekretär, der Posen-Kreuzburger Eisenbahn als Vorsitzender des Aufsichtsrats und zahlreichen gemeinnützigen Vereinen

---

*) Für die folgende Darstellung sind die Nachrufe in den Breslauer Zeitungen und besonders der Nekrolog in Nr. 16 der „Mitteilungen der DDGB“ die Quelle.

und Anstalten als treuer und zuverlässiger Berater hervorragende Dienste geleistet.

Sein Hauptinteresse aber blieb dabei immer dem Wohl und Wehe seiner Glaubensbrüder zugewendet. Er gehörte zu den unerschrockenen Vorkämpfern ihrer inneren und äußeren Emanzipation. Mannhaft und entschlossen trat er überall in die Schranken, wo den preußischen Juden ein Unrecht geschah oder drohte. Ueber seine Schutzschrift gegen die Angriffe des Geheimrats Wolfahrt berichtet er selber in seinen Aufzeichnungen*). Seine Abhandlung über „die Judenfrage auf dem vereinigten preußischen Landtage" und besonders seine umfangreichen Denkschriften über „das gute Recht der preußischen Juden" (1847) und über „die preußische Verfassung und den konfessionellen Eid" (1859) blieben nicht ohne Einfluß auf die staatliche Ordnung der jüdischen Angelegenheiten. Obwohl er persönlich in seinen Anschauungen dem religiösen und politischen Fortschritt zugetan war, hat er sich bei seinem Eintreten für die Gesamtheit stets streng von jeder Parteinahme ferngehalten und immer das Wohl der Gesamtheit und die Erhaltung des Friedens und der Einheit als das höchste Ziel seines Strebens betrachtet. In diesem Geiste war er fast dreißig Jahre lang als Syndikus der Gemeinde tätig und hat unermüdlich und erfolgreich daran mitgearbeitet, der durch innere Parteiungen auf das ärgste zerklüfteten Gemeinde den Frieden wiederzugeben, der fest und sicher auf den von ihm juristisch fixierten Grundlagen beruht und bis auf den heutigen Tag nicht mehr gestört worden ist.

Von dem gleichen Wunsche beseelt, folgte er 1869 dem Rufe Moritz Kohners und gehörte auf dem ersten Gemeindetag zu Leipzig zu den Mitbegründern des nach langjähriger Versumpfung endlich verheißungsvoll emporblühenden Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes. Bis zu seinem Tode gehörte er dem Ausschuß des Bundes an, und, wie groß auch seine Arbeitslasten waren, so fand er dennoch stets die Zeit, umfangreiche und zeitraubende Arbeiten zu übernehmen. Wie er es gewesen ist, der 1869 den ersten Statutenentwurf für

---

*) Unter S. 162.

den D.-I. G.-B. ausarbeitete, so hat er auch später bei jeder Revision der Satzungen bis an sein Lebensende tatkräftig mitgewirkt. Die Denkschriften und Gutachten, die der Gemeinde-Bund veröffentlicht hat, sind, soweit Fragen juristischer Natur darin behandelt wurden, zum großen Teil sein Werk gewesen.

Auch im engeren Heimatskreise hat er dem „Verein israelitischer Lehrer in Schlesien und Posen", der soeben das erste Vierteljahrhundert seiner Tätigkeit abschließt, mit seinen reichen Erfahrungen und seiner überlegenen Einsicht hilfreich zur Seite gestanden, als er die heute segensreich wirkende „Unterstützungskasse" für die Lehrer dieser Bezirke ins Leben rief.

In den letzten Jahren seines Lebens war er von schweren Leiden heimgesucht, die er mit der Geduld eines Weisen ertragen hat. Am 22. Juli 1885 starb er, ein treuer Jude, ein guter Deutscher, ein lauterer Mensch. Mögen der deutschen Judenheit viele seines Gleichen beschieden sein.

Breslau, 20. September 1869.

Vor Kurzem kam mir die von dem Rießer-Verein veranstaltete neue Ausgabe von Gabriel Rießers Schriften in die Hände. Der erste Band enthält eine Biographie desselben von Dr. Isler, die ich mit großem Interesse gelesen habe. Fesselnder noch als die gut geschriebene Lebensgeschichte sind die in großer Anzahl eingestreuten Briefe Rießers, die das meiste Material sowohl für die äußeren Tatsachen, wie für die innerliche Darstellung dieses einfachen und doch reich veranlagten Charakters darbieten. Die Briefe sind fast ausschließlich, außer an Eltern und Geschwister (aus der früheren Zeit) an einige Freundinnen, die beiden Schwestern Sophie und Elise Hoffmeister in Heidelberg und Frau Dr. Haller in Hamburg gerichtet. Die Anknüpfungspunkte bei den ersten reichen bis an die Studentenzeit zurück. Die letzte ist die Egeria des späteren gereiften Mannesalters, und stellt sich in dem warmen Reflex der Rießer'schen Briefe in der Tat

als ein edles und hochbegabtes Frauenbild dar. Man atmet in diesen tiefvertraulichen Offenbarungen des geistigen und seelischen Eigenlebens durchgehends den reinen ätherischen Hauch eines innigen, treuen, fast liebevollen Verhältnisses, an welchem der befreundete Gatte auch seinen Anteil nimmt.

Was am wohltuendsten in diesem Lebensbild berührt, ist wohl die leider so seltene Harmonie des innern Menschen und des öffentlichen literarisch-politischen Charakters. Rießer ist wie er schreibt. Sobald sein etwas behäbiger, breit und solide fundamentirter Stil die granitnen, juristisch-logischen Strebepfeiler des Aufbaues hinter sich hat, atmet er stets einen freien idealen Schwung, dem sogar die warme poetische Ornamentik nicht fehlt, ohne jemals in Unklarheit und phantastische Romantik zu verfallen. So erscheint uns auch sein menschliches Wesen, fest gegründet in einem eng umschlossenen patriarchalischen Familienkreis, der selbst durch den Gegensatz alter und neuer Weltanschauung an keiner Stelle und zu keiner Zeit aus seinem unlöslichen Gefüge weicht. Aus diesem altjüdischen Boden, in dem die hochgeläuterten religiösen Sympathien und Ueberzeugungen des mutigen Freiheitskämpfers mit ihrem mächtigen Wurzelstock haften, erhebt sich der nach allen Seiten gerechte, vorurteilslose und unbestechliche Geist zu den Höhepunkten echten Menschentums. Das ist sein idealer Standort, hier hat er das Sternenbanner der Emanzipation weit hinausragend und stolz flatternd in alle Winde aufgepflanzt. Von hier sendet er die klingenden Pfeile sicher und weithintreffend in das Herz der Feinde, schleudert er die Fackeln der Wahrheit in die künstlichen Verschanzungen des morschen christlichen Staats, hinter welche sich die Gegner der Freiheit und Rechtsgleichheit feige verbergen. Er kann nicht atmen in der drückenden Niederung der Knechtschaft; es ist ihm ein heiliger sittlicher Ernst um den Kampf für die Freiheit seiner Glaubensbrüder. Als in Hamburg der aufgeregte Pöbel die Juden aus einem öffentlichen Lokal gewaltsam vertreibt, stellt er sich selbst mutig als Zielscheibe des Unglimpfs der haßgeblendeten Meute entgegen; und als auch gegen ihn die unreinen Waffen sich richten — da schüttelt er den Staub von den Füßen und verläßt mit allen seinen Angehörigen den entweihten vaterländischen

Boden, um an einer anderen Stätte sein Zelt aufzuschlagen. So erscheint es denn als ein Akt historischer Sühne, wenn der von der rohen Menge, vielleicht auf geheimen Antrieb höhergestellter Leiter, in freiwillige Verbannung gedrängte Jude später den Triumph erlebt, von seinen zur bessern Einsicht gelangten Mitbürgern zu einem der höchsten Richterämter seiner Vaterstadt berufen zu werden. Der innige organische Zusammenhang mit den Traditionen einer altjüdischen, noch dazu hochkonservativen Familie mit aristokratisch-rabbinischem Blut in ihren Adern (Rießer ist nämlich ein Enkel des berühmten Hamburger Rabbi Raphael Cohn, von Mutterseite, und sein Vater*) fungierte als adlatus und Sekretär bei dem jüdischen dreistädtischen Gerichte, dem der Großvater präsidierte) erklärt zwei prägnante Züge in Rießers literarischer Physiognomie. Der erste ist die fast auffällige Erscheinung, daß Rießer trotz seiner umfassenden, auf alle Gebiete des Wissens sich erstreckenden Bildung und seines warmen Interesses für die Zeitfragen in Politik, Litteratur und Kunst, sich doch mit engster Exklusivität auf das Feld der Judenfrage in seiner schriftstellerischen Tätigkeit beschränkte. Er selbst empfindet dieses Eingesponnensein in einen unentrinnbaren Zauberkreis des Fühlens, Denkens und Handelns, als eine Art Einseitigkeit — aber er versucht es nicht einmal sich aus ihr zu befreien. Sein litterarischer Kampf für die Emanzipation der deutschen Juden, den er mit einer nie ermüdenden Schlagfertigkeit über alle deutschen Territorien erstreckt, heut auf der politischen, morgen auf der litterarischen, wissenschaftlichen oder auch belletristischen Arena, hier gegen Rotteck und die süddeutschen Liberalen (Paulus, Wolfgang Menzel oder Gustav Pfizer), dort gegen Streckfuß in Preußen — er ist ihm eine stets dringende, heilige Lebensaufgabe. Wie eine treue Schildwache glaubt er seiner Pflicht zu fehlen, wenn er sein Auge auf andre Gebiete abschweifen lassen und darüber das ihm Nächste vernachlässigen sollte. Mit seltener Bescheidenheit — die überhaupt einen hervorstechenden Charakterzug bei ihm bildet — traute er sich

---

*) Näheres über die Herkunft seines Vaters siehe bei Brann im „Gedenkbuch zur Erinnerung an David Kaufmann", S. 398.

auf anderen, allgemeineren Gebieten zu wenig zu; während wir dabei unwillkürlich das Gefühl haben, daß ein bedeutender Bruchteil seiner geistigen Kraft gleichsam zum Totliegen verurteilt ist, weil ihr die Rennbahn verschlossen ist. Rießer ist vorzugsweise in seinem Naturell auf das Praktische angelegt, wenn er auch das Reale stets mit dem Medium der spekulativen Theorie zu durchdringen sucht. Um in das praktische Staatsleben tätig einzugreifen, bewirbt er sich um das kurhessische Bürgerrecht, das ihm möglicherweise die Pforten des Ständesenats eröffnen soll. Ein Abgeordnetenmandat ist sein höchstes Ziel. Inzwischen verschmäht er es nicht, für die hessische Regierung einige Zivilprozesse als Anwalt zu führen, bei denen es auf staatsrechtliche Materien ankommt, über welche er eine kleine Monographie veröffentlicht hat. Erst im letzten Stadium seines Lebens, nachdem ihn die Märzrevolution in das Frankfurter Vorparlament und später in den Reichstag gebracht, wo er bald eine so hervorragende Stellung, man möchte sagen, ohne mühsames, keuchendes Klimmen des Ehrgeizes, rein durch das allgemeine Vertrauen aller Parteien in seine Talente und seine politische Rechtschaffenheit gewann — erst da entfaltet sein Genius die Flügel nach allen Seiten und trägt ihn weit über die Markscheide hinaus, hinter welcher er früher jahrelang sein enges, wenn auch bedeutungsvolles väterliches Erbe angebaut, nicht ohne vorher noch in einer seiner glänzendsten Reden über die Grundlage der Glaubens- und Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung aller Konfessionen, die von dem angebrochenen neuen Frühling gereifte goldene Frucht seiner jahrelangen Kulturarbeit dem ganzen deutschen Volk in silberner Schale zu präsentiren.

Ein zweiter Zug seines litterarischen Charakters, den man nur aus seinen jüdisch-patriarchalischen Familientraditionen erklären kann, ist seine kühle, zuweilen abwehrende Haltung gegen die mit den Emanzipationsbestrebungen zum Teil parallel laufenden religiösen Reformtendenzen der Zeit. Persönlich war Rießer zweifellos ebenso äußerlich wie innerlich befreit und losgelöst von jeder Fessel des mittelalterlich-talmudistischen Zeremonialbannes, und erkannte sicherlich im vollsten Maße das Recht der individuellen wie der genossen-

schaftlichen freien Selbstbestimmung auf dem Glaubensgebiete an. Aber er hegte, teilweise nicht mit Unrecht, den Verdacht, daß manchen Ortes jene Reformtendenzen nur eine Verleugnung des konfessionellen Bewußtseins maskieren, und gleichsam als eine Konzession und ein Kaufpreis für die politischen Rechte dem mißtrauischen Staate angeboten würden . . .

Für mich selbst bietet die Lebensgeschichte Rießers das besondere Interesse, daß in meinem allgemeinen Bildungsgange, wie in dem mir gestellten Lebensplane, bei der Wahl des Berufes und der ersten literarischen Bestrebungen seine Persönlichkeit mir gewissermaßen als ein leuchtendes Idealbild vorschweben mußte, auf dessen Wegen wir Jüngern nachzuwandeln hätten.

Ich war, in Preußen wenigstens, von der jetzt auf der Lebenshöhe stehenden Männergeneration, einer der ersten Juden, die sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmeten. Im deutschen Süden war vielfach die Advokatur den Juden eröffnet, im Norden dagegen, soviel ich weiß, nur in Braunschweig und Mecklenburg. Also nicht Aussicht auf Anstellung im Staatsdienst, sondern Eintritt in die spärlich besetzten Reihen der kampfgeübten, im Recht geschulten Streiter für die Sache der Gleichstellung der Glaubensgenossen, war das Motiv für die Wahl jenes Fachstudiums, wie bei Rießer; und ebenso waren, wie bei ihm, meine ersten literarischen Sporen sozusagen in dem Guerillakampfe für die Sache der Emanzipation verdient.

Freilich hatte sich zu der Zeit als ich, ein unscheinbarer Rekrut, in das Glied eintrat, die Kampfesweise wesentlich geändert, und Rießer konnte unser Einem nur hinsichtlich des Zieles, nicht aber der Methode und Schreibart als Vorbild dienen. Der strategische Zweck, in die Zwingmauern des neuen feudalromantischen Bollwerks „christlicher Staat“ Bresche zu legen, war überall unverändert derselbe geblieben, aber die Taktik mußte den neuen Zeiten und den besonderen Verhältnissen angepaßt werden. Rießer konnte seine Geistesschlachten noch mit den, von ihm zu großer Vollendung entwickelten Waffen aus der Rüstkammer des Naturrechts, der Politik und Staatsökonomie führen. Seine Fahne war

mit den Symbolzeichen von „Menschenrecht, Freiheit, Gleichheit“ geschmückt, die im hohen Schwunge seiner rednerischen Kraft mit blendendem Farbenglanz Freunde und Feinde mit sich fortreißend, durch die Lüfte flatterte, diese verwirrend, jene mit der begeisterten Zuversicht erfüllend: in hoc signo vinces! Uns war das minder schöne Los zugefallen, aus halbverrostetem Material des positiven Rechts nüchterne Kugeln zu gießen und dem Gegner aufs Dach zu streuen. Man war zu der Ueberzeugung gekommen, daß mit den herrlichsten Ideen des Humanismus und der Sozialpolitik der treue bureaukratisch-feudale Haushund, der den christlichen Staat bewachte und uns die Pforten desselben versperrte, sich nicht von seinem Posten weglocken lassen werde. Man mußte ihn an seinem gewohnten Brocken von alten Gesetzen, Reglements und Reskripten erwürgen lassen. In Preußen hatte eben (1843) Heinrich Simon im Verein mit Ludwig v. Rönne sein berühmt gewordenes Buch „Ueber die Verhältnisse der Juden“ erscheinen lassen, und darin, mit bewundernswerter Gründlichkeit, nach einem konsequenten durch und durch freisinnigen, vom Geiste richterlicher Unparteilichkeit durchwehten Plane, den wirren trostlosen Wust der preußischen Gesetzgebung vom Mittelalter, durch das Zopf- und Gendarmeriezeitalter hindurch bis auf Friedrich Wilhelm IV. bloßgelegt, gesichtet und geordnet und seine unhaltbare Nichtigkeit an dem Probirstein eines der weisesten legislatorischen Akte aus der großen Stein-Hardenbergischen Epoche, nämlich des berühmten Edikts vom 11. März 1812, nachgewiesen. Hierdurch war ein freier breiter Boden für einen zweckbewußten, sichern Kampf um das nächste tägliche Rechtsbedürfnis, wie um weitere allgemeine Errungenschaften geebnet, wie man ihn vorher überhaupt nicht kannte. Die höhere politische Taktik war dabei, nach rechts und links mit den liberalen Parteien auf staatlichem und kirchlichem Gebiete Fühlung zu erlangen, deren Ansprüche auf Entwickelung verfassungsmäßiger Zustände, auf Einführung von Reichsständen, Assoziations-, Preß- und Religionsfreiheit sich ja ebenmäßig nur auf gesetzliche Verheißungen aus der altpreußischen freisinnigen Aufschwungsperiode vor den Freiheitskriegen stützten. Diese publizistische Tätigkeit verlangte eine genaue Bekannt-

schaft mit dem positiven Rechts- und Gesetzesstoff, und eine strenge juristische Methode der Darstellung, neben welcher der höhere stilistische Schwung und die innere Wärme des Ausdrucks nur eine seltene und zufällige Beigabe sein konnte. Erklärlich daher, daß von allen Kämpfen aus dieser Epigonenperiode, abgesehen von dem Abstande des Talents, keiner an seinen Namen und seine Leistungen auch nur einen Schatten des Glanzes heftete, in welchem Rießers Andenken durch die Zeitgeschichte wandelt und noch lange unverblichen strahlen wird.

Die vorstehenden Betrachtungen, zu denen mich die neuerliche Erinnerung an Rießers Leben und Wirken verleitet haben, erweckten mir zugleich den Gedanken, in einer flüchtigen Skizze meine persönliche Erinnerungen und den Gang meiner geistigen Ausbildung, insbesondere von der Zeit, wo ich mich dem Rechtsstudium mit dem vorhin bezeichneten bewußten Plane für spätere Anwendung desselben, widmete, aufzufrischen; da ich sonst — außer in zerstreuten, in fremden Händen befindlichen Briefen — nirgends Aufzeichnungen über mein Leben gemacht habe, die meinen Kindern vielleicht einmal interessant sein dürften. Ich will an meine, unter meinen alten Papieren noch befindliche Autobiographie, die zwar nur für das Abiturientenexamen geschrieben, aber doch tiefer und umfassender angelegt ist, als sonst derartige Schriftstücke zu sein pflegen (wenigstens ist es mir später von Mitgliedern der Provinzialprüfungsbehörde gesagt worden, daß meine Vita Aufmerksamkeit erregt hat), anknüpfen, und darin bis auf den Herbst 1841 — mein zwanzigstes Lebensjahr — zurückgehen, nach dessen Vollendung ich zur Universität abging.

I.

Die Universitätszeit in Breslau. Schwankungen und Anregungen. Theologische Velleitäten. Nissen, Geiger, Freund, Friedmann, Lassalle (1841—1843).

Ohne feste Bestimmung für ein Fachstudium, ja ohne jeden Plan für meine weitere wissenschaftliche Ausbildung, bezog ich im November 1841 die hiesige Universität, wodurch

selbstverständlich mein Eintritt in die philosophische Fakultät bedingt war. Es war von jeher ein schöngeistiges Axiom, die Einpferchung des jungen Studenten in den engen Fakultätsstall als das größte Hindernis einer freien und fröhlichen Entfaltung der angeborenen Geistesschwingen möglichst zu perhorreszieren. Sicherlich teilte auch ich damals diese Auffassung und wählte mir daher vor Allem die schöne grüne Weide der zwanglosen Philosophie- und Litteraturstudien, auf welcher ich wie ein Schmetterling fessellos von Blume zu Blume flattern konnte. Ich möchte kein allgemeines Urteil abgeben über die schwierige Frage, wie ein junger Mensch, der auf eine tiefere wissenschaftliche Ausbildung sein Absehen richtet, sich auf der Universität zu verhalten hat. Für mich selbst aber will ich die Erfahrung geltend machen, daß es mir heilsam gewesen wäre, wenn mein Pegasus, in ein sanftes Joch gelegt, zuerst ein wenig zum Pflügen angehalten worden wäre, statt auf dem weiten Wiesenplan in kecken Sprüngen herumzutummeln. Zweifellos erhält der Geist bei diesem Kreuz- und Querfahren durch alle Gebiete der Erkenntnis eine Reihe von wohltätigen, oft recht fruchtbaren Anregungen, der Gesichtskreis erweitert sich, wie auf einer Weltreise, auf der man „vieler Menschen Länder und Städte" erblickt, sammeln sich bleibende Eindrücke und Erfahrungen, die später mannigfach verwertet werden. Aber Eines lernt sich doch nur bei dauernder Ansiedelung auf einem, sei es auch nur eng begrenzten Studienfelde — die ernste Arbeit, die auf augenblicklichen Lohn verzichtende Mühe des Forschens und Denkens, die den Geist erst heimisch macht in dem Umkreis seiner künftigen Tätigkeit.

Mir scheint es deshalb, daß es empfehlenswerter ist, dem künftigen Gelehrten zuerst, gleichsam als Uebergang, von dem Lernzwang der Schule, zur vollkommen freien wissenschaftlichen Selbsttätigkeit, die Freiheit nur in der Form des Lernens, nicht aber zugleich schon in dem Stoff des zu Lernenden einzuräumen. Das „Was" sollte, je nach der im Allgemeinen getroffenen Wahl des Berufsfaches, ohne welche es doch mit seltenen Ausnahmen nicht abgeht, fürs Erste der freien Willkür nicht ganz überlassen bleiben, wogegen allerdings das „Wie", der einzelnen Individualität, je nach ihrer

Geistesanlage anheimgestellt bleiben muß. Freilich müßten die Lehrvorträge auch danach eingerichtet sein. Statt des wüsten, bald knappen, bald überreichen Ausschüttens der Körner, mit samt dem ausgedroschenen Stroh in die gemeinsame Krippe, welche die jungen Füllen zuerst gedankenlos gierig leeren, bald aber mit Ueberdruß stehen lassen, sollten dem Wissensjünger der Anbau und die Fruchtbarmachung seines künftigen Geistesackers gelehrt, sollten ihm die Quellen und Adern in den verborgenen Gängen gezeigt, und die Methode, wie hier aus der reichen Fülle geschöpft, dort der kärgliche, versiegende Lauf geleitet und durch Zuflüsse gestärkt werden müsse, am lebendigen Beispiel und Muster offenbart werden. Nicht das Resultat, das auch in Büchern zu finden ist, sondern die Arbeit des Studiums muß gelehrt werden, wie man dem jungen Bergmann und Geologen auch nicht bloß das ausgebrochene Gestein zu Tage betrachten und kennen, sondern in den dunklen Tiefen, in mühevollen Gängen und Schächten suchen und finden lehrt. So auf einem Gebiete des Wissens mit der Einsicht über die Grundbedingungen eines eignen dereinstigen geistigen Erwerbs ausgestattet, und an sein Fach durch das erweckte Interesse eignen Forschens gefesselt, mag dem Strebenden alsdann auch der Wanderflug über andere fremde Gebiete der Erkenntnis gestattet sein, damit er aus einer hohen Perspektive das Allgemeine, und den innern Zusammenhang alles Einzelnen im großen Organismus der Ideenwelt erkenne. Doch von dieser unwillkürlichen Betrachtung will ich zu dem Berichte der Tatsachen übergehen.

Vier Semester verbrachte ich auf der hiesigen Universität. Wenn ich heute die Summe ziehe, von dem was ich mir da an Wissen und Können erworben, so kann ich es nur auf ein bescheidenes Maß ansetzen. Auf keinem Gebiete habe ich meine positiven Kenntnisse da irgend in erheblichem Umfange bereichert, dagegen durch das Irrlichterieren auf vielen Gebieten eine Menge von Anregungen in mich aufgenommen und meinen Ideenkreis erweitert, der schon von der Schule her durch eine prädelektive Beschäftigung mit den Erzeugnissen der deutschen und französischen Litteratur, hauptsächlich der neueren, aus den Grenzen herkömmlicher Anschauungen

der Altersgenossen einigermaßen herausgerückt war. Interesse hatte ich eigentlich nur für Geschichtsstudien und litterarische Kritik, und Eindruck machte auf mich nur die erste Bekanntschaft mit dem Wesen und der Geschichte der neuen spekulativen Philosophie von Cartesius bis auf Hegel herab, welche ich den geistvollen und geisterweckenden Vorlesungen des Prof. Braniß*) verdankte. Seine durchaus freie, schöpferisch gestaltende, den Verstand und die Phantasie gleichzeitig anregende, und durch eine flutende Fülle von Gedanken warm durchströmte Diktion war ganz geeignet, den jugendlichen Geist für die Beschäftigung mit den Problemen der Spekulation zu gewinnen, und ich erinnere mich noch genau, daß die später erhaltenen Eindrücke von den Vorträgen der Berliner Diadochen auf dem verwaisten Hegelschen Lehrstuhle, mir im Vergleich zu der gewaltigen Ergriffenheit von den Braniß'schen Vorträgen vollkommen matt erschienen. Dagegen waren auch seine formale Logik und Psychologie für mich ein ungenießbares strohernes Gericht, das ich bald unberührt ließ. Ein Versuch, den ich bei den Philologen anstellte, um die Erklärung der griechischen Tragiker, die mich doch in poetischer Hinsicht aufs Höchste interessierten, mir anzueignen, fiel ganz trostlos aus. Wochen-, ja fast monatelang wurde in der unseligen Weise der Heft- und Notizenfabrikation eine sogenannte „Einleitung" mit einem Wuste von Belegen und Zitaten aufgetischt, der ganze grammatisch-philologische Kochapparat nebst Löffel, Messer und Gabeln klirrte, die Speisekarte wurde aufs Gründlichste historisch und kritisch kommentiert, aber das Essen kam nicht auf die Tafel. Etwas besser ging es mir in der alttestamentlichen Exegese und biblischen Archäologie, die ich bei Prof. Movers**), einem freisinnigen Katholiken hörte, und deshalb zu treiben begann, weil ich den Gedanken trug, mich möglicherweise der jüdischen Theologie zu widmen, welche damals eine junge, aufstrebende, wissenschaftliche Schule bildete, die ihren Mittel-

*) Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 47, 187. Er starb hochbetagt im Jahre 1873.

**) A. a. O. 22, 417 f. Er starb hierselbst am 28. September 1856.

punkt in einem von Dr. A. Geiger gegründeten Organ*) hatte. Geiger**) war kurz vorher (1840) nach Breslau als Rabbinatsassessor und Prediger berufen, und stand in der Blüte seiner jugendlichen Kraft als wissenschaftlicher Forscher, praktischer Reformator in Kultus und Leben, wie als Kanzelredner. Die Bedeutung der in seiner Persönlichkeit auf so vielfältige Weise repräsentierten wissenschaftlichen Theologie, als einer neuen und für die Umgestaltung der Zeitanschauungen innerhalb des Judentums, wie über dasselbe wahrhaft epochemachenden Erscheinung des modernen Geisteslebens, mußte in den Augen eines für den Fortschritt der Glaubensgenossen auf dem politischen, kirchlichen und sozialen Boden begeisterten Jünglings sich um so höher steigern, wenn es ihm, wie mir, bald vergönnt war, durch persönliche Bekanntschaft und vertrautem Umgang mit jenem Koryphäen der Reform täglich sich erneuernde, tiefe Eindrücke in sich aufzunehmen. Ich werde von diesem für mich besonders einflußreichen Verhältnis zum Geiger'schen Kreise bald des Nähern zu berichten haben, und berühre hier nur erzählungsweise, daß ich schon als Primaner durch einen mir freundlich gesinnten Gönner, der sich besonders durch die geistige Förderung vieler strebsamer junger Männer hohe Verdienste erworben, bei Geiger eingeführt worden war und daß dieser nach einem kurzen Kolloquium über meine Kenntnisse im Hebräisch-Rabbinischen mich nicht für unvorbereitet erachtete, die theologische Laufbahn einzuschlagen. Jener Vermittler meiner Annäherung an die Theologie (aus der sich zwar keine Ehe für das Leben, aber doch ein dauerndes herzliches Verhältnis zu derselben bis auf den heutigen Tag entsponnen), war Salomon Nissen, ein Mann, der ohne dem Berufe nach dem Gelehrtenstande anzugehören, durch sein tiefes und umfassendes Wissen auf dem ganzen weiten und verzweigten Gebiet des jüdischen Schrifttums, von den Anfängen des Talmuds bis zur neuesten Tagesliteratur, wie

---

*) Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie, von 1835 bis 1847, 6 Bände.

**) A. Geigers gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludw. Geiger, V, S. 37.

durch sein humanes, von einem geistreichen, blendenden und zugleich wohltuenden Humor durchleuchtetes Wesen, hauptsächlich viele junge aufstrebende Köpfe an sich zog, die von ihm mannigfache Anspornung, Beirat und Richtung empfingen. Sein Haus hatte noch eine besondere Anziehungskraft für junge Männer durch das Walten seiner geist- und anmutsvollen Tochter Therese*), die für alle idealen Interessen einen offenen Sinn trug, und, eine zweite Olympia van der Ende, die jungen Spinozas mit dem lieblichen Zauber ihrer schwarzen Augen zu bannen wußte. — Dieses Haus war lange Zeit der Mittelpunkt und der Herd der reformatorisch-fortschrittlichen Agitation, gleichsam das Standquartier und der Generalstab der neuen ecclesia militans, die auf Geiger als ihren kühnen Feldherrn schwor. Es waren schöne sonnenhelle Tage, — trotz des kümmerlichen äußern Druckes, mit dem so viele von uns Jüngern zu kämpfen hatten — die wir in diesem traulichen Zirkel verbrachten, wo sich in dem reizenden anregenden Wechselspiel von tiefem Ernst und ausgelassenem Humor die wunderlichsten Kontraste des in den Gährungsprozeß eingetretenen, schaumspritzenden „jungen Israels" so recht con amore ausleben konnten. Der stattliche Hausherr, der durch den wohlgepflegten üppigen Schnurrbart in dem schönen, von einer imponierenden Stirne und klugen Augen belebten Oval seines Gesichtes, wie durch eine gewisse träge Behäbigkeit seines Wesens einen vollkommenen orientalischen Anstrich ähnlich dem eines modernen Paschas hatte, dabei aber in Ton und Ausdrucksweise des Gesprächs jeden Anklang an jüdisches Wesen in vollendeter Weise zu vermeiden wußte, war für uns die wahre lebendige Encyclopädie, und als weitere Hilfsquelle stand uns seine reiche Bibliothek offen. Hier lernten wir Spinoza's politisch-theologischen Traktat und die Wolfenbütteler Fragmente, die mit dem betäubenden Stickstoff christlicher Mystik geschwängerten Grundelemente der Kabbala und die materialistischen englischen Bridgewaterbücher kennen. Der Bildungs- und Diskussionsstoff lag in der Luft und wurde tüchtig verarbeitet. Eines fehlte leider diesem trefflichen Manne, die Energie und Aus-

*) Ueber ihr Schicksal vgl. weiter unten, S. 149.

dauer der Ueberzeugung und das aus demselben erwachsende Schaffensvermögen. Er konnte mit blendendem Geist und Witz, mit unerreichter pseudepigraphischer Meisterschaft ein Stück Talmud und Sohar konzipieren, aber er brachte es auch nicht zu einer einzigen zusammenhängenden Abhandlung über irgend ein wissenschaftliches Thema. Er war und blieb das wunderbar gelehrte Lexikon. Und wie er vor der objektiven Ausgestaltung seines Wissens zu einem Akt des Könnens zurückschreckte, so auch vor der ethischen Betätigung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse zum handelskräftigen Charakter. Er konnte, aller besseren Einsicht zum Trotz, niemals einen eingewurzelten Zug von Konservatismus im Religiösen bemeistern und überwinden und verfiel schließlich wie ich gehört — denn seit Jahren bin ich ihm nicht mehr nahe getreten — einem, dem oben berührten orientalischen Typus genau entsprechendem Quietismus des Denkens.*) Dessenungeachtet denke ich mit Liebe an ihn an dieser Stelle meiner Erinnerungen und freue mich, von diesem interessanten Charakterkopf ein freikich nur höchst mangelhaftes, aber doch getreues Standbild hier aufstellen zu können. Die schöne Therese ist, wie das so oft geschieht, keinem ihrer vielen Jugendverehrer aus dem häuslichen Kreise zugefallen. Sie heiratete den in den Märztagen 1848 vielgenannten, zum Abgeordneten der Nationalversammlung von der Arbeiterpartei gewählten Buchdrucker und Daguerrotypisten Brill, mit dem sie später nach Amerika auswanderte, wo sie noch in der Blüte des Lebens verstarb.

Dem Nissen-Geigerschen Kreise gehörte zu seiner frühen Zeit neben mir von jungen Leuten auch mein Landsmann Bernhard Friedmann, und etwas später Moritz Goldstein an. Ersterer, durch talmudisches Wissen, philosophischen

---

*) In seinen letzten Lebensjahren hat er sich ganz und gar von der religiösen Reformbewegung abgewendet und den größten Teil der Kollektaneen und Notizen, die sich darauf bezogen, mit eigener Hand vernichtet. Nach seinem Tode (6. April 1872) wurden seine Bücher, die schon wegen der äußerst zahlreichen Randglossen, mit denen sie versehen waren, höchst wertvoll waren, in alle Winde zerstreut. Den handschriftlichen Nachlaß, welcher umfangreiche Notizen-Sammlungen, aber keine fertigen Aufsätze oder Abhandlungen enthält, überwies seine Witwe der Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars.

Geist, Scharfsinn und originelle Beredsamkeit ausgezeichnet, hat mit Nissen den bedauerlichen Charakterzug gemein, daß er über ein reiches Material gebietet, ohne es jemals zu beherrschen. Auch er ist, trotz ungemeiner wissenschaftlicher Begabung und profuser Studien, niemals über die Grenze der bloßen Aspiration und Velleität hinausgedrungen, und hat sich ebenso wie jener, zeitweise aber mit noch schrofferer Absichtlichkeit und Einseitigkeit auf dem neukonservativen bodenlosen Standpunkt festgerannt, in Folge dessen er mit Geiger gänzlich zerfallen ist. Als nunmehriger Rabbiner der reformatorisch gesinnten Gemeinde Mannheim*) scheint er in neuester Zeit allerdings diese tendenziöse Einseitigkeit doch erheblich gemildert zu haben — ob er sie jemals gänzlich überwunden und zu den, seinem hochgradigem Kritizismus mehr entsprechenden freisinnigen Ansichten sich rückhaltlos bekennen wird, möchte ich bezweifeln. In jener Jugendepoche war Friedmann aber uns allen voran, an entschiedener Konsequenz und Schlagfertigkeit der Dialektik; er war ein wohleingeschulter Junghegelianer und in Gemeinschaft mit ihm und (sonderbares Trifolium! muß ich selbst heut nach mehr als 25 Jahren freilich rufen) mit Ferdinand Lassalle, die beide noch das Abiturientenexamen vor sich hatten, vertiefte ich mich, als junger Student, in die Doktrinen der Halle'schen, später deutschen Jahrbücher, in denen Arnold Ruge das blanke Richtschwert schwang gegen Alles, was Romantik, Tradition und Autorität hieß. Es dauerte auch nicht lange, so hatten wir das Geheimnis des junghegelschen Stils vollkommen inne, wir brannten mit Pomp jenes dialektische Brillantfeuerwerk der sich verzehrenden Gegensätze ab, aus deren Asche, als die höhere Versöhnung, immer der Wundervogel Phönix der allgemeinen absoluten Idee, der geläuterte spekulative Begriff des Gegenstandes in blendender Farbenpracht sich in die Lüfte schwang. Das war ein schema philosophandi, das auf alles mit einigem Geschick angewandt werden kann, und damit logisch zu operieren machte uns recht kindliche Freude. In diesem Zusammen=

---

*) Vorher war er Rabbiner in Nakel. Er starb 23. April 1886 in Straßburg.

hange will ich noch als Kuriosität erwähnen, daß wir drei, mit mehreren andern Studenten, eine Zeitlang auch an einer Art freien Vorgymnasiums unterrichteten, welches mit dem von Geiger im Jahr 1842 hier gegründeten „Lehr- und Leseverein“*) verbunden war, und den Zweck hatte, die vielen, aus den Nachbarprovinzen und aus Polen hier einwandernden, mit regem Bildungstrieb ausgestatteten, aber für ihr Alter in den Schulkenntnissen meist sehr vernachlässigten jungen Leute, zum Teil Talmudjünger, für die höheren Gymnasialklassen vorzubereiten. Es wurde ein förmlicher Kursus eingerichtet, und ich erinnere mich, daß Lassalle im Griechischen, Friedmann in der Geometrie, ich in Latein, Deutsch und Geschichte den Unterricht erteilte. Nicht wenige, später zur Bedeutung gelangte Männer haben dort, wenn auch nur kurze Zeit, eine Grundlage ihres Lebens erlangt; ich nenne nur den russischen Staatsrat und Professor Chwolsohn in Petersburg**), der als vollständig wilder, unverständlicher, litauischer Barbar im geblümten Kaftan mit Ringellocken an den Schläfen von Wilna hier eintraf, und seine vollkommene Geisteskultur in wenigen Jahren hier durch rüstiges Arbeiten sich aneignete, und den jetzt durch seine parlamentarische Stellung so hervorragenden Assessor Eduard Lasker.***) Während ich mit Friedmann, trotz unserer so entschieden ab-

*) Er wurde am 29. Mai 1842 eröffnet und wollte „den Mitgliedern die Gelegenheit geben, sich mit den literarischen Erscheinungen im Gebiete des Judentums bekannt zu machen und deren Verständnis sich zu erwerben“. Die Bibliothek der Synagogen-Gemeinde, die jetzt über etwa 6000 Bücher verfügt, verdankt dem Verein ihre Entstehung.

**) Geboren 3. Dezember 1819 (21. November a. St.). Zu seinem 80. Geburtstage gab Baron David Günsburg ein „reculil de traveaux redigés en mémoire du jubilé scientifique de M. Daniel Chwolsohn“ in Berlin 1899 heraus. Chwolsohn ist noch heute mit rüstiger Schaffensfreudigkeit literarisch tätig. Erst jüngst erschien von ihm: „Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden.“ 3. Auflage. (Frankfurt a. M. 1901.)

***) Geboren in Jarotschin (Provinz Posen) 14. Oktober 1829, starb zu New-York 5. Januar 1884. Ein Lebensbild von ihm entwarf Tobias Cohn im „Jahrb. f. d. Gesch. d. Juden und des Judentums.“ IV. (Leipzig 1869.) S. 3–141.

weichenden religiösen Anschauungen, und auch ohne jederzeitige volle Uebereinstimmung unserer politischen Standpunkte, dennoch in einem ununterbrochenen herzlichen Verkehr verblieben bin, der sich eben auf jene idealen Jugendbestrebungen und die Erinnerung daran stützte, bin ich mit Lassalle*) schon kurze Zeit darauf völlig auseinandergekommen. Seine wunderbar exzentrische, kometenartige Lebensbahn, die in einem blutgedüngtem Glanz zu Ende lief, nachdem sie stellenweise allerdings zwar gewaltige imponierende Wendungen genommen, konnte von unsren schlichten, an dem großen geschichtlichen Horizont kaum bemerkbaren Wandelkreisen nur an ihrem gemeinsamen Ausgangspunkt berührt und durchschnitten werden. Er verschwand nur zu bald unsern Blicken, um in uns fremden Regionen der gesellschaftlichen Höhen und Tiefen seinen dunklen, von unheimlicher Glut erfüllten Genius sich ausstrahlen und ausleben zu lassen. Aber dieser leuchtende Schimmer blendete uns nicht, die wir den Grundstoff seines meteorischen Wesens in der ersten organischen Bildung aus nächster Nähe zu erkennen Gelegenheit gehabt hatten. Wir wußten, daß es kein fester, in der vulkanischen Flamme echter Herzensbegeisterung gestählter, aus tiefster sittlicher Ueberzeugung natürlich hervorgewachsener Charakterkern sei, der im Mittelpunkt dieser flimmernden Lichthülle verborgen sitze; wir wußten, daß trübe, schlüpferige und widerstrebende Elemente hier durch die Glühhitze eines früh entzündeten Ehrgeizes und den fächelnden Luftstrom einer von allen Seiten bis zur Selbstvergötterung genährten, angeborenen und anerzogenen Eitelkeit, zu einer leidlichen Masse zusammengeknetet seien, die durch den Farbenschimmer eines ungemeinen Talents und einer bestechenden Persönlichkeit, das völlig täuschende Ansehen eines göttlichen Urstoffs angenommen haben. Die Natur hatte zu diesem modernen Götterbilde von unleugbar olympischer Façon sich nicht des echten edlen Marmors, sondern jenes nachgemachten Materials bedient, das in unsren Salons vollkommen die Wirkung des Marmors

*) Geboren 11. April 1825 in Breslau, starb in Genf 31. August 1864. Vgl. A. d. B. 17, 740 ff. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV, 995 ff.

ersetzt. Und der Tag blieb nicht aus, wo das innerlich schwächliche Gebilde von seinem hohen Fußgestell in den Staub herunterfiel, um spurlos in die Winde zu zerstieben. Die große Rolle die Lassalle gespielt, legt es mir nahe, da ich seiner in diesem Zusammenhang meiner Erinnerungen einmal gedenken mußte, nun auch einige tatsächliche Züge hinzuzufügen, die für seine Charakteristik gewiß von Interesse sind. Als wir seine Bekanntschaft machten, im Anfange der Vierziger Jahre, mochte er etwa 17 oder 18 Jahre alt sein. Er war kurz vorher aus der Handelsschule in Leipzig zurückgekehrt, wo er die früher beabsichtigte kaufmännische Laufbahn plötzlich abgebrochen hatte, um sich den wissenschaftlichen Studien zuzuwenden. Damals bereitete er sich für die Abgangsprüfung zur Universität vor, welche er auf demselben Gymnasium ablegen wollte, wo ich sie bestanden hatte. Er entwickelte einen eisernen Fleiß, um seine lückenhaften Schulkenntnisse zu erweitern. Er ging oft tagelang nicht aus, und empfing uns in seinem eleganten Sammetschlafrock unter einem wüsten Haufen von Büchern und Papieren. Schon damals beschränkte er sich nicht auf das Nächstliegende, sondern trieb gleichzeitig mit uns litterarisch-philosophische Allotria. Da er über Geld in Fülle verfügen konnte, so schaffte er Alles an, was wir nur wollten, an Zeitschriften, Büchern und Hilfsmitteln. Im Hause seiner Eltern, bei denen er natürlich eine abgesonderte Studierstube bewohnte, wurde er wie ein Prinz gehalten. Er war der einzige Sohn; die Schwester . . . hatte kurz vorher geheiratet. Der Vater, der im Unterstock des Hauses ein großes Manufakturwarengeschäft besaß und leitete, war ein cholerischer, leicht aufbrausender, polternder Hitzkopf, ich glaube ohne merkliche Gemütseigenschaften, eher zur Härte und egoistischer Abgeschlossenheit geneigt. Die Mutter, eine gutmütige schwache Frau, die, ich weiß nicht ob infolge ihrer Schwerhörigkeit oder wirklichen Geistesbeschränktheit, den Eindruck der Stupidität machte, und dem Aeußerlichen und Nichtigen völlig hingegeben war. Aus diesem Gegensatz der elterlichen Charaktere konnte sich die selbstwillige, schroffe Natur des Knaben kaum harmonisch entwickeln. Gehätschelt wurde er von beiden Seiten. Dem Familienleben fehlte der erziehliche

Einfluß der sittlichen Atmosphäre, es war alles eitler Flitterglanz auf einem faulen widerlichen Grunde. Ferdinands erster Prüfungsversuch mißlang; und zwar zur Verwunderung seiner Freunde, denn er hatte tüchtig gelernt. Die Lehrer hatten eben einen schärferen Blick, und merkten, daß es ein leichtsinnig aufgezimmertes Notgebäude auf schwankendem Boden sei, er erschien ihnen wissenschaftlich und sittlich unreif. Seine Eitelkeit wurde erschüttert, aber nicht vernichtet; natürlich wurde alles dem Intriguengeist der Examinatoren Schuld gegeben, die einen solchen Genius nicht aufkommen lassen wollten. Das zweite Mal, ich weiß nicht mehr, ob an demselben Gymnasium, ging es besser, und nun stürzte sich der junge Student in den Strudel der philosophischen Dialektik, junghegelschen Stils, mit der ganzen unersättlichen Begier, die ihm eigen war. Ich war inzwischen nach Berlin gegangen, wohin auch Lassalle nach einiger Zeit folgte. Wir trafen uns hier immer. Zufällig einmal, er forderte mich auf ihn zu besuchen, und ich war gleich überrascht, in seiner Wohnung, wie in seinem Aeußern eine ihm bisher völlig fremde ausgesuchte Eleganz zu bemerken. Er war absonderlich kühl, sprach aus einem sehr hohen Ton und erzählte von den vornehmen Kreisen, in denen er verkehrte. Wie es da mit den Studien gehalten wurde, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, er sprach höchst verächtlich von den Fakultäten und meinte, er werde keine Vorlesungen hören. Ich fand mich abgestoßen und ging nicht wieder zu ihm. So war seine Existenz, wie sein weiterer Studiengang, für mich in ein Geheimnis gehüllt, das sich erst nach etwa zwei bis drei Jahren lüftete, als sein Name, in Verbindung mit dem von Oppenheim und Mendelssohn genannt wurde, welche für die später so viel genannte Gräfin Hatzfeld*) am Rhein den berüchtigten Kassettendiebstahl ausführten. So früh war der talentvolle, energische, aber herzlose und nur von Ehrgeiz und Selbstanbetung erfüllte Jüngling in den Moderdunstkreis einer sittlich verdorbenen Gesellschaftsschicht hineingeraten, aus der er sich nur zeitweise zu retten versuchte,

*) Sophie Gräfin von Hatzfeldt, war die Tochter des Fürsten Franz Ludwig von Hatzfeldt-Wildenburg-Schönstein, geboren 10. August 1805, die sich 1851 von ihrem Gatten, dem Grafen von Hatzfeld-Wildenburg, scheiden ließ und am 25. Januar 1881 in Wiesbaden gestorben ist.

indem er in die tiefern, gesündern Regionen des Volkslebens untertauchte, in die er aber wiederum den tötlichen Stickstoff jenes egoistischen Fanatismus einer herzlosen, mit hohlen Phrasen aufgeputzten Gesellschaftsphilosophie verpflanzte. — Nun ruht er hier in der heimischen Erde, das blutige Opfer eines, nicht tragisch versöhnenden, nein, eines sittlich anwidernden, selbstbereiteten Verhängnisses. Er, dem die seit Jahrtausenden von unzähligen Jünglingsherzen schwärmerisch verehrte Göttin der politischen Freiheit noch nicht hoch genug stand, um ihr allein zu huldigen, der sie zur Magd einer neuen phantastischen Freiheitsgöttin, der sozialdemokratischen, aus seinem Haupt entsprungenen Pallas-Athene, erniedrigen wollte, er starb um eines irdischen Weibes willen, das auf der tiefsten Stufe der weiblichen Sitte stand, und seinem blutigen Schatten noch den dunklen Fleck der Entehrung anheftete.

Keinen stärkeren Gegensatz zu diesem Bilde wußte ich aus meinem derzeitigen Umgangskreise hier anzureihen, als das Bild des gleichfalls früh vollendeten Freundes Moritz Goldstein.*) Ein poetisches Gemüt, ein tiefbescheidener Geist, eine wahre anima candida. In früher Kindheit schon mit einem schwächlichen Körper, in das Elend einer weitabgelegenen ungarischen Talmudschule verschlagen, mit der Not in allen Gestalten kämpfend, kehrte er, als strebsamer, geistesfreier Jüngling in das Reich der Bildung zurück, um es schrittweise unter den schwersten Entbehrungen durch harte Arbeit für sich zu erobern. Mit dem Tode in der Brust rang er siegreich zum Ziele, wie ein kühner Schwimmer, Welle auf Welle zerteilend; er erreichte auch das Ufer aber um auf dem teuer erkauften Plätzchen — sein Grab zu finden. Mir war der Gute mit seltener Anhänglichkeit ergeben, er war dankbar für jede Anregung und Belehrung, ja er assimilierte sich förmlich das ihm zur Verfügung gestellte geistige Besitztum des verehrten, vorgeschritteneren Freundes, mit einer rührenden Offenheit und Harmlosigkeit,

*) Geboren 1. Mai 1822, starb 18. Mai 1853 als Prediger der Brüder-Gemeinde in Posen. Eine Sammlung seiner Predigten erschien mit einem Vorwort von A. Geiger.

um sich und sein schönes Talent zu fördern. Er starb als Prediger zu Posen nach kurzer anerkannter Wirksamkeit.

In einem andern Kreise der Studiengenossen wurde neben dem ernsten Dienst der Wissenschaften, auch der leichteren poetischen Muse ein blütengeschmückter Altar geweiht. Auch diesem Kultus blieb ich nicht fremd. Um den jugendfrischen, munter anregenden Privatdozenten Gustav Freytag, der altdeutsche Grammatik las und zuweilen auch Vorträge über die neueste Literatur hielt, hatte sich eine zahlreiche Brut unausgewachsener Poeten versammelt, die ihm, da er selbst angehender Dichter war (er hatte eben erst seinen „Kunz von der Rosen" geschrieben) mit schamhaften Erröten die heimlichen Erstgeburten ihrer lyrischen Muse an das Herz zu legen. Der herzliche Studentenfreund, dem der Schalk ein wenig im Nacken saß, gab sich auch willig zum Opferlamm her, und stand bei einem sogenannten „Studenten-Musenalmanach"*) Gevatter, der in einem dieser Jahre unter seiner Redaktion erschien. Erst rezensierte er die unschuldigen, kaum flügge gewordenen Vögelchen, die unter seinem schirmenden Fittich in die Welt ausfliegen sollten, rupfte hier und da ein paar Federchen aus oder schnitt eine häßliche Kralle weg; dann pferchte er sie allesamt in einen niedlichen Käfig und nun hieß es: Vogel flieg aus! Ach was ist aus dieser großen schlesischen Dichterschule geworden! In die Winde zerstreut, — ich glaube unter Allen war kein einziges dauerhaftes poetisches Talent, und doch war ja Manches so anmutig und vielversprechend, daß ein so feiner Kopf wie Freytag, sich nicht bedachte, es auf den freilich damals nicht sehr wählerischen Markt zu bringen. Aber es war immerhin ein anmutiges Geistesspiel, um das, selbst unfruchtbare Versuche in den verschiedenen Gattungen der poetischen Produktion, wenn sie nur nicht auf Kosten der ernsten Studien bis zur Kraft- und Zeitverschwendung betrieben wurden, ein ganz unverwerfliches Mittel der geistigen Bildungsarbeit in sich schließen, weil sie vorzugsweise das Formtalent kultivieren, und die, auch dem Fachgelehrten und dem Geschäftsmanne

*) Ueber den Studenten-Musenalmanach vgl. G. Freytag, ges. Werke, Bd. I, 2. Aufl., Erinnerungen aus meinem Leben, S. 104.

heutzutage unentbehrliche Stilgewandheit, und einen gewissen Farbenschmuck des Ausdrucks, der jeden Vortrag belebt, zu verleihen am besten geeignet sind. Für meine Person habe ich mich, selbst in jener wagehalsigen Jugendperiode über das lyrische Gebiet nicht hinausverstiegen, und — bis auf einige kleine Festspiele in dramatischer Form — habe ich es in den andren Gattungen höchstens zur Novelle gebracht. Dem Drama bin ich mit ehrfürchtiger Scheu, trotz des lebhaftesten Interesses für das Studium der ästhetischen Gesetze dieser Dichtgattung und besonderer Vorliebe für fremde Produktionen, jeder Zeit aus dem Wege gegangen. Kaum daß ich mir getraute hin und wieder in meiner Seele aufgetauchte Pläne auf das Papier zu setzen, vielweniger auch nur mit einigen Szenen die Probe zu machen. Das Wenige, was ich an poetischer Schaffungs- und Gestaltungskraft in mir verspürte, wurde gleich im Embryo von der eigenen Kritik erbarmungslos vernichtet und zur ewigen Grabesnacht verurteilt. Dies bleibt mein einziges Verdienst um die deutsche Litteratur!

---

14. April 1871.

Anderthalb Jahre haben diese Blätter geruht, ungern, ich weiß nicht mehr, durch welchen äußeren Anstoß die Stimmung, aus welcher sie hervorgegangen, rasch wieder verweht war. Diese Spanne Zeit schließt jetzt einer der größten weltgeschichtlichen Epochen ein — den deutsch-französischen Krieg 1870-71 mit dem glorreichen Frieden, der Einverleibung von Elsaß-Lothringen in das wiedererstandene neue deutsche Reich. Doch nicht um der größten Völkergeschicke zu gedenken, oder um die eigenen Erfahrungen in der eben verflossenen wunderbaren Zeit aufzuzeichnen, suche ich heute dieses Büchlein aus seinem Versteck hervor, sondern um, wenn irgend möglich noch vor dem in diesem Sommer (18. Juli) fallenden Eintritt des fünfundzwanzigsten Jahrestages meiner Doktorpromotion und somit meines Abschieds vom akademischen Leben, diese flüchtigen Erinnerungen an Personen und Zustände aus jener nun schon so weit hinter mir zurückliegenden Jugendperiode zu beschließen.

Ich hatte nun beinahe ein Biennium meiner Breslauer akademischen Laufbahn hinter mir, ohne mit der Konzentration meiner Studien auf ein abgegrenztes Gebiet erheblich weiter als am ersten Tage gelangt zu sein. Der Entschluß, mich der neuen wissenschaftlichen Theologie auch als Lebensberuf zu widmen, ist zwar in mir vielfach durch die immer vertrauter gewordenen Beziehungen zu Geiger und seinem Kreise lebendig gewesen, doch niemals zur vollen Reife gelangt. Ich irrlichterierte deshalb unverdrossen in so manchen fremden Fächern der Wissenschaft herum, trieb ein wenig Orientalia, ein wenig Geschichte und Philosophie, und machte schon einige Versuche in litterarischer Tätigkeit für Zeitschriften, ohne jedoch ein festes Ziel ins Auge zu fassen.

Diesem unheilsamen, ja leicht verderblichen Zustande wurde glücklicherweise durch ein unvorhergesehenes Ereignis ein rasches Ende bereitet. Im Herbst 1843 kam der in der philologischen Welt, durch den ersten Teil seines großangelegten lateinischen Lexikons wohl angesehene, aus Breslau stammende, Dr. Wilhelm Freund*), nach mehrjähriger Abwesenheit zu einem kurzen Besuchsaufenthalte hier an. Er war damals mit Geiger innig liiert, um dessen Berufung hierher er sich große Mühe gegeben hatte. Später trat ein Zerwürfnis zwischen ihnen ein, dessen äußerliche Veranlassung mir nicht genau erinnerlich ist, das aber ohne Zweifel in dem wankelmütigen, zur Intrigue geneigten Charakter Freunds seinen Grund hatte**). Dieser hatte zu jener

*) Ueber seine Frühzeit vgl. die vermutlich von ihm selbst geschriebene Skizze in Nowacks Schlesischem Schriftsteller-Lexikon I, 44 f. Er starb hier erst am 4. Juni 1894. Er stammte übrigens wie Honigmann aus Kempen. Nur war er schon als sechsjähriges Kind mit den Eltern nach Breslau gezogen.

**) Ueber die Veranlassung des Zerwürfnisses teilt das Richtige L. Geiger mit (Abr. Geigers nachgelassene Schriften V (1878), S. 117 ff). In späteren Jahren hat Freund in mündlichem Verkehr die Verfasserschaft der „Fünf Sendschreiben . . . an Geiger . . .“ gar nicht in Abrede gestellt. Während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens habe ich mich seines Umgangs erfreut. Er war eine lebendige Chronik der Emanzipations- und Reformationsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts.

Zeit eine neue jüdische Monatsschrift unter dem Titel: „Zur Judenfrage“ in Berlin gegründet, die auf einer sehr tüchtigen politisch-juridischen Grundlage dem entschiedensten Fortschritte auf dem religiösen Gebiete huldigte. Es waren tüchtige Mitarbeiter an Dr. Sigismund Stern*), A. Bernstein in Berlin**), Geiger, Muhr in Pleß***), u. s. w. gewonnen, und das Blatt versprach ein bedeutendes und wirksames Organ für die Förderung der Emanzipations- wie der Reformfrage zu werden. Durch einige von mir geschriebene Artikel aufmerksam gemacht, und von Geiger dazu ermuntert, engagierte mich Dr. Freund als ständigen Mitarbeiter und Redaktionsgehilfen, indem er mir ein festes Jahreshonorar von 200 Talern zusicherte, welches mir die Uebersiedelung nach Berlin und eine, allerdings auch für einen Studenten nur bescheidene Existenz daselbst ermöglichen sollte. Gleichzeitig erweckte Freund den Vorsatz in mir, mich fortan dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, als derjenigen Wissenschaft, welche in dem weitern Kampfe um die Gleichberechtigung unsrer Glaubensgenossen, in den ich mit eintreten sollte, die einzig tauglichen Waffen darbiete und gebrauchen lehre, und welche, wenn auch vorläufig keine Aussicht auf eine staatliche Anstellung, so doch jedenfalls eine zweifellose Anwartschaft auf ein Syndikat bei einer der größeren jüdischen Gemeinden des Vaterlandes eröffne, weil die damals allgemein erwartete gesetzliche Reorganisation der jüdischen Gemeinden mit geordneten administrativen Einrichtungen derartige Aemter unentbehrlich machen werde.

Dies alles leuchtete mir aus vielen Gründen ein. Erstlich weil ich mich aus dem Zustande des Schwankens in Bezug auf meine Studien herzlich hinaussehnte, sodann weil der Aufenthalt in Berlin einen leichterklärlichen Reiz auf

*) Geboren in Karge (Unruhstadt) 2. Juli 1812, starb als Direktor der Philantropins in Frankfurt am Main am 9. Mai 1867. Näheres über seinen Lebensgang enthält der von Jak. Auerbach verf. Bericht der genannten Anstalt vom Jahre 1868.

**) Geboren 6. April 1812 in Danzig, starb 12. Februar 1884 zu Lichterfelde.

***) Geboren 7. April 1781 in Berlin, starb 11. Juni 1847. Vgl. näheres über ihn in meinem „Abr. Muhr., Ein Lebensbild“ (Breslau 1890).

mich ausübte, und eine geregelte litterarische Tätigkeit ganz nach meinem Geschmacke war; endlich weil wir alle auch in Bezug auf die Aussichten für die Zukunft, den, wie es hieß zu den Vertrauten des Staatsministers Grafen Arnim-Boitzenburg*) gehörenden, Freund als ein unfehlbares Orakel hielten. Mit Freuden schlug ich ein, verschaffte mir ohne Mühen die Zustimmung meiner Eltern — die ich nur über die eine Sorge zu beruhigen hatte, daß der Uebertritt zu den juristischen Studien nicht den Abfall von dem väterlichen Glauben zum Zwecke des Eintritts in den Staatsdienst zur Folge haben werde — und riß mich los von manchen innigen und teuergewordenen Beziehungen an eine Stadt, in der ich mich, nach achtjährigem Aufenthalt, wie in einer zweiten, geistigen Heimat fühlte. Neue Hoffnungen trieben wie ein frischer Meereshauch die Segel meines Lebensschiffleins vorwärts nach einem vielverheißenden Boden, wo ich für Jahre festen Anker werfen, vielleicht gar für meine ganze Zukunft eine neue dauernde Heimstätte begründen sollte. Wie aus Schatten der fernsten Dämmerung taucht mir nur jener trübe Abschiedsabend empor, an dem, nach einer Reihe der wunderschönsten goldenen Herbsttage, mit denen ich meinen hiesigen Aufenthalt beschloß, zahlreiche Freunde und Kommilitionen mich zum Posthofe geleiteten, von wo unter den lauten Gesängen der zurückbleibenden Genossen und den schmetternden Fanfaren des Posthorns das gelbe Ungetüm von Wagen mich über das unebene Pflaster schlechtbeleuchteter Straßen in die Nacht hinaus entführte, tränenbewegt und doch erwartungsvoll und pochenden Herzens, von widerstreitenden Empfindungen, wie von der Bewegung des schwerfälligen Fahrzeuges, in dessen Inneres ich mich versteckte, herüber- und hinübergeschleudert, bald hoffnungsfroh, bald verzagend, vergeblich in die wolkenverhüllten

*) Gemeint ist Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg (geboren 10. April 1803, starb 8. Januar 1868), der als Nachfolger v. Rochows 1842—1845 Minister des Innern war. Freund hatte damals begründete Aussicht, Hilfsarbeiter im genannten Ministerium zu werden oder ist gar wirklich eine Zeit lang ein solcher gewesen.

Höhen emporspähend, nach einem befreundeten Leitstern als tröstlichem Begleiter für den einsamen Wanderer auf unbekannten Pfaden.

II.

Aufenthalt in Berlin. Studien, literarische Tätigkeit, gesellschaftliche Beziehungen (Zunz, Bernstein, Stern, Simion, Berthold Auerbach). Reformgenossenschaftliche Anfänge. Ausflug nach Leipzig (Kühne, Kuranda, Hartmann, J. Kaufmann).

Von meiner Ankunft in Berlin im November 1843, wohin mich von Frankfurt an der Oder aus bereits die kürzlich eröffnete Eisenbahn brachte, ist mir nur noch der gewaltige Eindruck der ersten Ansicht des alten Königsschlosses von der Kurfürstenbrücke aus, mit seinen großartigen Umgebungen im sogenannten Lustgarten klar erinnerlich. Ich weiß noch, daß mir das Herz schwoll bei dem unerwarteten Anblick dieser kolossalen und doch einfachen Verhältnisse, und daß mir eine Empfindung von Größe nahe trat, ähnlich derjenigen, die mich fast noch mächtiger überwältigte, als ich später zum ersten Mal dem Rheinstrom bei Mainz gegenüberstand. Dann hatte wieder das Wogen und Rauschen einer regsamen Bevölkerung in den ungeheuren Straßen etwas Niederdrückendes für mich. Das Verlorensein in solcher Menge, in der ich keine vertraute Seele, kein Plätzchen an einem traulichen Herde mein nennen durfte, regte das wunde mit keinem Seelenschmerze zu vergleichende Gefühl des Heimwehs, der Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradiese“ in einer nicht geahnten Stärke in mir auf. Es dauerte viele Tage, ehe ich diese Krankheit in mir bemeistern konnte. Zum Glück fand sich auch rasch genug das einzige Mittel, das in solchem Zustande hilft — die Vertiefung in geistige Arbeit. Denn kaum hatte ich mich bei der juristischen Fakultät einschreiben lassen, so rückte mein padrone mit seinen literarischen Aufträgen für mich heraus, da sich natürlich jeder Tag, für den ich besoldet wurde, durch Arbeit bezahlt machen mußte. Ich sollte nun aber allsogleich bei dem

ersten Ansatze meine Sporen verdienen und zwar in einem Turnier mit einem zwar etwas zopfigen und ungelenken, aber darum doch nicht zu verachtenden Gegner.

Ein damals noch im Amt stehender Königlicher Geheimer Ober-Finanzrat, Namens Wohlfahrt*), hatte, im Anschluß an die bekannter gewordenen Schriften des Geheimen Rats Streckfuß, eine Broschüre gegen die „Judenemanzipation" veröffentlicht, in welcher mit schonungsloser Konsequenz das Prinzip des „christlichen Staats" gegen die liberaler Seits so stürmisch geforderte Gleichstellung der Juden in staatlichen und bürgerlichen Rechten zur Anwendung gebracht wurde. Es galt, dieses Prinzip in seiner begrifflichen Unhaltbarkeit und seiner politischen Unverträglichkeit mit gesunden Staatsverhältnissen aufzudecken und die Gefährlichkeit jener Anschauungen zu betonen. Ich trat nun, mit geschlossenem Visier freilich, in einer anonymen kleinen Broschüre unter dem Titel „Herr Geheimrat Wohlfahrt und die Juden", gegen den hochstehenden Gegner auf, und fand, wenigstens auf Seiten der liberalen Presse, beifällige Zustimmung. Die Arbeit erlöste mich von dem Hangen und Bangen in der rückwärts starrenden träumerischen Melancholie, gab mir Munterkeit und geistige Frische, indem sie mir zugleich den Einblick in die große litterarische Regsamkeit der Metropole des Geistes eröffnete, wo in jedem Augenblick Alles gleich fertig dalag, um in das Gefecht zu rücken, und die richtigen Kräfte gegen den Feind ins Feld zu stellen. Ueberall war Rüstzeug angesammelt, auf jedem Posten standen wohlgeübte Streiter, — es bedurfte nur eines Signals, und der Tanz ging los. Ein solches geistiges

*) Karl Streckfuß (geboren in Gera 20. September 1779, starb in Berlin am 26. Juli 1844), der bekannte Uebersetzer Ariosts, Tassos und Dantes, der 1839 in seiner Schrift „Ueber die Verhältnisse der Juden zu den christlichen Staaten" die Ausnahme-Gesetze gegen die Juden verteidigte, nahm in einer unter dem gleichen Titel mit dem Zusatz: „Zweite Schrift" 1843 erschienenen Abhandlung seine Vorschläge zu Gunsten einer vollen Gleichstellung der Juden zurück. Den von ihm verlassenen Standpunkt vertrat dann Wohlfahrt in seinen Schriften: „Ueber die Emanzipierung der Juden in Preußen" (Potsdam 1843) und „Art und Ziel der öffentlichen Stimmen in dem Preußischen Judentum" (Berlin 1844).

Lagerleben, in das ich nun, wenn auch nur als untergeordneter Kampfgenosse in Reih und Glied mit eintrat, in dem jeder Tag in dieser oder jener politischen Zeitung ein kleines Scharmützel auszufechten gab, hat, wie jede gymnastische Uebung, einen unbezweifelt günstigen Erfolg für Stärkung der dabei in Tätigkeit tretenden Kräfte; es wird aber auch leicht zum handwerksmäßigen Schlendrian, der von tieferer, geistiger und wissenschaftlicher Sammlung abhält und eitle Klopffechterei erzeugt. Darum fühlte ich mich auch oft genug nicht eben ganz wohl bei diesen aphoristischen und stückweisen Arbeiten, das wie ein Leben aus der Hand in den Mund keine eigentlichen geistigen Ersparnisse für die Zukunft aufkommen ließ. Mein literarischer Prinzipal hatte nach vielen Seiten hin mit Buchhändlern und Zeitungen allerlei Verbindungen, teilweise wurde er auch — wie ich mutmaßen durfte — aus dem von dem Minister Arnim eingerichteten offiziellen Preßbureau inspiriert. Doch bekam ich wenigstens niemals die Aufgabe auch nur eine Zeile in antiliberaler Richtung zu schreiben, was ich auch schwerlich im gewünschten Sinne zu Stande gebracht hätte. Im Gegenteil sind verschiedene Berichte von mir über öffentliche Angelegenheiten von den Zensurbehörden in den Provinzialstädten, für deren Zeitungen jene bestimmt waren, beanstandet und zurückgewiesen worden, wovon ich noch die Beweisstücke in Händen habe. Vornehmlich hatte ich für die erwähnte Monatsschrift Rezensionen oder literarische Uebersichten zu schreiben; auch selbständige kleine Schriften im Sinne einer religiös-reformatorischen Propaganda verfaßte ich, unter Anderen zwei Heftchen eines dieser Tendenz in novellistischer Form dienenden Büchleins mit dem Titel „Wie ich gläubig wurde", das besonders meinen Breslauer Freunden damals sehr wohl gefiel, weil es, neben der freien Gesinnung, von dem warmen Anhauch einer poetischen Anschauung durchweht war. Auch diese Schrift trug meinen Namen nicht. Die erste Arbeit die ich unter meinem Namen veröffentlichte, war ein literarhistorischer Essay „Die deutsche Belletristik als Vorkämpferin der Judenemanzipation". Ich schrieb diesen Aufsatz, der wiederum das tonangebende Thema aber aus ganz anderem Gesichtspunkte behandelte, wenn ich mich

recht erinnere, um Ostern 1845*), und zwar ohne jeglichen literarischen Apparat, sozusagen aus dem Stegreif nieder; die darin besprochenen Bücher hatte ich teilweise schon jahrelang vorher gelesen, aber ihrem Gesamteindrucke nach standen sie mir noch gegenwärtig, so daß ich es wagen durfte so frisch darauf los zu gehen. Ich machte den schüchternen Versuch, meinen Aufsatz an Theodor Mundt für seinen „Freihafen", eine literarische Wochenschrift, zu geben, und hatte, etwa Mitte Juni die Ueberraschung, ohne frühere Rückäußerung, den Abdruck mit einem aufmunternden Schreiben des berühmten Kritikers zugesandt zu erhalten. Unter eigner Verantwortung, wie auch mit Wahrung der üblichen Anonymität, korrespondierte ich sehr fleißig an den von Dr. Heß in Eisenach herausgegebenen „Israeliten"**), eine entschieden fortschrittliche Zeitschrift, welche im Sinne der jüdischen Reform die Spitze führte. Dieselbe kam in Frankfurt am Main heraus, und vermittelte später für mich sehr angenehme Verbindungen und Bekanntschaften in Süddeutschland. Dieses Umhertummeln auf dem publizistischen Felde ging denn aber glücklicherweise doch Hand in Hand mit fleißigem Fachstudium. Meine juristischen Kollegien hörte ich während meines zweijährigen Aufenthaltes in Berlin mit gewissenhafter Regelmäßigkeit, und meine noch vollständig gesammelten „Hefte" geben mir in dieser Hinsicht ein unanfechtbares testimonium morum et diligentiae. Ich ließ ohne wählerische Skrupel Sonnenschein und Regen über mich ergehen, hörte Langweiliges und Interessantes mit gleichem Eifer, wenn auch selbstverständlich die präsente geistige Teilnahme und fruchtbringende Rezeption nicht bei allen Vorlesungen, denen ich mich unterwarf, gleich groß war, bei einigen vielleicht gänzlich fehlte, und später erst durch Nachstudien unter Benutzung meiner Niederschriften ersetzt wurden. Der Akademiker

---

*) Die Jahreszahl ist irrtümlich. Der Aufsatz erschien bereits 1844. Die Bibliothek der jüdischen Gemeinde besitzt ein Exemplar davon.

**) Vom „Israelit des 19. Jahrhunderts" sind 1839—1847 acht Jahrgänge erschienen. Der Herausgeber Mendel Heß starb in Stadt Lengsfeld am 21. September 1871.

und Honorarprofessor Dirksen*), von Ansehen einem wohlgenährten und wohlhabenden englischen Farmer nicht unähnlich, verband mit einer gewissen Vornehmheit doch die Neigung zu kleinen Frivolitäten, durch die er die trockenen Schüsseln seiner Institutionen und Pandekten zu würzen liebte. Seine klassische Schrift über das Zwölftafelgesetz und sein Glossarium zu den Digesten gaben ihm eine autoritative Stellung, auch neben dem hochgerühmten, aber im Vortrage nicht anregenden Geheimrat Puchta**), der freilich den größten Zulauf hatte. Der durch seine Arbeiten über das englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht und seine parlamentarische Tätigkeit in den weitesten Kreisen zu hohem Ansehen gelangte Professor Gneist, hatte damals als Privatdozent im Kriminalrecht, wie im Zivil- und Kriminalprozeß eine bedeutende Zuhörerschaft, die sich besonders durch die Präzision und Klarheit seines Vortrags angezogen fühlte. Bei Homeyer***), dem hervorragendsten Germanisten jener Zeit, dem Herausgeber des Sachsenspiegels, hörte ich deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht; der blasse schmächtige Mann, der so leise sprach, daß er nur bei größter Stille im Saale verständlich war, und dem ich damals kaum noch ein so hohes Alter, wie er bis jetzt erreichte, prophezeiht hätte, beherrschte das weite Gebiet seiner wissenschaftlichen Domäne mit der unzerstörbaren Ruhe und Objektivität eines Souveräns und hütete sich wohl, in die Umhegung dieses geheiligten Gebiets irgend einen, die politischen Kämpfe der Gegenwart reflektierenden Gedanken über die Bedeutung des Gegensatzes im romanischen urd germanischen Wesen in Gesetzgebung und sonstigen staatlichen Einrichtungen eindringen zu lassen. Den echt konservativen Kathedermännern jener Periode galten alle derartigen Reflexe aus der Wissen-

*) Geboren 13. September 1790 in Königsberg, starb 10. Februar 1868 in Berlin. Die im Text erwähnten Bücher erschienen 1824 und 1837—1839. Näheres über Dirksen in ADB 5, 253 ff.

**) Geboren 13. August 1798 in Kadelsburg (Franken), starb 8. Januar 1846 in Berlin. Vgl. ADB 26, 685 f.

***) Karl Gustav Homeyer, geboren im 13. August 1795 in Wolgast, starb 20. Oktober 1874 in Berlin. Die erste Auflage des Sachsenspiegels, Teil I erschien 1827, Teil II 1842—1844. Vgl. ADB 13, 44 ff.

schaft in das Leben und umgekehrt als gefährliche Operationen; sie fürchteten, nicht mit Unrecht, in jedem jugendlichen Geiste gleichsam einen geheimen Zündspiegel des revolutionären Enthusiasmus, der, von jenen Strahlen unvorsichtig berührt, sofort zu einem flammenden Ausbruch kommen könnte. Ich erinnere mich nicht, daß Homeyer jemals, wie es beispielsweise Mittermeier*) in Heidelberg bei keiner Gelegenheit unterließ, einer Reform des Privatrechts aus den wiedereröffneten echt germanischen Quellen, im nationalen Sinne gegenüber der romanistischen Verknöcherung so vieler unserer ursprünglich einheimischer Rechtsinstitute auch nur andeutend das Wort redete. Freilich war Mittermeier ein politischer Mann im guten Sinne des Worts, und ein streitfertiger Liberaler obendrein, während bei Homeyer und Seinesgleichen neben dem abstrakten wissenschaftlichen Interesse an seinem Stoffe kein Gedanke an die Bedürfnisse des Lebens und der nationalen Kultur aufkommen durfte.

In dieser Hinsicht machte der konservativste unter den konservativen Professoren der Berliner Hochschule eine eigentümliche Ausnahme. Ich meine den Staats- und Kirchenrechtslehrer Prof. Stahl(**), jenen Mann, den auch seine erbitterten Gegner als eine geistige und wissenschaftliche Kapazität ersten Ranges anerkennen mußten, der in unsrer spätern parlamentarischen Geschichte die Führerschaft der reaktionären Partei des Landtags unter dem Regime Manteuffel übernahm und Jahre lang in dem Kampfe zur Nullifizierung der im Sturm von 1848 eroberten Verfassungsrechte der Nation, die Rolle des Generalstabschefs im Lager der Reaktion spielte. Stahl war nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. neben Schilling berufen, um die Rechtsphilosophie auf der Grundlage christlichen Offenbarungsglaubens gegen die destruktiven Ideen des Hegeltums zu regenerieren, und im Staats- und Kirchenrecht den

*) Geboren 5. August 1787 in München, starb 28. August 1867 in Heidelberg. Vgl. ADB 22, S. 25 ff.

**) Geboren als Jude in München am 16. Januar 1802, wurde er 1819 in Erlangen evangelisch. 1840 wurde er nach Berlin berufen und starb 10. August 1861 im Bade Brückenau. Vgl. über ihn ADB 35, 392 ff.

morsch gewordenen Unterbau des feudalen Ständestaats in der konsistorialen Landeskirche mit neuen Stützen zu versehen. Von seiner Philosophie habe ich mich ferngehalten, aber die staats- und kirchenrechtlichen Vorträge habe ich mit größtem Interesse, ja ich kann sagen mit besonderem Eifer und Vorliebe gehört, und sie machten weder den Eindruck einer tendenziösen Polemik gegen die liberale Richtung noch übten sie auf die jungen Zuhörer solche Wirkung aus. Stahl nahm ganz entschieden Partei gegen die Restauration des mittelalterlichen Ständewesens in überwundenen Formen, wie sie der romantische Oedipus auf dem Trone träumte; er lehrte nur einen, dem englischen verwandten, modern konstitutionellen Staat, aber auf der Basis ständischer Gliederung. Er perhorreszierte nicht die modernen Ideen, sondern er suchte nur sie in ihrer Einseitigkeit und Ziellosigkeit als mit den unüberwindlichen konkreten Verhältnissen im Widerspruch und darum als Basis für die Entwickelung des Staats untauglich abzuweisen. Dabei war er in der Ueberlieferung des reichen, feingeschichteten und vortrefflich durchgearbeiteten Stoffes, so weit ich es beurteilen konnte, sehr gewissenhaft. Er brachte eben alles zur Sprache und in einer zum Selbstdenken und Forschen anregenden, niemals nüchternen Weise. So saßen wir stets vollzählig und in gespanntester Aufmerksamkeit dem magern Männchen mit dem eingefallenen aschfarbenen Gesichte gegenüber, das, von schwarzen Glutaugen belebt und dunkelglänzenden Haaren eingerahmt, unbeweglich zwischen den steifen „Vatermördern" auf uns herabblickte. Seine Stimme hatte meist eine unangenehme katharralische Nasalklangfarbe, die das Verständnis unbekannter Namen oder fremdsprachlicher Worte überaus erschwerte, und ein allgemeines Fußscharren veranlaßte, das dem Redner als Zeichen galt, die nicht verstandenen Worte deutlicher zu wiederholen. Sehr lehrreich war besonders sein an das allgemeine Staatsrecht sich anlehnende collegium publicum über die englische Verfassung, über welche damals in Deutschland noch sehr wenige zuverlässige Darstellungen vorhanden waren. Es ist wohl zu beachten, daß Stahl in jener Zeit vor 1848 diese Fragen eben nur theoretisch und historisch zu behandeln hatte, und dabei viel unbefangener sich geben konnte, als später im Ge-

wühl des erbitterten politischen Kampfes, wo er alle Waffen seines sophistischen Geistes verwandte, um als Stratege einer um ihre Existenz ringenden Partei die absolutistischen und feudalen Ziele derselben, durch Sätze einer korrumpierten Doktrin wissenschaftlich aufzuputzen.

Von anderen Rechtslehrern „zu deren Füßen ich gesessen", ist hier nichts besonderes zu erwähnen. Dagegen boten die übrigen Fakultäten zu jener Zeit noch so viele europäische Koryphäen der Wissenschaft dar, daß man seine ganze Zeit mit „Hospitieren" in den Vorlesungen zubringen konnte. So habe ich denn auch, freilich nur aus Neugierde und ohne besonderen Nutzen, einzelne Vorträge von Schelling*) (seine berühmte Antrittsrede über die Offenbarungsphilosophie), Steffens**), Jacob Grimm***), Karl Ritter[1]), Johannes Müller[2]) (dem Physiologen), August Neander[3]) (Kirchenhistoriker), sowie der Philosophen Werder und Trendelnburg[4]) beigewohnt, und bewahre noch, wie verblaßte Bilder, das Andenken an ihre Erscheinung in meinem Gedächtnis. — Von größerer Tragweite für die eigentümliche Gestaltung des damaligen akademischen Lebens in der Residenz, in welcher der Student und seine Welt fast völlig in dem großen sozialen Chaos der verschiedenen Stände und Interessen bis zur Unkenntlichkeit sich verliert, waren die Anfänge einer freien, liberalen Association unter der Studentenschaft mit öffentlicher Versammlung und Reden, Deputationen und Adressen die freilich bald genug, wenn nicht völlig unterdrückt, so doch unschädlich gemacht wurden. Die Veranlassung zu dieser, auch auf anderen Universitäten gleichzeitig hervorgetretenen Bewegung war, wenn mich jetzt mein Gedächtnis nicht trügt, das Verbot der öffentlichen Vorlesungen des Privatdozenten Dr. Karl Nauwerck[5]). Dieser war in

---

*) Ueber Schelling vgl. ADB 31, 6 ff.
**) Ueber Steffens a. a. O. 35, 555.
***) Ueber Jacob Grimm a. a. O. 9, 679 ff.
[1]) Ueber Ritter a. a. O. 28, 679.
[2]) Ueber Johannes Müller a. a. O. 22, 625 ff.
[3]) Ueber August Neander a. a. O. 23, 370 ff.
[4]) Ueber Trendelnburg a. a. O. 38, 569 ff.
[5]) Ueber Nauwerck vgl. Treitschke, deutsche Gesch. V, 233.

Berlin als Orientalist habilitirt, und ich hatte persönlich auch eine Empfehlung an ihn von Breslau mitgebracht, in Folge deren ich seine persönliche Bekanntschaft machte. Im Winter von 1844 kündigte Nauwerck ein sogenanntes Publicum über „Geschichte der Staatsphilosophie“ an, unter welcher neutral-wissenschaftlicher Flagge er schon in den ersten dem griechischen und römischen Altertum, Aristoteles und Cicero gewidmeten Vorträgen die schneidigsten Angriffe gegen unsere staatlichen Zustände und die politischen Theorien der herrschenden Parteien einschmuggelte. Ohne Pathos, mit dem Anschein kühlster Objektivität, aber zugleich mit einer beißenden Logik, in einer sonst glanzlosen, fast monotonen Sprechweise, die aber durch den zierlichen Mecklenburgischen Dialekt einen fremdartigen Reiz auszuüben schien, sagte er der Regierung Wahrheiten, die in den geheiligten Räumen der alma mater noch nicht gehört worden waren. Bald faßten die großen Hörsäle des Hauses nicht mehr die Zahl der aus allen Berufsständen sich herzudrängenden Hörer. Die Regierung schritt ein, indem sie, unter irgend einem formellen Vorwande, die Vorlesungen inhibierte, deren Inhalt, wie ich mich erinnere, auch in den Zeitungen durch die Zensur unterdrückt wurde. Unter den Studenten erzeugte dies, wie nicht anders zu erwarten, eine tiefgehende Aufregung, die sich in Demonstrationen und Huldigungen des gemaßregelten Dozenten Luft machte, aber augenblicklich doch keinen weiteren Erfolg hatte, als in den Gemütern der Jugend den Wind zu säen, aus welchem die traurige Sturmernte des Jahres 1848 emporwuchs*). Nauwerck selbst ist später als Anhänger der äußersten Demokratie verfolgt worden und nach der Schweiz geflüchtet, wo er noch lebt. Daß ich an allen diesen Händeln auch lebhaften Anteil nahm, ist selbstverständlich; wie ich

*) Anmerkung des Verfassers: Ich finde nachträglich unter meinen Papieren einen für eine Zeitung bestimmt gewesenen, aber von der Zensur beanstandeten Bericht über die Nauwerck'sche Angelegenheit, der das hier aus der Erinnerung Mitgeteilte im Ganzen bestätigt. Das im Winter 1843 bis 1844 angekündigte Kollegium war als „Geschichte der philosophischen Staatstheorie“ bezeichnet und sollte die Grundzüge der politischen Philosophie in der historischen Entwickelung, sowie das Verhältnis jeder dieser Theorien zum Wesen des freien Staates dar-

denn auch mit verschiedenen Kreisen strebsamer und tüchtiger Kommiltionen in freundlicher und anregender Verbindung stand. Eine solche gleichzeitig mit einigen der einflußreichen Fakultätslehrer anzuknüpfen, was in Berlin allerdings schwieriger als an kleinen Universitäten war, habe ich nicht versucht und hatte es später sehr zu bedauern, als ich im vierten Semester meines juristischen Studiums, ernstlichen Vorarbeiten zur Lösung der Fakultätspreisaufgabe (de crimine et judicis repetundarum) unternahm, die ich teils aus Mangel an Zeit, teils aber und hauptsächlich aus Mangel an dem dazu erforderlichen Bücherapparat, der aus der Bibliothek nicht zu erlangen war, liegen lassen mußte. Die nähere Bekanntschaft mit den Fachprofessoren und deren anleitende Förderung solcher ersten wissenschaftlichen Versuche ist für den Erfolg derselben jederzeit mitentscheidend.

---

legen. Der Redner ging von einer Darstellung der Ideen über die Urgeschichte der Menschheit aus, gab dann eine Analyse des mosaischen Staats, behandelte die Systeme des Plato, Aristoteles und gab aus diesen, wie aus Cicero und Tacitus ausgewählte Beläge, die durch ihre schlagenden Beziehungen auf Zustände der Gegenwart von zündender Wirkung waren. Hauptsächlich geschah dies aber bei der Entwickelung der Ideen des neuen Testaments, an denen der Redner mit einer damals ungewohnten Schärfe den tiefen Zwiespalt des christlichen Bewußtseins mit dem Wesen des modernen Staats enthüllte. Der diesem Thema gewidmete Vortrag wurde durch rauschende Beifallsbezeugungen unterbrochen, welche die Schließung der Vorträge herbeiführten. Im Staatsanzeiger wurde, nicht sowohl die erwähnte Ausschreitung der Zuhörerschaft, als die Vorträge selbst als ein öffentlicher Unfug bezeichnet, den die Regierung nicht dulden dürfe. Die philosophische Fakultät, von welcher man allgemein (wie in dem vorangegangenen Falle mit Bruno Bauer) eine Intervention zum Schutze der Lehrfreiheit erwartete, gab eine den gemaßregelten Dozenten preisgebende schillernde Erklärung dahin ab: „daß, da die Vorfälle in dem Hörsale, welche neue Störungen durch Beifalls- und Mißfallsbezeigungen erwarten ließen, abgesehen von dem Inhalt der Vorträge, keinen günstigen Schluß auf die ganze Haltung und die wissenschaftliche Ruhe der Betrachtung gestatten, die Fakultät auch ihrerseits die Fortsetzung jener Vorlesungen nicht würde haben vertreten können.“ Diese Rechtfertigung eines polizeilichen fait accompli durch die Vertreter der freien Wissenschaft war es dann besonders, welche die jugendliche Aufregung in den Gemütern der Studenten erweckte und lange in Atem erhielt. Vorläufig deckte der dunkle Mantel der Zensur das glimmende Feuer zu, das sich zu den übrigen Funken unter der Asche sammelte.

Berlin war von jeher und ist noch jetzt der klassische Boden für die Pflege der höheren gesellschaftlichen Beziehungen innerhalb bevorzugter und gebildeter Familienkreise. Der sogenannte „Salon“ der in Frankreich sich seit dem ancien regime, den Encyclopädisten und der ersten Revolution, durch alle Stürme der Zeit als eine auf die allgemeinen Verhältnisse influierende sozialpolitische Macht entwickelt hat, fand in Deutschland nirgends so sehr als in Berlin sein vollkommenes Gegenbild, wenn auch früher nur in der Beschränkung auf das litterarisch-ästhetische Gebiet. Mit der größten Leichtigkeit erlangte da ein gebildeter und strebsamer junger Mann Zutritt in guten Familien, und in die von diesen meistens veranstalteten zwanglosen Versammlungen von Männern und Frauen an bestimmten Wochentagen, wobei man keinen andern Zweck hatte, als gesellige Konversation, Austausch von Gedanken über öffentliche Ereignisse und Erscheinungen der Litteratur und Kunst. Fast niemals fehlte es in solchen Zirkeln an irgend einer namhaften Kapazität der Wissenschaft, der Presse oder der ausübenden Kunst, durch deren Medium auch die bescheidenen Existenzen in der weiten Peripherie des öffentlichen Lebens gleichsam in einem engern Kontakt mit dem bewegenden Mittelpunkte versetzt wurden. Da es bei diesen Zusammenkünften weder von Seiten der Wirte noch der Gäste auf eine splendide Aufnahme und sonstige äußerliche Reizmittel des geselligen Verkehrs, wie sie anderswo leider zum Schaden desselben an der Tagesordnung sind, sondern nur auf geistreiche Unterhaltung abgesehen war, so waren sie in der Tat frei von jenem materialistischen Beigeschmack, der der Entwickelung einer edlen Geselligkeit so überaus hinderlich ist. Andererseits wurde es hierdurch auch minder bemittelten Familien möglich gemacht, ohne erheblichen Aufwand sich den geistigen Luxus einer guten Gesellschaft zu verschaffen, wenn sie selbst nur einen genügenden Fonds in sich trugen, um den Einsatz bei dem zu eröffnenden Geistesspiel zu bestreiten. So fand ich denn auch vielfache Gelegenheit, ohne gerade in höhere Gesellschaftssphären vorzudringen, manchen schönen Abend in guten Familienzirkeln zuzubringen, interessante Bekanntschaften zu kultivieren und meines Teils auch zur gemeinschaftlichen Ergötzung bei Lesekränzchen, Fest-

spielen und anderen Unterhaltungen beizutragen. Durch eine mitgebrachte Empfehlung fand ich gleich bei meiner Ankunft in Berlin in dem Hause eines schlichten Geschäftsmannes, Namens Josephson, Zutritt, der sich persönlich nur durch seinen biedern redlichen Charakter bemerklich machte, zugleich aber das Glück hatte eine Gattin, Schlesierin von Geburt, zu besitzen, welche durch edle Herzensbildung, lebhaften Geist und Empfänglichkeit für alles Schöne und Hohe bei überwiegender praktischer Verständigkeit das seltene Muster einer echten Hausfrau darstellte. Ihr zur Seite standen zwei aufblühende und zwei noch jüngere Töchter, die letzteren damals in den Kinderjahren. Die ersteren besaßen eine gediegene Bildung, welche sich aufs Bescheidenste hinter den Tugenden schlichter Häuslichkeit und einfacher ungekünstelter Empfindung zu verbergen wußte, um in den geeigneten Momenten, wo es darauf ankam, seinen Mann zu stehen, desto überraschender zum Vorschein zu kommen. Hier war in der Tat die Blüte weiblicher Sitte zu einem anmutigen, frischduftendem Kranze gewunden; fern war alle romantische Ueberschwenglichkeit, alles Streben und Trachten nach phantastischen Idealen einer verträumten Welt, und doch war der Sinn für das wahrhaft Poetische, für die Poesie der Wirklichkeit und des täglichen Lebens, welche die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" rings um uns her vergoldet und in dem Dufte des Ewigen und Unendlichen einhüllt, so lebendig und rege, daß er uns in jedem Augenblick wie ein Zauberstab zu Diensten stand, um uns selbst und unsere Umgebung in das Reich der schönen Imagination zu versetzen. Hier fand ich nach wenigen Wochen schon eine schönere Heimat, als ich sie je in der fremden großen Stadt erwarten zu dürfen glaubte, da die ganze Familie mir mit edelstem Anteil in jeder Hinsicht entgegenkam. Hier versammelte sich allwöchentlich ein lebendiger Kreis jugendlicher Geister, in deren Mitte auch den älteren Freunden die Schwingen der Phantasie, wie in früherer Jugend, sich entfalteten zum Mitfluge in das Reich der Ideale. Es wurde gelesen, konversiert, disputiert, und am Ende auch Theater gespielt, wobei ich als Dichter, Dramaturg und Regisseur fungierte, als es galt, Pro- und Epiloge zu schreiben, oder zum Geburtstage der Dame des Hauses

ein Festspiel aufzuführen. Ich verweile bei dieser Erinnerung um so lieber, als sich meine Beziehungen zu jenem Hause, sowohl zu der noch lebenden würdigen und geistesfrischen Matrone, wie zu den glücklich verheirateten Töchtern in ungeschwächter Freundschaft bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wenn sie auch jetzt nur auf ein gelegentliches flüchtiges Wiedersehen zwischen langen Jahren der Trennung und auf einen leider sehr sparsamen Briefaustausch sich beschränken.

Auch in anderen Häusern war ich freundlich aufgenommen und eines anregenden Umganges mit geistvollen Männern und Frauen teilhaftig; so in dem Hause des berühmten jüdischen Literators Dr. Leopold Zunz*), der einige Charakterzüge eines Sonderlings an sich hatte, selbst in seinem eigenen Hause sich, namentlich gegen neue Eindringlinge, gern stumm und abgeschlossen verhielt, und seiner liebenswürdigen, hochgebildeten und gesprächsamen Frau am liebsten die ganzen Kosten der Unterhaltung auferlegte. Fast wäre bei meinem ersten Eintreten in seinen Kreis (an einem Freitagabend zum üblichen „Fischessen", bei dem sich die Hausfreunde ungeladen einzufinden pflegten) alle meine, nicht besonders entwickelte Redekunst an dem eisigen Panzer des wortkargen Hausherrn gescheitert, der auf Alles, was man vorbringen mochte, nur ein feines ironisches Lächeln oder eine scharfe lakonische Bemerkung entgegen setzte, die zur Fortsetzung der Konversation nicht besonders ermunterte. Ich weiß nun nicht mehr, wodurch es mir dennoch an jenem Abend gelang, das Eis zu brechen, und dem sarkastischen Kauz die Zunge zu lösen. Aber das Wunder geschah wirklich, und die gutmütige Frau Doktorin erzählte mir nachmals mit reizender Offenheit, welche Angst sie um mich ausgestanden, und wie erleichtert sie sich fühlte, als ich den richtigen Ton anzuschlagen wußte, der in dem verschlossenen Geiste ihres von ihr über Alles hochverehrten Gatten einen Wiederhall fand. Seitdem war ich ein gern gesehener Gast des bescheidenen Gelehrtenhauses, in dessen Allerheiligstes, die Studierstube, ich freilich niemals eindrang, da ich keine

*) Ueber ihn und seine Frau vgl. Jahrgang 1902 u. 1903 dieses Jahrbuchs, S. 159 ff und 120 ff.

spezifischen wissenschaftlichen Anknüpfungspunkte an das von Zunz mit so anerkanntem Erfolge angebaute Feld der mittelalterlichen jüdischen Literatur hatte. Zunz, der in seinen jüngeren Jahren im Verein mit Ed. Gans, Heinrich Heine und Moses Moser den Verein zur Beförderung der Kultur unter den Juden*), auf der Grundlage einer geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis des Judentums und seiner geschichtlichen Institution gestiftet hatte, war nach dem Abfall dieser Freunde von dem gemeinschaftlichen Streben, den er im Innern sicherlich wie eine Fahnenflucht verurteilen mochte, um so mißtrauischer gegen stürmische Reformbestrebungen geworden, und entwickelte, in stillem Grollen gegen manche Erscheinungen des Tages, diese Strömung in sich bis zur offenen Gegnerschaft aller Neuerungen auf religiösem Gebiete, während er in der Politik seit 1848 dem radikalen Demokratismus huldigte, zu welchem auch die alle seinem literarischen Produkte kennzeichnende geistige Vornehmheit, die einen förmlichen Aristokratismus in der Wissenschaft repräsentiert, in einem gar seltsamen psychologischen Kontraste sich befindet.

In einem ziemlich verwandten Kreise geistiger Bestrebungen, aber mit viel mehr Berührungspunkten nach andren Gebieten der Wissenschaft und Kunst, bewegte sich ein zweiter, damals nach außen hin noch wenig bekannter, später aber zur ausgedehntesten Popularität gelangter Mann, dem ich das Glück hatte, näher zu treten, und der seinen physischen Eigentümlichkeiten nach, den schärfsten Gegensatz gegen Zunz bildet, ich meine A. Bernstein**) (früher pseudonym Aug. Rebenstein), den berühmten Verfasser der Leitartikel des ehemaligen „Urwählers“, jetziger „Volkszeitung“, in Berlin. Bernstein, aus dem Westpreußischen oder Brombergischen stammend, lebte zu jener Zeit in ziemlich bescheidenen Verhältnissen in Berlin. Er betrieb, wenn ich nicht irre, eine Art Buchhandel oder sonstiges literarisches Gewerbe in kleinem Umfange, und beschäftigte sich vorzugsweise mit schriftstellerischen Arbeiten, sowohl auf belletristischem und kunstkritischen, wie auf jüdisch-theologischem und natur-

---

*) Vgl. Graetz, Gesch. der Juden, Bd. XI, S. 397 ff.
**) Vgl. oben S. 159.

wissenschaftlichem Gebiet. Er stand in nahen Beziehungen zu Willibald-Alexis, Varnhagen von Ense und dem Kreise der Spenerschen Zeitung, und hatte kurz vor meinem Eintreffen in Berlin einen geistvollen, gelehrten und doch blendend geschriebenen Beitrag für die Freund'sche Monatsschrift über die jüdische Reformfrage geliefert, der in den betreffenden Kreisen Aufsehen erregte. Durch diese Beziehung zu unserer Zeitschrift machte ich bald seine Bekanntschaft, wie die eines anderen mit ihm nahe befreundeten Mitarbeiters, des Dr. phil. Sigmund Stern.*) Mein Verhältnis zu Bernstein war nach kurzer Zeit aber kein äußerliches mehr, sondern war von dem wärmsten Hauche geistiger und gemütlicher Verwandtschaft und eines wahrhaft freundschaftlichen Verkehrs, wie er nur immer zwischen dem gereiften Manne und dem aufstrebenden Jüngling sich gestalten mag, in der für mich förderlichsten Weise durchweht. Er führte mich sogleich in seinen engsten Familienkreis ein, den eine mit ihm an Herzensgüte wetteifernde Gattin und reizende kleine Kinderchen verschönten. Unzähligemal wurde ich von dem liebenswürdigen Paare à la fortune du pot an ihrem Tisch zurückgehalten, so oft ich mich nur sehen ließ, und das bescheidene Mahl hatte seine schönste Würze an der nie versiegenden Heiterkeit des Hausherrn, in dessen Gemüt die ewige Quelle eines wahrhaft poetischen und schöpferischen Humors sprudelte und rauschte. So hoch und weit sein Geist in die Regionen der Philosophie und der allermodernsten Wissenschaften von der Natur hinaufreichte, so wurzelte er doch mit seinem Herzen in den Erinnerungen und Anschauungen des altjüdischen Denkens und Fühlens, die ihn aus seinen frühesten Jugendzeiten vertraut und lieb waren, und die kein zweiter so herrlich wie er in ihrer wahren Ursprünglichkeit zu durchdringen und mit der höchsten Freiheit und Unbefangenheit des Humors dichterisch zu gestalten verstand. Wer seine aus dem altjüdischen Kleinleben geschöpften Erzählungen „Vögele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“ — die freilich länger als ein Dezennium später entstanden — jemals gelesen, wird das Gesagte nicht übertrieben finden.

*) Vgl. oben S. 159.

Nur in minder geschlossener künstlerischer Form entströmte ihm aber auch im täglichen Umgange, bei den Reminiszenzen aus der Vergangenheit, die ganze Fülle der in jener abstrusen, von unscheinbarem Wust und Flicken einer abgestorbenen Zeit verschütteten Welt verborgenen Poesie. Es war eine Lust, in solcher Gesellschaft, nach Durchsprechung der ernsten Fragen des Tages in Politik, Religion, Wissenschaft und Kunst, sich zur Erheiterung in jene Welt, für deren liebevolle und doch ungeschmückte Reproduktion mit allen ihren Flecken und Schäden, auch mir der Sinn und eine gewisse Gestaltungsfähigkeit nicht fehlten, zurückzuversetzen und aus ihrem Gesichtswinkel die wirren Bilder der großen neuen Welt um uns her zu durchmustern. Bernstein hatte nicht lange nach jener Zeit den großen Schmerz, seine in rührender Liebe ihm zugetane Gattin im jugendlichen Alter zu verlieren. Nicht minder schwer traf ihn später der jähe Verlust seiner ältesten Tochter kurz nach ihrer glücklichen Vermählung an einen strebsamen jungen Gelehrten. Diese Schicksalsschläge mögen, wenn auch nicht die philosophische Ruhe und Klarheit, so doch den heiteren Farbenschimmer seines hellen Geistes getrübt und bewölkt haben und wer weiß, ob aus dem erschütterten Grunde des innersten Gemütslebens noch einmal wieder frische Blüten einer so duftigen Poesie wie die in jenen Tagen gezeitigten, emportreiben werden. In der langen Reihe von Jahren, die zwischen heute und meiner ersten Bekanntschaft mit Bernstein liegt, hat dieser hochbegabte Mann auf einem damals von ihm kaum betretenen Felde litterarischer Tätigkeit die großartigste Wirkung in Nähe und Ferne auszuüben gewußt, und zwar durch seine, den Verlauf der ganzen neuern Geschichte seit 1848 umspannende, fast ununterbrochen alltäglich geschriebenen und veröffentlichten Leitartikel*) in den bereits genannten Zeitungen. Man mag über die spezielle politische Parteirichtung des Autors denken wie man will — und ich selbst gehöre seit der Scheidung innerhalb der sogen. deutschen Fortschritts-

*) Eine Sammlung derselben in 3 Bänden erschien 1883 unter dem Titel „Revolutions- und Reaktionsgeschichte Preußens und Deutschlands von den Märztagen bis zur Neuzeit."

partei in eine nationalliberale und demokratische derselben nicht mehr an — so wird man doch diesem unerschöpflichen Reichtum politischer Gedankenproduktion voller Originalität und Frische in der Darstellung die Bewunderung nicht versagen, und ebensowenig verkennen, daß trotz mancher Einseitigkeit und Spitzfindigkeit, die man auf Rechnung einer gewissen talmudistischen Dialektik zu schreiben berechtigt ist, dennoch durch jene Artikel infolge ihres meisterhaften sozialen Tones eine Fülle des gesunden Denkstoffes der niederen Bildungssphäre des lesenden Volkes zugeführt worden ist. Von den populären naturwissenschaftlichen Schriften*) Bernsteins, die in Form und Inhalt noch höher stehen als seine politischen Aufsätze, läßt sich ein gleicher wahrhaft aufklärender und kulturfördernder Einfluß behaupten. In neuester Zeit hat sich dieser fruchtbare und vielseitige Geist auf das in seinen literarischen Anfängen bereits betretene, seitdem aber, meines Wissens unbebaut gelassene Feld bibelkritischer Forschung begeben . . . Doch um wieder auf jene alte Zeit meines Zusammenlebens mit Bernstein zurückzugreifen, damals stand das Interesse zu spezifisch religiösen Fragen, und namentlich zu der reformatorischen Umgestaltung des jüdischen Religionsbewußtseins im Kultus und im Leben noch ganz im Mittelpunkte seiner Bestrebungen, und führte auch zu ganz bestimmten praktischen Ergebnissen, die ich mit einigen Worten hier im Zusammenhang erwähnen muß.

Die religiösen Zustände der Berliner Gemeinde waren in vielen Beziehungen verrottet zu nennen. Während die halsstarrige streng konservative Partei auch die unschuldigste Neuerung, welche man, um wenigstens dem ästhetischen Bedürfnis und dem gesunden Menschenverstande einen kärglichen Zoll zu entrichten, einzuführen versuchte, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte, fanden auf der andren Seite, alle dem Geiste und Wesen des Judentums treugebliebenen, die sich nach einer innerlichen Regeneration seiner ewigen Ideen und einer Verschmelzung derselben mit dem höheren Religionsbewußtsein der Gegenwart sehnten, in der Richtung einer

*) Von seinen „naturwissenschaftlichen Volksbüchern“ ist bereits 1892 die 24. Auflage erschienen.

durchaus äußerlichen Restauration der Zeremonialinstitute, sei es auch in einem modernen Gewande, keinerlei tiefere Befriedigung . . . Bald schien es als ob das Wort, das den Zauber bannen, die Befreiung von drückenden Fesseln bringen sollte, gefunden wäre. Dr. Sigmund Stern, ein für das höhere Lehrfach ausgebildeter, mit der Hegelschen Philosophie vertrauter, mit bedeutenden oratorischen Talenten ausgestatteter Privatgelehrter kündigte im Januar 1845 öffentliche Vorträge „über die Aufgaben des Judentums und der Juden" an. Dergleichen Vorlesungen waren eine fashionable Unterhaltung, man hatte sie damals schon auf allen Gebieten; es war daher natürlich, daß sich ein zahlreiches und gewähltes jüdisches Auditorium, darunter auch Frauen, beteiligte. In dem ersten Vortrag orientierte der Redner in seinem Gegenstande durch eine gut gegliederte Uebersicht der jüdischen Geschichte: in dem zweiten wagte er sich schon an eine sehr delikate Partie seiner Aufgabe. Er entwickelte oder vielmehr konstruierte nach der damals noch geläufigen Hegelschen Geschichtsmethode das innere und historische Verhältnis zwischen Juden- und Christentum, indem er die relative Berechtigung dieser gegensätzlichen weltgeschichtlichen Erscheinungs- und Anschauungsformen und den voraussichtlichen Prozeß ihrer allmählichen Verschmelzung in eine höhere Einheit, in klarer und eleganter Gedankenfolge darlegte. Schon die Wirkung dieses, in einer effektreichen Parabel auslaufenden Exposés war eine weitreichende. Ein Gewitter war im Anzug. Da gab es zuerst im Kreise der Hörer selbst Mißverständnisse über den Sinn der von dem Redner allzuphilosophisch gefärbten Beziehungen der beiden Religionen, aufzuhellen und zu beseitigen — dann öffentliche Angriffe von mancher Seite zurückzuweisen. Auch die gewichtigen, in allen Berliner Angelegenheiten maßgebenden Stimmen der Zeitungsreferenten, wie Rellstab*), Willibald Alexis**) u. A. mengten sich hinein, und bald standen die Vorlesungen und die von ihnen angeregten Fragen einer praktischen Reform des Judentums im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

---

*) Vgl. ADB 28, S. 781 ff.
**) Vgl. ADB 10, 600 f.

Im weitern Verlauf der Vorträge mußte derselbe nur noch zunehmen, als der Redner nicht nur die Elemente des derzeitigen Judentums einer strengen kritischen Analyse unterwarf, sondern als das Produkt derselben die leibhafte Organisation einer sogenannten „deutsch-jüdischen Kirche" als ein praktisches Ziel hinstellte, deren Glieder in symmetrischer Reihenfolge die „Gemeinde", die „Landeskirche" und die „Gesamtkirche" bilden und für deren innere Entwickelung keine anderen überlieferten Gesetze gelten sollten, als das im Flusse begriffene freie schöpferische Religionsbewußtsein der Gegenwart. In jener Zeit, wo der Drang nach neuer religiöser Formgebung für den aus der Philosophie überkommenen neuen Denkinhalt gleichsam schon in der Luft lag, wo Uhlich und Wislicenus die freien protestantischen Gemeinden und Ronge*) den Christkatholizismus mit dem Hauche ihrer begeisternden Reden, ja mit dem Wehen eines Blatt Papiers, wie der geharnischte Brief an den Bischof von Trier wegen des heiligen Rocks, zu erwecken vermochten — in jener Zeit gestaltete sich ein noch so ideal-platonisch ausgedehnter Ausbau einer „deutsch-jüdischen" Kirche, sofort zu einem Programm, um das sich Gleichgesinnte scharten.

Für mich bildet jener Abschnitt eine wohltuende Erinnerung, nicht minder um der Sache willen, als der interessanten Personen, mit welchen diese mich in rege Beziehung brachte ... Stern kam später als Direktor des Philantropins nach Frankfurt a. M., wo er im vollen Mannesalter verstarb**).

Meine persönliche Lage in Berlin hatte inzwischen eine nicht gar zu freundliche Färbung angenommen. Die Freund'sche Zeitschrift fand keinen Fortgang; andere literarische Erwerbsquellen des Herausgebers schienen gleichfalls zu versiegen, und er sah sich deshalb wohl genötigt, mir eines schönen Tages unser Verhältnis zu kündigen. Ich mußte nun, wollend oder nicht, nach einem andern Einkommen ausschauen — und in den Kampf des Lebens eintreten. Glücklicherweise halfen mir hochherzige Freunde, deren ich namentlich noch

*) Ueber Uhlich, Wislicenus und Ronge vgl. ADB 39, 171 ff., 43, 542 ff., 29, 129 f.

**) Vgl. oben S. 159.

einige in Breslau zählte, über die Verlegenheiten des Augenblicks hinaus, während ich meine Wünschelrute hier und dort anschlug, um eine gewinnbringende Mine zu entdecken. Im Frühjahr 1845 versuchte ich es eine Novelle zu stande zu bringen, womöglich eine „Dorfgeschichte", — eine Gattung, die eben damals durch Auerbach mit so großem Erfolge in Aufnahme gekommen war. Ich schrieb etwa zwei oder drei Kapitel der „Jadwiga", sandte sie frischweg an den unternehmenden Buchhändler J. J. Weber in Leipzig, der außer der so berühmt gewordenen, noch jetzt existierenden „Illustrierten", auch eine Novellenzeitung gegründet hatte, und frug bescheidentlich an, ob die Arbeit gegen Honorar angenommen werde. In wenigen Tagen erhielt ich einen schmeichelhaften und günstigen Bescheid mit guten Honorarbedingungen. Nun galt es den Plan ausdenken und zu Ende führen, denn mit dem 1. Juli sollte der Abdruck beginnen. Während desselben erlitt ich wiederum eine Anfechtung durch die Zensur, zwar nicht die sächsische, aber die österreichische, welche die Schilderung eines intriganten Geistlichen für Oesterreich beanstandete, so daß, um den dortigen Absatz zu retten, eine Umarbeitung der gefährlichen Stellen erfolgen mußte. Weber zahlte gut und bestellte bald darauf gar noch eine kleine Erzählung im populären Ton für seinen illustrierten Kalender, zu der er sogar Originalholzschnitte fertigen ließ. Auch eine wissenschaftliche Arbeit, aus dem Gebiet des Eherechts, und zwar eine vergleichende Darstellung des mosaisch-talmudischen und des römischen Eherechts, verfaßte ich für den israelitischen Kulturverein,*) der solche Studien durch ansehnliche Honorare unterstützte. So war ich mit Mitteln ausgerüstet, um den inzwischen gefaßten Plan auszuführen, mein drittes juristisches Studienjahr in Heidelberg zuzubringen.

Diese für meine damaligen Verhältnisse allerdings etwas kühne Idee war nicht in meinem Kopfe entsprungen. Die Freundschaft eines treuen Kommilitonen hatte sie erzeugt, in mir zum lebhaften Wunsch entzündet, und durch Rat und Tat zur Ausführung bringen helfen. Ich gedenke mit

*) Vgl. Jost a. a. O. S. 184.

warmem Dankgefühl dieses Freundes, den nach kurzem aber innigem und nie getrübten Zusammensein die Wogen des Lebens weit hinweggeführt haben, bis über den Weltozean, dessen Bild und Wesen aber noch frisch in meinem Herzen leben. Sein Name ist Immanuel Auerbacher, er ist ein leiblicher Vetter des eben erwähnten Dichters Berthold Auerbach, dessen erste persönliche Bekanntschaft ich gleichfalls jenem zu verdanken hatte. Er war aus Karlsruhe i. B., hatte schon in Freiburg und Heidelberg studiert und kam durch bloßen Zufall, vielleicht als Banknachbar in einem Kolleg, in nähere Berührung mit mir. Den nächsten Anknüpfungspunkt zwischen uns bot der Umstand, daß wir beide die einzigen jüdischen Hörer der juristischen Fakultät waren. Sein biederes süddeutsch-gemütvolles und doch kräftiggeartetes Wesen übte Anziehung auf mich aus, und es dauerte nicht lange, so standen wir in inniger geistiger und herzlicher Beziehung. Immanuel wollte praktischer Jurist werden, da in seinem Vaterlande Baden schon damals die Juden zur Advokatur zugelassen waren, ein Vorzug, den ich ihm gar sehr beneidete. Er schilderte mir das süddeutsche Leben, das regsame politische Treiben, von dem wir im damals noch absolutistischen Preußen keine Ahnung hatten, die Herrlichkeit der Natur und noch Vieles in seiner Heimat in so verlockenden Farben, und stellte mir überhaupt die Sache in einem so günstigen Lichte dar, daß ich ihn in seine Heimat zu begleiten, oder doch ihm nachzufolgen versprach. So war das letzte Halbjahr meines Berliner Aufenthaltes gewissermaßen schon eine Vorbereitung auf den Uebergang nach Heidelberg, wohin Freund Auerbacher bereits Ostern 1845 zurückgekehrt war.

Der vorangegangene Winter war nach einer andren Lebensrichtung auch sehr interessant für mich. Beim Beginne desselben kam Berthold Auerbach nach Berlin, es war der erste Wanderflug dieser süddeutschen Dichterschwalbe nach dem Norden, dessen gebildete Kreise in einem unsre heutige Vorstellung übersteigenden Grade von dem wunderbaren Hauche aus dem Schwarzwalde, den die eben erschienenen „Dorfgeschichten" verbreiteten, ergriffen waren, und bald Gelegenheit finden sollten, diesen Enthusiasmus von dem Werke

auf den Poeten selbst zu übertragen. So war es in der Tat. Vom Rhein über Weimar, Halle, Leipzig nach Berlin war Auerbachs erste Nordfahrt damals ein wahrer Triumphzug, die sozial höchsten und geistig edelsten Kreise öffneten sich ihm, und seine an sich schlichte und tiefe, durch das anmutende süddeutsche Wesen, eigenartig gehobene Natur, in welcher sich philosophische Denkarbeit und ursprüngliche poetische Schöpferkraft, zu einer originellen Dichterindividualität verschmolzen, übte eine Art von Zauber aus, der das literarische Interesse für seine Dichtungen aufs intensivste verstärkte und auf seine Person übertrug. Ich war Zeuge dieses persönlichen Eindruckes sowohl in Berlin, wie später in Breslau, und ich kann nicht sagen, daß an diesen Huldigungen, die allerdings zuweilen in eine kleine Idolatrie ausarteten, etwas Gemachtes war, oder daß sie von der Reklame in Scene gesetzt waren. Durch Immanuel wurde ich gleich in den ersten Tagen mit Auerbach bekannt, und der allgemein gefeierte, in den höchsten Zirkeln gesuchte, von der Kritik mit seltener Einstimmigkeit in den Himmel gehobene Dichter kam mir, dem jungen, schüchternen und durch nichts als sein Streben bemerkbaren Studenten, in nicht langer Zeit, so vertrauens- und liebevoll, so aufrichtig wohlwollend entgegen, daß ich mich bald, und mit Recht nicht ohne Stolz, seinen Freund nennen durfte. Dieses Verhältnis hat sich später, bei Auerbachs längerem Aufenthalte in Breslau, im Jahre 1847, auf welchen ich weiter zurückkommen will, noch intimer gestaltet; ich kann es nur einem gewissen gegenseitigen sympathischen Zuge zuschreiben, der sich selbst bis heut durch fünfundzwanzig Jahre unverwischt erhalten hat, trotzdem wir in dieser langen Zeit uns nur äußerst selten, und dann auch nur vorübergehend auf Tage oder Stunden wiedergesehen haben. Dieses glückliche Zusammentreffen mit dem hochgefeierten Dichter, in der Blütezeit seines Ruhmes und seiner Schaffenskraft, gewährte mir einen ebenso tiefen wie ungetrübten Einblick in den Charakter und die ganze Individualität desselben, welche bekanntlich, wie das ja zu geschehen pflegt, im Verlauf der Zeit, auch manche schiefe und unliebsame Beurteilung nach der literarischen wie nach der rein menschlichen Seite zu erfahren hatte. Ich habe in jener

Zeit und später fast monatelang ununterbrochen mit Auerbach verkehrt, ich war in vielen Beziehungen der Vertraute seiner Freuden und Leiden, ich war eingeweiht in seine allerpersönlichsten Verhältnisse, und habe so genügendes Material zu einer erschöpfenden Beurteilung seines Charakters gesammelt. Auf Grund dieser eigenen Erfahrungen, und nachdem die Jahre der Reife und der tiefern Menschenkenntnis auch in meiner Auffassung den von meiner damaligen enthusiastischen Stimmung auf den Gegenstand der allgemeinen Verehrung reflektierten Nimbus abgestreift und einer ruhigen objektiven Betrachtung Platz gemacht haben, kann ich Auerbach das treue und gewissenhafte Zeugnis einer im tiefsten Seelengrunde edlen und sittlich hohen Natur nicht versagen, wenn ich auch ebensowenig den von jener Lichtseite nicht leicht zu trennende Schatten eines gewissen berechnenden Egoismus und einer bei so großen Erfolgen menschlich erklärbaren Selbstgenügsamkeit, um nicht zu sagen Selbstgefälligkeit verleugnen möchte. Wenn Auerbach auch in vielen Dingen ein Sonntagskind des Glückes war, dem die Gunst des richtigen Augenblicks auf literarischem wie auf menschlichem Gebiete zwar nicht unverdiente, aber doch in solchem Maße von ihm selbst nicht erwartete Erfolge, wie goldne Früchte in den Schoß warf, so hatte er doch andererseits schon von Jugend auf auch sehr harte Kämpfe mit dem Leben zu bestehen, und erfuhr vielfach den Neid und die Mißgunst der Menschen und der Götter. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn er zumal solchen gegenüber, für welche er kein wärmeres Interesse hatte, mehr die negativen Züge seiner Individualität, das Abwehrende und Isolierende, hervorkehrte. Nicht so seinen Freunden gegenüber; diesen hat er jeder Zeit Treue und Liebe gewahrt, ihnen begegnete er mit der ganzen unzerstörbaren Unmittelbarkeit und Wärme seines Gefühles, und war gewiß auch fähig, wo es Not tat, Opfer zu bringen.

Damals führte Auerbach in Berlin ein bewegtes Leben, er tauchte mit hohem Wohlgefühl, wenn auch mit einer, aus dem Gegensatz seiner ungesuchten, schmucklosen Offenheit, die man sogar poetische Naivität zu nennen versucht war, und des hochentwickelten gesellschaftlichen Formalismus der nordischen Metropole, entspringende heitere Ironie in das

großstädtische Leben. Allabendlich verkehrte er in den gesuchtesten Kreisen und mit den literarischen Nomitäten, die ihn abwechselnd auch in seiner bescheidenen Wohnung in der Behrenstraße aufsuchten. Hier sah ich ihn fast täglich in der Mittagsstunde, wo er eine Art Lever hielt und lernte manchen interessanten Besuch bei dieser Gelegenheit kennen. Ich erinnere mich nur noch an Varnhagen von Ense, an Karl Beck, Gustav zu Puttlitz u. A. m.

Auch außerhalb Berlins vermittelte Auerbach mir einige wertvolle literarische Bekanntschaften, die allerdings später, bei meiner ganz abseits von dem Gebiete der Literatur genommenen Lebenstätigkeit, nur von vorübergehendem Interesse für mich waren. Ich erwähnte schon, daß mein Freund Immanuel Auerbacher Ostern 1845 seine Heimreise antrat. Auf dieser begleitete ich ihn bis Leipzig, wohin schon damals die Eisenbahn führte. Wir hatten Empfehlungen von Berthold Auerbach an das Haus der Frau Harkort, einer durch hohe Bildung und gesellschaftliche Stellung angesehenen älteren Dame, deren Nichte oder Pflegetochter den Schriftsteller Gustav Kühne*) geheiratet hatte. Frau Kühne war eine wahrhaft poetische, echt germanische Erscheinung, die uns junge Männer durch Anmut und Würde bezauberte; ein Abend in jenem feinen edlen Familienkreise in lebhaften literarischen Gesprächen hingebracht, übte eine langanhaltende Wirkung auf uns aus.

Auf dieselbe Weise machten wir die Bekanntschaft einer Gruppe von österreichischen Schriftstellern, die in jenen Zeiten des vormärzlichen Absolutismus, in Leipzig als literarische refugiés sich aufhielten, und an der Erweckung ihres Vaterlandes arbeiteten, das unter dem Metternichschen Zensurdrucke in so vielen Sprachen zu schweigen gelernt hatte. Es waren dies Ignatz Kuranda**), jetzt hervorragendes Reichsmitglied in Wien, damals Begründer und Redakteur der noch heute bestehenden „Grenzboten“, sein trefflicher Mit-

*) Geboren 27. Dezember 1806 in Magdeburg, starb 22. April 1888 in Dresden. Vgl. über ihn E. Pierson, G. K., Sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen (Dresden 1890).

**) Geboren 1. Mai 1812 in Prag, starb 3. April 1884 in Wien. Vgl. Wurzbach 13, 407 ff.

arbeiter Jacob Kaufmann*), der später nach England übersiedelte und endlich der in jugendlicher Frische, wie ein von Blüten überschütteter Baum das Auge erfreuende, durch seine vollendete männliche Schönheit wie durch seinen heitren Geist bezaubernde Dichter Moritz Hartmann**), der eben die ersten berauschenden Tropfen des dichterischen Ruhmes nach dem Erscheinen seines „Kelch und Schwert" genossen hatte, und in der — ich weiß nicht ob unfreiwilligen — Verbannung von seinem undankbaren Vaterlande das schöne freie Poetenleben von der besten Seite zu nehmen wußte. Diese drei Männer vom Rütli — sie waren ja gegen Oesterreich verschworen und hatten eine große Partei hinter sich — hielten zusammen Haus im großen Hotel de Silogne zu Leipzig, und gaben uns jungen Studiosen eine gar lustige Audienz nach dem Diner bei einer guten Tasse Kaffee. Mit gravitätischer Würde präsidierte der ernste Politiker Kuranda, seine schmächtige Gestalt in einen grünen Sammetschlafrock und seinen markiert orientalischen Kopf unter einer echt türkischen Fez verhüllend. Kaufmann, schlicht und gemütvoll, der junge Dichter aber, dem die ganze Schalkhaftigkeit des spätern „Pfaffen Mauritius" aus der reichsherrlichen Frankfurter Parlamentszeit von 1848 schon aus den Augen blinzelte, sprühte Lebenslust und Humor, wie er uns — ich weiß nicht mehr ob von seiner eigenen oder von Kurandas — direkter Abstammung aus dem Blute des hochberühmten Rabbi Lipmann Heller erzählte, der in der ganzen zerstreuten Gemeinde Israels als der Verfasser des Mischnakommentars „Tossaphot Jom tow" verehrt wird***). Ich habe Hartmann später noch einmal flüchtig in Berlin, und zuletzt im Herbste 1848 in Breslau gesehen, als Begleiter Robert Blums und Julius Fröbels auf der verhängnisvollen Nibelungenfahrt nach dem „schönen blauen Donaustrande", wo jener grimme Hagen der Revolution sein blutiges Ende fand. Es war im Saale zum blauen Hirsch in der Ohlauerstraße, wo ich mit

---

*) Ueber Jacob Kaufmann vgl. Wurzbach XI, 59.

**) Geboren 15. Oktober 1821 zu Duschnik (Böhmen), starb 13. Mai 1872 in Oberdöbling bei Wien. Vgl. ADB 10, 697 ff.

***) Vgl. David Kaufmanns Abhandlung in der „Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenthums", Jahrg. 37, S. 378 ff.

Hartmann einige trauliche Worte wechselte, während die von der Anwesenheit dieser Reichsdeputation und ihres Führers Blum begeisterten Volksmassen vor der Türe lärmende Huldigungen gen Himmel schickten. Mich gemahnte der in das Schicksalsnetz der äußersten Frankfurter Linken verstrickte Dichterjüngling, wie der liebliche „Gieselhar das Kind" — und wie vieles hatte er noch zu erleben und zu erdulden. Schon lange soll sein kastanienbrauner üppiger Bart ergraut, die rosige Frische seiner Wangen erloschen sein, und sein Antoniuskopf gebeugt von schweren Krankheiten, die er im Orient während des Krimkrieges überstanden, auf den ermatteten Schultern ruhen. Sein Geist ist aber wohl noch frisch, und sein liebenswürdiger poetischer Humor sprudelt noch aus seinen, allerdings nur flüchtigen und des tiefern künstlerischen Gehalts entbehrenden Arbeiten, die teilweise reizend erfunden und ausgeschmiedet, teilweise aber auch nur auf das gewöhnliche Lesebedürfnis der Menge berechnet sind.

Der Sommer 1845, in welchem die Mittätigkeit an der geschilderten Bewegung innerhalb der Reformgesellschaft mein Hauptinteresse in Anspruch nahm, neigte sich zu Ende, ich zog die Bilanz meiner zwar bis zu Ende durch regelmäßigen Kollegienbesuch betriebenen aber doch noch nicht durch selbstständige Nach- und Durcharbeitung zu meinem geistigen Besitztum gemachten juristischen Studien, nnd fand, daß ich in den noch übrig gebliebenen zwei Semestern noch ein großes Arbeitsfeld zu überwältigen habe. Als ich den Wanderstab nach der mir als so bezaubernd ausgemalten Musenstadt am Neckar lenkte, war ich dennoch mehr an den ernsten Gedanken an eine rasche und gründliche Lösung meiner nächsten Lebensaufgabe, als von Lust und Hoffnung auf neuen Lebensgenuß erfüllt. Dennoch behielt doch der frische und ungebrochene Jugendmut, und die Begierde neue Menschen und Dinge kennen zu lernen, wie billig, die Oberhand. Mitte Oktober brach ich auf, machte in dem schon bekannten Leipzig einen kleinen Aufenthalt, da es Meßzeit war, und sprach auch bei dem biedern Buchhändler Weber vor, der zu meiner polnischen „Jadwiga" in so splendider Weise Gevatter gestanden. Sein Chefredakteur Dr. Schellwitz, ein trockener Geschäftsmann, nahm mich freundlichst auf, und hatte damals den kuriosen

Plan, alle seine Mitarbeiter, mit kurzen biographischen Notizen begleitet, durch Holzschnittporträts in der illustrierten Zeitung zu verewigen, eine Unsterblichkeitsassekuranz die er auch mir zugedacht hatte. Ich kam mir denn doch noch als Schriftsteller viel zu grün vor, um auf dieses Anerbieten einzugehen; meine Beziehungen zu Weber waren überhaupt bald zu Ende, da ich seit jener Zeit auf dem novellistischen und belletristischen Felde keinen weiteren Versuch fertig gebracht habe*).

Die zweite Station auf meiner Tour — die noch im Postomnibus bis Frankfurt von Leipzig aus zurückzulegen war — hielt ich in dem herrlichen Eisenach ab, wo mir in Dr. Heß**), dem Redakteur des „Israeliten" ein Gastfreund wohnte. Unmittelbar nach meiner Vorstellung im Hause führte mich die resolute Frau, in Abwesenheit des Herrn Gemahls, um den schönen Herbstabend zu nützen, auf die damals noch nicht restaurierte Wartburg. Ich hatte noch nie eine Gebirgslandschaft gesehen, und war von den Umgebungen Eisenachs, die ich des andern Tags in Gesellschaft meiner Freunde durchschweifte in ganz ungekannter Weise angeregt und entzückt.

In Frankfurt a. M., wohin ich viele Empfehlungen hatte, verweilte ich mehrere Tage; ich lernte nicht nur die altehrwürdige Reichshauptstadt mit ihrem Römer, der Zeil und der mehr düster unheimlichen als romantischen Judengasse — wo Börnes und Rothschilds Geburtshäuser standen — sondern auch viele interessante Männer und Frauen kennen. Dr. Goldschmidt, einen schon älteren Mann, hervorragenden Advokaten und Schriftsteller, den Privatdozenten, späteren Professor der Mathematik Dr. Stern aus Göttingen, der zufällig zum Besuche in Frankfurt war, der alte Direktor des Philanthropins M. Heß***), einen Bruder des Eise-

*) Später aber erschienen von ihm: 1. „Aus einem frommen Hause" in Liebermann's Jahrbuch, Bd. V, (1857), S. 107—129. — 2. „Das Grab in Sabionetta", Leipzig 1872. (Neu abgedruckt in Brandeis' jüd. Universal-Bibliothek, Nr. 86/87). — 3. „Berel Grenadier", Leipzig 1876. (Neu abgedruckt das., Nr. 16 u. 17).

**) Vgl. oben S. 164.

***) Michael Heß starb 26. Februar 1860. Vgl. über ihn den Bericht des Philantropins für das Jahr 1861.

nachers, und die Familie des Heidelberger Privatdozenten Dr. jur. Heinrich Bernhard Oppenheim*), wo ich mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde. Des großartigen, gewaltigen Eindruckes, den der Anblick des grünen Rheins bei Mainz auf mich machte, habe ich gelegentlich schon gedacht; auf seinen Wogen in einem von Reisenden überfüllten Dampfer fuhr ich hinauf bis Mannheim, verweilte hier einen Tag, und kam etwa den 24. Oktober mit der Eisenbahn nach Heidelberg — in dieses irdische Naturparadies, an dessen Eingang mich Freund Auerbacher schon mit offenen Armen erwartete.

Die Eindrücke und kleinen Erlebnisse meines fast einjährigen Aufenthaltes in Heidelberg im Einzelnen zu schildern kann ich mir ersparen, weil mir durch die Gunst der Josephsonschen Familie eine Anzahl von Briefen zur Verfügung gestellt worden sind, welche ich zu jener Zeit und während meines nachmaligen Aufenthalts in Breslau (v. 1845—1854) an sie gerichtet habe. Ein Auszug aus denselben wird meine weiteren Aufzeichnungen ergänzen, in denen ich über Alles, was in den Briefen berührt ist, um so kürzer hinweggehen kann, als jene zugleich meine damalige Gemütsverfassung und Anschauungsweise am ungeschminktesten abspiegeln.

Breslau, den 9. Mai 1871.

---

*) Geboren 20. Juli 1819 zu Frankfurt a. M., starb 27. März 1880 zu Berlin. Vgl. ADB 24, 296 ff.

Est deus in nobis!

Historische Novelle

von

Carola Buchheim.

I.

Ein markerschütternder Wehlaut erfüllte den ungeheuren Raum!

Und vermengte sich mit kreischendem Stimmengewirr, wilden Entsetzensrufen und jammervollen, klagenden Tönen — dazwischen hinein klang lautes heftiges Schluchzen; das Toben der angsterfüllten Menge aber übertönten wilde unheimliche Laute.

Das Brüllen der Zirkustiere, die, durch den ungewohnten Lärm erschreckt, wie rasend in ihren Käfigen umhertobten und mit ihren schweren mächtigen Leibern die Gitter ihres Käfigs einrannten.

Das Spiel hatte soeben erst begonnen, in atemloser Spannung erwarteten die Kopf an Kopf sich drängenden Zuschauer die Vorführung der beiden ungezähmten Bären, die der Bändiger heute zeigen und an deren Spielen und Sprüngen das Volk sich ergötzen sollte.

Da war das Entsetzliche geschehen!

Mit kräftiger Faust hielt der junge Gaukler die Bärin gepackt, während er durch die bezähmende Gewalt seines Blickes den Bären im Banne hielt — doch, da, während der Dauer einer Sekunde irrte sein Blick zu dem Platze hin, an dem in strahlender Pracht geschmückte Frauen saßen und

— frei von den bezwingenden Blicken seines Bändigers erhob sich mit mächtigem Rucke die Bestie, streckte die Glieder und war aus der Arena hinaus mitten unter die wild aufkreischende Menge gestürzt . . .

Mit wahnsinniger Hast stoben die Zunächststehenden auseinander — in wilder Verzweiflung drängten alle nach dem Ausgang hin, suchte ein jeder der drohenden Gefahr zu entgehen, die da mit jeder Minute näher und näher kam. Schon hatte das ungezähmte Tier die Schranken übersetzt, in deren Mitte jetzt der junge Bändiger seinen Blick hilfesuchend umherirren ließ. Vergebens!

Von panischem Schrecken ergriffen floh die entsetzte Menge. Unbekümmert um die Gefahr, in der die anderen, die Zurückbleibenden, schwebten, drängten sie einander zurück, eilten, eilten über die gesunkenen Leiber der Niedergestoßenen hinweg, hinaus, ins Freie, der Todesgefahr zu entgehen, die da mit jeder Minute näher kam . . . .

Einen Augenblick verharrte das Tier in unbeweglicher Ruhe, dann aber reckte es die mächtigen Glieder und ein dumpfer, drohender Ton entrang sich seiner Kehle . . . .

Lähmendes Entsetzen hatte sich der Zuschauer bemächtigt, die in den oberen Rängen saßen und so der unmittelbaren Gefahr entrückt waren. Mit weitaufgerissenen Augen, mit angsterfüllten Geberden suchten sie die Gestalt des Bändigers, von ihm Hilfe erwartend, von ihm, dem die Todesangst die Besinnung raubte, und der doch nicht vom Platze weichen durfte, an dem sich eng an seiner Seite die Bärin befand.

„Heiliger Gott!“

Ein Schrei des Entsetzens schallte durch die Arena.

Da, im Angesichte des drohenden, durch das Angstgeschrei der Menge wild erregten Bären — nur durch eine Spanneslänge von der Bestie getrennt, stand, das blaue Kinderauge in Todesangst weit geöffnet, die zarten Glieder von bebendem Schreck gelähmt, jeder Bewegung unfähig, — ein holdes, kleines Mädchen . . . .

Grause Todesfurcht malte sich in dem bleichen Gesichtchen, wie vom Krampfe geschüttelt zuckten die jungen Glieder und aus den blauen Kinderaugen rannen schwere Tränen auf die erstarrten Wangen hinab . . . .

Noch einmal erhob sich das starre Kinderauge, noch einmal öffnete sich wie zu heißem Flehen der bleiche Kindermund, schon streifte der heiße Atem der Bestie die zuckende Gestalt und unheimlich glühten zwei Feuerfunken vor ihren Augen . . . . da plötzlich ging eine Bewegung durch die zu Tod erstarrte Menge . . . . in fliegender Hast bahnte sich durch das zu Stein erstarrte Volk, glitzernd von Gold und Edelsteinen, umwallt von kostbaren Gewändern, eine weithin leuchtende Gestalt den Weg zu dem Todesopfer hin.

Ihr Anblick versetzte die wild dahinstürmende Menge in maßloses Erstaunen, überall, wo sie vorbeikam, stockte der Fuß der Flüchtenden und bei ihrem Nahen sanken sie zur Erde hin und berührten mit dem Kopfe den Boden.

Schon hatte der Bär die Pranke erhoben, um das unglückliche Kind in tötlicher Umarmung zu umfangen — da wurde mit gewaltigem Rucke der mächtige Leib von seinem Opfer hinweggerissen, ein kräftiger Arm schlug die erhobenen Pranken nieder und ein sieghaftes Augenpaar senkte sich in die rotglühenden Augen des Tieres, es festhaltend mit seinem magischen Blicke, es bändigend mit dämonischer Gewalt, es niederzwingend einem kleinen Hündchen gleich zu den Füßen der in Gold und Edelsteinen prangenden, in bezaubernder Schönheit strahlenden Gestalt Theodoras, der Kaiserin.

Jetzt erst erwachte die zu Tode erstarrte Menge aus der lähmenden Betäubung, jetzt erst vermochten sie die erschlafften Glieder zu regen zu neuerwachtem Leben und ein tausendstimmiger Jubelruf entrang sich den gepreßten Herzen, und wuchs und schwoll an zu mächtigem Gebrause und durchschwirrte das Haus und pflanzte sich fort, weit durch die Straßen der Stadt: „Heil Theodora! Heil der Retterin! Heil der Kaiserin Theodora!"

Mit stolzer verächtlicher Geberde hatte die Kaiserin den Jubelruf vernommen, der aus tausenden von dankerfüllten Herzen zu ihr drang — mit gleichgiltiger Miene sah sie auf alle die Menschen hin, die ihr da Heil zuriefen und die sie priesen und ihr zujubelten, als der Retterin eines unschuldigen Kindes; dann wandte sie sich ab von der wetterwendischen Menge, die heute ihren Mut und ihre Heldentat bewunderte und die doch bei der nächsten Gelegenheit nicht davor

zurückscheute, ihren Namen in den Staub zu ziehen und in ihr diejenige zu schmähen, die widerrechtlich ihre Hand nach der Krone ausgestreckt hatte — als ob das Recht zu herrschen ein ererbtes und verbrieftes sein müßte und es nicht genügte, schön zu sein, um dadurch die Herzen aller zu beherrschen!

Einen Moment verharrte die Kaiserin in tiefes Sinnen versunken, dann senkte sie den Blick zur Erde hin, wo noch halb besinnungslos das geängstigte kleine Mädchen hingesunken lag. Mit mitleidigem Lächeln streifte sie die zusammengekrümmte kleine Gestalt in dem dürftigen unscheinbaren Gewande, dann wandte sie sich an die mittlerweile hinzugeeilten Hofdamen: „Das arme kleine Ding wird wohl an diesem Zirkusbesuch schwer zu leiden haben: es mag der erste gewesen sein, sie scheint armer Leute Kind zu sein."

„Man wird ihr ein Almosen geben . . . ."

„Nein!" unterbrach die Kaiserin die Sprechende, „man bringe sie in den Palast, labe und warte sie, bis sich ihre Angehörigen melden, sie abzuholen."

„Findet es die gnädigste Herrin nicht absonderlich, daß das Kind allein im Zirkus gewesen ist?" fragte eine der Frauen aus der Begleitung der Kaiserin.

Diese hatte sich zu der Regungslosen niedergebeugt, die jetzt ihre fragenden Kinderaugen mit ängstlichem Ausdruck öffnete, um sie dann bewundernd an der Gestalt der Fürstin haften zu lassen.

„Du bist schön, o, so schön bist Du, und ich hab' Dich lieb . . . ."

Ein herzliches Lachen entrang sich den Lippen Theodoras über dies naive Geständnis aus Kindermund. „Erhebe Dich, Kleine," sagte sie, „nun ist der böse Bär schon wieder eingesperrt und kann Dir nicht mehr wehe tun."

Ein ängstlicher Schauer rüttelte den Körper des kleinen Mädchens bei der Erinnerung an das grause Tier, dessen glühenden Atem es noch zu empfinden glaubte.

„Jetzt sag mir aber, wieso es kommt, daß Du allein in den Zirkus gingst? Hast Du keinen Menschen, der mit Dir ginge?"

„Mir lebt nicht Vater noch Mutter," antwortete seufzend die Kleine, „ich bin bei guten Leuten zu Hause, ..."

„Die guten Leute ließen Dich allein?“ unterbrach sie zornig auffahrend die Kaiserin.

„O verzeih, aber ich habe heute meinen Geburtstag, und da wollte ich die Spiele sehen, sie aber gehen nicht mit . . . .“

„Weshalb?“ unterbrach sie barschen Tones die Kaiserin.

„Sie meinen, es sei sündhaft: der Kampf der wilden Tiere und der Menschen . . . .“

„Ha, ha, ha!“ lachte die Fürstin, „sie meinen, der Kampf der Menschen untereinander sei nicht sündhaft.“

„Es sind Juden!“ kam es zaghaft aus dem Munde der Kleinen.

„Und Du bist auch eine Jüdin?“ fragte die Kaiserin, erschrocken zurückweichend.

„Nein, bei Jesus schwöre ich Dir's, ich bin getauft . . .“

„Gut, ich glaube Dir,“ unterbrach, ungeduldig werdend, Theodora die Beteuerungen der Kleinen. „Was kümmert mich das Kind?“ setzte sie achselzuckend hinzu, „zu lang schon habe ich mich hier aufgehalten und daheim winkt uns das Vergnügen! Gehen wir!“

Da teilte sich die Menge, die sich in respektvoller Entfernung um die Kaiserin und ihre Damen geschart hatte, um einen rücksichtslos daherstürmenden jungen Manne Platz zu machen.

„Seh' ich recht, erhabene Theodora,“ rief er im Tone höchster Erregung und seine Lippen berührten den Saum ihres schleppenden Gewandes, „die allerhöchste Kaiserin begibt sich in Gefahr, wagt ihr uns allen so teures Leben um eines Kindes willen . . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach lachend die Kaiserin die sprudelnd hervorgestürzten Worte des vornehmen jungen Mannes. „Es war kein Held zugegen, so mußte eben eine Heldin die Tat vollbringen.“

„Ja, wahrlich, heldenhaft ist Deine Tat, o allergnädigste Kaiserin,“ rief im Tone leidenschaftlicher Bewunderung der junge Edelmann, „und die Welt, Dein ganzes Volk wird Dich dafür preisen.“

„Die Welt! Mein Volk? Als ob mich das viel kümmerte! Ich unternahm's ja doch, um diesem Volke zu

beweisen, daß ich auch wildere Bestien, als sie es sind, unterjochen kann und das eine Tat, die niemand wagte, Theodora allein wagen darf."

„Und Dein Herz, allergnädigste Frau, fühlte Mitleid und erbarmte sich unter all den Tausenden des armen Kindes, das — ich hört' es eben, als ich kam, in Todesgefahr schwebte . . . ."

Ein spöttisches Lächeln umspielte die vollen Lippen der Kaiserin, dann aber erhob sie den Kopf und einen Blick in das in edler Begeisterung erglühende Antlitz des Jünglings werfend, warf sie leichten Tones hin: „Nun ja, mein edler Photius, ich hatte Mitleid mit dem Kinde — ist meine Tat nun besser?"

„Besser, allergnädigste Frau!" rief im Tone edler Aufwallung der junge Mann, „die Tat ist bewunderungswürdig, nein, sie ist göttlich und . . . ."

„Und Du, mein Schwärmer Photius," unterbrach ihn lachend die Kaiserin, „Du bist ein arger Schmeichler!"

Und mit gnädigem Lächeln reichte sie dem sich demütig zur Erde neigenden Jüngling ihre Hand zum Kusse hin.

Minutenlange hafteten ihre Augen an den in holder Reinheit prangenden Zügen des jungen Mannes: „Du kehrtest jüngst erst von der Hochschule in Berytos wieder; nun, ich hoffe, Dein Umgang mit den Gelehrten wird Dich uns nicht ganz entfremdet haben und ich wünsche, Dich bald bei Hofe zu begrüßen."

Ein kurzes heißes Aufleuchten in den verführerisch schönen Augen der Kaiserin, ein Rauschen und Knistern der langen, seidenen Gewänder, leises harmonisches Klingen der goldenen Geschmeide und die glanzvolle Erscheinung war entschwunden.

II.

Am äußersten Ende der Stadt, dort, wo von all den prächtigen Bauten, die der Kaiser Justinian aufführen ließ, nichts mehr zu sehen war, dort lagen vereinzelt, aber dennoch auf einen umgrenzten Platz beschränkt, die von Juden bewohnten Häuser.

Hierher, auf den sogenannten Erzmarkt, verirrte sich

selten der Schritt eines Vornehmen, es sei denn, daß seine Schätze wieder einmal dem Kaiser ins Auge gestochen und dieser ihn rasch davon befreit hatte. Dann suchte wohl hie und da einer der Ausgeplünderten die Judenstadt auf, die er sonst im verächtlichen Stolze gemieden hatte, um Hilfe zu suchen bei einem der mißachteten Juden.

Und diese, die in tiefer Bedrückung lebten und von ihrem allmächtigen Gotte Befreiung erflehten aus der Knechtschaft, sie vergaßen der Unbill, die ihnen sonst von den hochmütigen Senatoren und den hartherzigen kaiserlichen Beamten zu teil wurde und halfen mit ihren geringen Mitteln, borgten ihr letztes Hab und Gut, auf daß der vornehme Herr, den die Not in das verachtete Judenhaus geführt hatte, sein wüstes Lotterleben aufs neue beginnen könne.

Heute aber war ein Besuch aus dem vornehmen Viertel der Stadt wohl nicht zu befürchten und ungehindert durften sie es wagen, die Vorbereitungen zu treffen, nach denen sie sich mit ganzem Herzen sehnten. Heute gabs wieder einmal Spiele und Tierkämpfe im Zirkus, syrische Gaukler waren angekommen, die seltensten wilden Bestien sollten vorgeführt und die kühnsten Schaustellungen geboten werden.

Freudig wurde dieses Ereignis begrüßt, von Volk und Adel, für die derartige Aufführungen stets den höchsten Genuß bedeuteten, bei dem sie alle Unbill und alles Ungemach vergaßen, dem sie sonst ausgesetzt waren.

Hier, in der Judenstadt, merkte man wohl nichts von der festlichen Vorstellung, den Bewohnern dieser engen winkeligen Gäßchen mochte es ganz gleichgiltig sein, womit sich ihre Unterdrücker die Zeit vertrieben, die Zeit, die ihnen Völlerei und Unzucht noch übrig ließen.

Und dennoch herrschte auch in dem engen Judenviertel heute eine seltsame Bewegung.

Und gar jetzt, als es Abend wurde, da belebten sich mit einem Schlage die sonst so stillen menschenleeren Gassen.

Vereinzelt und mit scheuen Blicken auslugend verließen sie ihre engen düsteren Wohnungen, allein es galt heute nicht wie sonst, dem Erwerb nachzugehen, um dann ermüdet und wund gehetzt von tausend Demütigungen ihr Heim aufzusuchen — nein, in festliche Gewänder waren sie

gekleidet und in ihrem sonst so zaghaft scheuem Blicke malte sich stolze Festesfreude.

Ihr Weg führte ins Gotteshaus und die ahnungsvolle Nähe ihres Gottes verlieh ihren kummervollen Mienen den Anschein heiterer Ruhe. In ihren Augen malte sich der Abglanz seligen Friedens. Wie hatten sie sich gequält und geplagt, ehe sie zum ersehnten Ziele gelangten! Wie viel der Sorgen und der Mühen hatte es gekostet, ehe sie so weit waren! Nun aber waren alle Vorbereitungen beendet, das ungesäuerte Brot in genügender Menge vorrätig, alles Unreine aus den Wohnungen verbannt und nun wollten sie ihrem Gotte nahen, ihrem Schöpfer danken, daß er sie einstens geführt aus dem Lande der Knechtschaft.

„Nun, nun, Chaskiel, weshalb kommst Du nicht mit und bleibst noch vor Deiner Türe stehen?"

„Ei, gerade Du, der Du sonst einer der ersten Tempelbesucher bist, Du zauderst heute?" setzte ein Anderer hinzu, indem er fragend in das bekümmerte Antlitz des frommen Mannes sah.

Jetzt war auch der Rabbi hinzugekommen und mit unwilliger Miene gewahrte er die Stockung vor dem Häuschen Chaskiels, des Schriftgelehrten.

„Geht, meine Brüder," ermahnte er die Säumigen, „und erweckt nicht den Verdacht unserer Feinde durch längeres Verweilen in der Gasse."

„Verzeih, ehrwürdiger Rabbi," sagte entschuldigenden Tones einer der Anwesenden, „wohl zieht es uns mit Macht zum Gotteshause hin . . . ."

„Und dennoch verweilt ihr hier vor Chaskiels Türe im müßigen Geschwätz!" unterbrach ihn der Rabbi. „Was ist Dir begegnet?" setzte er hinzu, indem er seine fragenden Blicke auf das bekümmerte Antlitz des Mannes richtete.

„Ehrwürdiger Rabbi," nahm jener nach einigem Zögern das Wort, „vergib, wenn einer Deinem gottergebenen Geiste geringfügig scheinenden Ursache wegen sich mein Schritt verzögerte, vergib, ich folge Dir!"

Allein auch jetzt, als er an der Seite des Rabbis weiterschritt, dem Gotteshause entgegen, blickte er zerstreut vor sich hin und unruhig schweifte sein suchender Blick durch die Gassen.

Der würdige Rabbi merkte die Veränderung wohl, die in dem sonst so ruhigen Wesen des frommen Mannes lag, allein er wollte nicht in ihn dringen und schritt ruhig an seiner Seite der Synagoge zu.

Während nun die Männer im Gotteshause in feierlicher Weise den Einzug des Passah begrüßten, trafen die Frauen und Mädchen im Hause die Vorbereitungen zum Seder.

Schon prangte das blütenweiße Tuch auf den mit zahlreichen Kelchen und Tellern geschmückten Tisch und vor dem Platze des Hausherrn stand die große, mit goldgestickter Decke verhüllte Schüssel, auf der das ungesäuerte Brot sich befand und die süße und bittere Passahspeise.

Auch im Hause Chaskiels, des Schriftgelehrten, bedeckte schneeweißes Linnen den Tisch und die Öllampe verbreitete wohliges Licht in der Stube.

Trotz der äußeren Ruhe jedoch befanden sich die beiden Frauen, die Gattin Chaskiels und ihre hochbetagte Mutter in einem Zustande sorgenvoller Erregung.

Bekümmert blickte die Greisin ihrer ab und zu eilenden Tochter nach, die es nicht litt an einer Stelle und die unruhig durch das Zimmer schritt.

„Gönne Dir doch ein bischen Ruhe, meine Tochter, und erwarte in Geduld die Ankunft des Kindes . . . ."

„O, Mutter, wie kannst Du von Geduld sprechen, während ich doch sehe, daß auch Deine Hände vor innerer Erregung zittern . . . ."

„Meine Hände zittern von der Last der Jahre," unterbrach sie kopfschüttelnd die Greisin, „achtzig und viermal haben meine Augen den Seder gesehen, ich habe das ungesäuerte Brot gegessen, als ich noch daheim war im Hause meiner guten Eltern und das Herz klopfte mir vor freudiger Angst, als sich einst an einem Passahabend die Türe öffnete und mein Vater aus der Synagoge heimkam und mit ihm ein Fremder, Dein guter Vater — Jahre und Jahre habe ich an seiner Seite die Hagada gelesen, bis ihn der Allmächtige zu sich gerufen, allein stets brachte das heilige Passahfest Glück und Frohsinn in unser Herz, bis jetzt, am Ende meiner Tage, wo es uns nicht erlaubt wird, unser hohes Fest zu feiern an dem dafür von Gott und Moses ein=

gesetzten Tage — vierundachtzigmal sah ich das hohe Fest wiederkehren, jedoch niemals sah ich es in solcher Bedrückung."

„Hörtest Du nichts," unterbrach die Tochter auffahrend die leise gemurmelten Worte der Greisin, „mir wars, als ob sich Schritte unserem Hause näherten . . . . Nein, mein Gehör hat mich genarrt — o, Mutter, Mutter, denkst Du denn gar nicht an Irenens Heimkehr?"

„Nun, sie wird wohl den Heimweg finden, sie kennt ja die Straßen und Plätze alle von den Geschäftsgängen, die sie mit Dir macht."

„Aber es dunkelt und die Straßen sind unsicher, es treibt sich viel gemeines Volk umher."

„Sie ist eine Christin," warf achselzuckend die Greisin ein, „und einer Christin wird kein Unbill zustoßen."

„'S ist ein Kind, Mutter, und weiß Gott, ein gutes Kind, ihr Herz ist rein und lauter und unserem Glauben neigt sie mehr zu in ihrem kindlich reinen Sinne, als dem irregeleiteten unserer Unterdrücker. Weshalb ließ ich sie gehen und wehrte nicht ihrem kindischen Verlangen, mir ahnt Böses!"

„Versündige Dich nicht, Judith!" rief die Greisin „und beschwöre nicht ein Unheil herauf durch Deine Reden."

„Wahrlich, Mutter, es mag wohl Unrecht sein, daß ich an dem fremden Kinde so hänge, allein mir ward kein eigen Kind beschieden und darum liebe ich Irenen, als wäre sie mein eigen — daß sie anderen Glaubens ist, das ist nicht ihre Schuld, Du weißt, daß sie im Herzen mehr Jüdin ist, und, weiß Gott, was noch die Zukunft bringt . . . Ach, ich rede und denke an die Zukunft und doch bangt mir vor der nächsten Stunde . . . . Hier in Byzanz, in dieser gott- und zuchtlosen Stadt, in der nichts heilig ist, kein Glaube und kein Gesetz! Leben wir Armen nicht in steter Angst und Bedrückung und wenn wir heute Abend in der Hagada unserem Gotte danken, daß er uns aus Mizraim geführt, aus dem Lande der Knechtschaft, so seufzen wir ja wieder unter dem harten Joche der Fremdlinge, so sind wir ja noch immer vertrieben aus unserem heiligen Lande und dürfen unsere Augen nicht weiden an den Herrlichkeiten Jerusalems

— verbannt, vertrieben von der Stätte unseres Glanzes müssen wir unser Leben jammervoll dahinschleppen, bis an den Tag, an dem es dem Herrn gefallen wird, uns zu befreien und Israel wieder einziehen wird in die goldene Stadt, in das gelobte Land . . ."

Da wurde mit jähem Rucke die Türe geöffnet und an der Schwelle erschien eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt.

Zu Tode erschreckt waren die beiden Frauen bei dem Anblicke des Fremden zusammengezuckt und in angstvoll bebender Ungewißheit, was dieser späte und ungewohnte Besuch zu sagen hätte, richteten sich ihre fragenden Blicke auf sein Antlitz.

„Habt keine Angst," sagte der Eingetretene, „ich bringe Euch Kunde von dem kleinen Mädchen . . . ."

„Wo ist sie, wo ist Irene? Und wer bist Du?" entrang es sich angstvoll den Lippen der Beiden.

„Mich sendet Photius, mein Gebieter. Das Kind hat im Gewühl seine Begleiterin verloren — Ihr tatet Unrecht, sie befand sich in Gefahr . . . ."

„Großer Gott, was ist mit dem Kinde?"

„Ein großes Glück ist ihm widerfahren," schloß der Bote, indem er sich zum Gehen wandte. „Theodora, unsere erhabene Kaiserin, hat sich seiner erbarmt und es an den Hof, unter ihre Obhut genommen."

„Wehe, wehe! über uns und das Kind!" Und laut schluchzend barg sie ihr Antlitz in den Händen.

III.

In dem Gemache, das zu den Räumen führte, die Kaiserin Theodora bewohnte, staute sich die Menge der Wartenden.

Vor dem Palaste hielt, bewacht von einem zahlreichen Sklaventroß, eine große Menge reich geschmückter Sänften, in denen die vornehmen Gäste angekommen waren, um eine Audienz bei der allmächtigen Herrscherin zu erlangen — wußten sie es ja alle, daß Theodoras Wille der ausschlaggebende und ihr Gebot das bestimmende war in der Stadt, sowie in dem ganzen Reiche.

Selbst dann, wenn der geist- und willensschwache

Justinian einen Befehl erteilte, diese oder jene Maßregel traf, Veränderungen in der Verwaltung des Reiches oder des Heeres anordnete, so geschah auch dieses erst, wenn die Kaiserin gleichfalls seine Ansicht teilte.

Aus diesem Grunde drängten sich denn alle jene, die von der Gnade des Hofes etwas zu erreichen suchten, in dem Vorgemache der Kaiserin.

Kopf an Kopf gedrängt harrten sie nun schon stundenlange des Augenblickes, an dem es ihnen gestattet sein sollte, vor dem Angesicht der Herrscherin zu erscheinen, zu ihren Füßen ihr Bittgesuch vorzubringen, oder auch blos, wie die vornehmen Besucher, ihre pflichtschuldige Aufwartung zu machen.

Und wahrlich, bunt zusammengewürfelt genug war diese harrende Menge.

Neben Senatoren und Gelehrten, neben vornehmen Stutzern und reich geschmückten, geschminkten Frauen, standen scheu an die Wand gedrückt, das starre Auge in hoffnungsloser Angst zu Boden gerichtet, jene, die gekommen waren, Gnade zu erflehen für ein Vergehen, das sie begangen, oder dessen sie auch nur fälschlich angeklagt waren. Denn Spionage und Angeberei waren im kaiserlichen Byzanz zu Hause und gar leicht gelang es jedem einzelnen, sich eines unbequemen Feindes durch Angeberei zu entledigen; er war gewiß, bei Hofe stets ein willig Ohr dafür zu finden.

Stunde auf Stunde verging und noch immer wollte sich die Türe nicht öffnen; noch immer sollte den Harrenden keine Erlösung werden aus der ertötenden Langweile des Wartens.

Hie und da vernahm man leises Flüstern, allein auch dieses verstummte jetzt, als sich plötzlich die Vorhänge teilten, die die Vorhalle mit dem Gemache verbanden, in dem die Menge der Audienzwerber sich aufhielt.

Ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Menge bei dem Geräusch der von außen her nahenden Schritte.

Nun würde wohl die Qual der Erwartung ein Ende nehmen, der nächste Augenblick mußte über ihr Los entscheiden.

Allein, sie hatten sich getäuscht.

Wohl eilte jetzt die Kammerfrau der Kaiserin durch den Raum, rücksichtslos die zunächst stehenden bei Seite schiebend, allein es galt nicht den Eintritt in das kaiserliche Gemach für die Wartenden frei zu geben, sondern für eine vornehme Dame, die jetzt, gefolgt von ihren Dienerinnen, eingetreten war und sich geradewegs in die Gemächer der Kaiserin begab. Mit hochmütigem Neigen dankte sie der ehrfurchtsvollen Begrüßung der Audienzwerber, dann glitt ihr Blick wie suchend durch die Reihen hin, um sich mit der Miene der Enttäuschung geringschätzig von den Anwesenden abzuwenden.

Unwillig folgten die Blicke aller der stolz vorbeirauschenden Gestalt und ein Gefühl namenloser Erbitterung ergriff so manches Gemüt bei dem Gedanken, daß es für heute wieder vorbei sei mit der Audienz, daß das lange, bange Warten wieder einmal vergebens gewesen, während die Anderen, die blos gekommen waren, um der Etikette Genüge zu leisten, im Innersten ihres Herzens froh waren, für heute wieder einmal des lästigen Zwanges ledig zu sein, vor der hochmütigen Kaiserin niedersinken und die Schleppe ihres Gewandes küssen zu müssen.

Allein noch hatte sich die Halle nicht geleert, noch immer verharrten, den Blick in gespannter Erwartung auf das allerheiligste Gemach gerichtet, in das sie einzutreten gehofft, eine große Anzahl von Bittstellern.

Jetzt aber wurde die mit bronzenen Zierraten geschmückte innere Türe geöffnet und rasch die beiden Räume durchschreitend, die mit dreifachen bronzenen Türen den Raum von dem Gemache der Kaiserin trennten, trat eine Hofdame derselben heraus. Einen flüchtigen Blick auf die Wartenden werfend, hatte sie bemerkt, daß die vornehmen Besucher es vorgezogen hatten, sich früher zu entfernen, ehe ein Befehl aus den kaiserlichen Gemächern gesandt wurde, — und die Wartenden? Mit geringschätziger Miene maß sie die stark gelichteten Reihen, dann sagte sie mit hochmütigem Tone: „Die allergnädigste Kaiserin ruht soeben vom Bade aus, die Sonne ihres Anblickes wird Euch heute nicht zuteil werden, ihr könnt den Palast verlassen.“

Rasch hatte sich der Saal geleert und draußen, vor dem Palaste, herrschte jetzt reges Leben.

Die Senatoren und all die vornehmen Gäste bestiegen ihre Sänften, um sich in die Bäder des Zeuxichyos zu begeben, andere wieder ließen sich von schnellen Rossen hinausführen zu einer Spazierfahrt ins Freie. Und schweren Herzens und gesenkten Hauptes endlich verließen auch jene den kaiserlichen Palast, die gekommen waren, um Gnade zu erflehen und für die es nun galt, einen Tag länger in bebender Angst zu harren.

Raschen Schrittes hatte die Dame, deren Erscheinen mit einem male alle Hoffnungen für heute zerstört hatte, die weiten Hallen und marmorbedeckten Säle durcheilt, bis sie jetzt an einer vergoldeten, mit Purpurvorhängen behangenen Türe Halt machte.

Da verschwand auch mit Blitzesschnelle der hochmütige Ausdruck ihrer Züge, ein süßliches Lächeln erschien auf ihren blutrot gefärbten, welken Lippen und in den braunen, in sinnlichem Feuer glühenden Augen glimmte ein Funke erloschener und entschwundener Jugend auf, als sie sich jetzt dem Gemache der Fürstin näherte.

Theodora hatte gerade jetzt ihr Bad verlassen, in dem sie stets mehrere Stunden zu verweilen liebte.

Und nun ruhte sie auf der reichvergoldeten, mit kostbaren Stoffen bedeckten Ottomane und, ein freudiges Lächeln auf den Lippen, begrüßte sie die Eingetretene.

„Nun wird mir die Ruhe doppelt wohltun," rief sie, indem sie der Besucherin die Hand zum Kusse bot, „wenn ich sie in Deiner Gesellschaft genieße, Antonina. Und nun setz Dich hierher, meine Liebe, und erzähle mir, was es neues und erzählenswertes gibt in der Stadt," fügte sie lachend hinzu.

„Meine gnädige Kaiserin weiß also das neueste noch nicht?"

„Nein, nein! Schnell! Laß' es mich hören!"

„Ach, und doch weiß es die ganze Stadt, der ganze Hof, die ganze Welt . . . ."

„Rasch! Ich vergehe vor Neugier," rief die Kaiserin.

„Nun, das allerneueste und das, was auch alle längst bereits wissen, ist, daß meine hohe Herrin das schönste Weib unter der Sonne und die mächtigste Kaiserin der Erde ist!"

„Nein, nein, es ist zu arg mit Deinen Späßen!“ rief laut auflachend die Kaiserin. „Ich möchte aber jetzt gar nicht lachen, sondern ruhen. Und dann fürchte ich — reiche mir doch den Spiegel, Antonina — dann fürchte ich, daß sich durch zu viel Lachen da um den Mund, sieh doch genau her, Antonina, nicht am Ende gar kleine Fältchen bilden.“

„O geliebte Fürstin, bis dahin hats wohl noch lange Zeit, Dein Antlitz strahlt in herrlichster Frische, und selbst der größte Neid könnte an Deiner göttlichen Gestalt kein Fehl entdecken.“

„So scheint es Dir, meine Teuere“, unterbrach sie die Kaiserin, ohne jedoch den goldenen Spiegel aus der Hand zu geben, in dem sie sich forschend betrachtete.

„So scheint es allen, geliebte Herrscherin! Zu Dir dringt eben die Kunde nicht, wie die ganze Welt in Dir die Vollkommenste auf Erden sieht, in Deiner göttlichen Nähe verstummt selbst die kühnste Bewunderung; allein hörtest Du, was der ganze Hof, die ganze Welt spricht . . . .“

„Nun, was würde ich da vernehmen?“

„O, da würdest Du nur das reichste Lob und ungeteilteste Bewunderung hören, Theodora, und nun gar erst seit dem Kampfspiel.“

„Wie, noch immer spricht man von jenem Zirkusabend? Ich dächte, es gäbe der Ereignisse genug, die wichtiger wären für Byzanz als jenes Erlebnis.“

„Nichts ist für die Byzantiner wichtiger als ihre Kaiserin!“ rief Antonina. „Und nun gar diese edle Tat! sah man bis jetzt in Dir die angebetete Herrin, so verehren sie Dich seit jenem Tage, an dem Du Dein geheiligtes Leben wagtest um eines Kindes willen, gleich einer Göttin! Und wahrlich, einer Göttin der Schönheit und der Tapferkeit glichst Du, als Du in alles überstrahlender Herrlichkeit, die Wangen in rosige Glut getaucht, leuchtenden Auges in die Arena eiltest . . . .“

„Du schilderst, Antonina, diesen Abend und dennoch warst Du nicht im Zirkus. Wer hat Dich so genau berichtet?“

„O Herrin, ein Augenzeuge Deiner Tat . . . .“

„Deren es wohl zahllose gab!“ gab lachend die Kaiserin zurück.

„Und dennoch hat kein einziger von allen denen, die Dir im Zirkus zugejubelt, einen solch mächtigen Eindruck empfangen, als mein . . . . mein,“ sie stockte und zuerst auf den fragenden Blick Theodoras hin, fuhr sie fort: „nun eben mein Erzähler. Ich sprach ihn gestern in den Bädern und heute bereits auf meinem Morgenspaziergang und stets weiß sein Mund nur das Lob Deiner edlen Tat zu rühmen.“

„Ich wette,“ unterbrach sie lächelnd die Kaiserin, „Du hast die Nachricht und die genaue Schilderung von irgend einem alten Gelehrten, dessen Hirn voller Ideale meine Tat als etwas Göttliches erscheint, das er demgemäß bewundern muß.“

„Wohl, er bewundert Deinen Heldenmut und er bewundert auch die Heldin — allein es ist kein trockener Gelehrter, sondern ein junger, geistsprühender Edelmann!“

„Photius!“ unterbrach sie die Kaiserin und ein Hauch zarter Röte stieg in ihrem Antlitze auf und bedeckte ihre Wangen mit rosiger Glut. Forschend ruhte das Auge Antoninas auf den Zügen ihrer kaiserlichen Freundin.

„Du sagst's, Photius, jener junge Edelmann, den trotz seiner Jugend bereits ein großer Ruf von weitreichender Gelehrsamkeit und kühnem ritterlichen Mute auszeichnet; und der überglücklich wäre, würdest Du ihm gestatten, in Deine Nähe zu gelangen, um Dir seine Bewunderung selbst auszudrücken.“

„Wie, Du glaubst, er sehne sich danach? Und doch glaube ich, gehört zu haben, daß der junge Mann das Hofleben fliehe!“

„Ja, ehe er Dich gesehen und Deine Heldentat! Nun ist er ein anderer geworden und seine Anschauungen über unser Leben mögen sich gewaltig geändert haben.“

„Welch eifrige Fürsprecherin, Antonina, Du plötzlich Deinem Sohne geworden bist und doch geht das Gerücht, Du zürntest ihm.“

„Du sagst es,“ lautete die Antwort, „solange er sich in verbissenem Grolle von uns fernhielt und in lächerlicher Verblendung sich in Bücher vergrub, statt das Leben zu durchjubeln, wie es einem Edelmanne geziemt . . . .“

„Und dem Sohne Antoninas,“ fiel scherzend die Kaiserin ein. „Nun denn, meine Teure, Du sollst nicht

vergebens an Theodoras gutes Herz gepocht haben — ich gestatte Dir Deine Bitte, bringe mir den jungen Photius und — wir wollen ihn lehren, was das Leben heißt."

IV.

Die Tage, die Irene, das Pflegekind des Juden Chaskiel, im kaiserlichen Palaste verlebte, waren wohl die wechselvollsten in dem bis nun so stillen Dasein des halbwüchsigen Mädchens.

Glichen die Tage im Hause ihrer jüdischen Pflegeeltern einem ruhigen Strome, so ging ihr jetziges Leben im Sturmschritt dahin. Seit sie an jenem Unglücksabend, der ihr so leicht hätte verhängnisvoll werden können, an der Seite der kaiserlichen Kammerfrau den Palast betreten hatte, gehörte sie sich selbst nicht mehr an. Wie oft hatte sie in der kleinen Stube ihrer Pflegeeltern stundenlange vor sich hingesonnen, ohne daß sie von irgend jemand gestört wurde, wie oft hatte sie, entgegen jeder Kinderart, die Einsamkeit gesucht, in der sie ihren Gedanken nachhängen konnte. Traumhafte Bilder aus ihrer frühesten Kindheit zogen dann vor ihr inneres Auge: sie sah die Mutter auf dem Schmerzenslager, sah den Vater im räuberischen Ueberfall von einem wütenden Pöbelhaufen ermordet und vor ihrer Seele erschien mit erschreckender Klarheit jener Augenblick, da ihre sterbenskranke Mutter, das gräßliche Ende des Gatten vor Augen, hoffnungslos darniederlag; noch jetzt, nachdem ein Zeitraum von mehreren Jahren sie von diesem grauenvollen Tage trennte, sah sie deutlich den Blick voll tiefer Herzensangst, mit dem die Kranke sie umfaßte, in ihren fahlen Zügen malte sich gräßliche Angst um das Kind, das eltern- und schutzlos in einer Welt zurückbleiben sollte, die in ihrer selbstsüchtigen Härte und kalten Grausamkeit der Stärksten nicht schonte, geschweige denn des armen, hilflosen Kindes.

Da hatte sich dem wüsten, durch Trunk und Spiel zur Raserei aufgestachelten Pöbelhaufen, der an jenem Tage plündernd und wo er Gegenwehr traf, mordend die Stadt durchzog, eine Anzahl Bewaffneter entgegengestellt, hatte das Raub- und Mordgesindel gefaßt und vor das Gericht geführt. Aber des armen, schutzlosen Kindes achtete

niemand. Jetzt näherte sich jemand dem an der Schwelle des Hauses kauernden kleinen Geschöpfe. Es war Chaskiel, der Jude, der aufmerksam geworden durch den Lärm und die Hilferufe des Kindes eiligst hinzukam. Tiefes Mitleid erfaßte sein Herz bei dem Anblicke, der sich ihm bot. Wohl waren es Christen, die hier litten, und Christen waren auch jene, die in wilder Raserei ihren Glaubensgenossen töteten, — allein sein frommes Gemüt zauderte nicht und dem Drange seiner gläubigen Seele folgend, in der mit Flammenschrift verzeichnet war: „Liebe Deinen Nächsten und vergib Deinem Feinde" beschloß er sich des armen kleinen Mädchens anzunehmen.

„Komm," hatte er damals zu ihr geredet, „Du sollst Vater und Mutter finden bei uns, komm, ich bringe Dich heim zu Judith, meinem Weibe und zu ihrer Mutter, sie werden Dich pflegen und kleiden, nicht, als wärest Du eine Andersgläubige, nein, als wärest Du eine Tochter aus dem Stamme Israels."

Da hatte es freudig aufgezuckt in den fahlen Zügen der Kranken. Gott Lob! Nun konnte sie von hinnen gehen, sie wußte ihr Kind, ihre geliebte Irene, geborgen — sie kannte ja die strenge Rechtlichkeit und den edlen Sinn des Juden Chaskiel und wußte, daß sein Herz von gleicher Liebe zu allen Menschen erfüllt war.

Mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen war die Mutter dann entschlafen, sie aber, Irene, war dem Juden gefolgt in sein Haus und zu seiner Gattin Judith und hatte an ihnen Vater und Mutter wieder gefunden; allein auch sie hatten das kluge zehnjährige Mädchen liebgewonnen und es behütet, als wäre es ihr eigenes Kind und dann, als vor einem Jahre Chaskiel durch die Gewissenlosigkeit eines byzantinischen Kaufmannes um sein ganzes Hab und Gut gekommen, selbst dann war ihnen das kleine Mädchen nicht zu viel geworden, obwohl Chaskiel sich nun genötigt sah, seine Familie durch Auslegung der Schrift und durch Unterricht in der Bibel zu erhalten.

Zuletzt war es wohl recht ärmlich zugegangen in dem kleinen Hause draußen am Erzmarkt, und gar oft hatte die Not mit grausem Finger an die Türe gepocht, allein nichts

hatte das Gottvertrauen der kleinen Familie getrübt, ruhig lebten sie dahin und kein sich gegen das Geschick auflehnender Gedanke kreuzte ihr Gehirn.

Und nun war diese Ruhe plötzlich gestört worden — durch sie gestört worden, durch ihre plötzlich erwachte unerklärliche Neugier, einer Zirkusvorstellung beizuwohnen.

Ja, sie, die jetzt vier Jahre hindurch das Brot dieser Menschen gegessen, sie, deren sie sich in der schrecklichsten Stunde ihres Lebens hilfreich angenommen hatten, sie hatte jetzt Pein und Sorge in das stille Heim gebracht. Sie wußte es wohl, wie sehr sie daheim bangten und in welch trostloser Ungewißheit sie verharren mußten und doch konnte sie nichts dagegen tun. — — —

Tag und Nacht sann sie über einen Ausweg nach, marterte ihr kindliches Denken, um Mittel zu finden, den Pflegeeltern daheim, die in tatenloser Angst vergehen mußten, Nachrichten zukommen zu lassen, daß sie geborgen sei — allein alles Denken war vergebens.

Sabina, jene Kammerfrau, in deren Obhut sie von der Kaiserin gegeben wurde, hatte von der hohen Frau den Befehl erhalten, das Mädchen auch nicht einen Augenblick unbewacht zu lassen und insbesondere streng darauf zu achten, daß sie den kaiserlichen Palast nicht verlasse.

Doch in den Gärten, die den Palast umgaben, durfte sie sich frei ergehen, da fand sie auch mehrere Altersgenossinnen und mit allerlei kindlichen Spielen ging hier die Zeit dahin.

Gerade jetzt hatten sich die Mädchen von Irene verabschiedet und schritten lachend und scherzend an der Seite ihrer Begleiterinnen dem Ausgange des Palastes entgegen.

Irene war allein geblieben und müde von dem erzwungenen tollen Jagen und Hasten des Spieles sank sie auf den Rasen hin.

Nun war sie einen Augenblick allein, auch Sabine hatte sich in das Innere des Palastes begeben, nun wollte sie aber alle ihre Gedanken anspannen, um zu einem Entschlusse zu gelangen. Heute mußte es sein: sie durfte nicht länger zaudern, zu lange schon hatte sie die Teueren daheim in banger Sorge um ihr Geschick sich abhärmen lassen. Ja,

heute mußte es ihr gelingen, aus dem Palaste zu entweichen — denn auf eine andere Weise, wußte sie, war es ein Ding der Unmöglichkeit, den Ihren Nachricht zu senden, da es die allerhöchste Frau strenge untersagt hatte.

Unruhig irrten ihre Blicke durch die schattigen Gänge des Parkes — wo den Ausgang finden? Wird es ihr gelingen, sich in diesem Gewirre von Gängen und Gebüschen zurechtzufinden? Und selbst dann, wird sie sich unbemerkt an den Palastwachen vorüberschleichen können?

Wird sie nicht die Aufmerksamkeit derselben erregen, wenn sie in den reichen kostbaren Gewändern, die sie auf Befehl der Kaiserin hatte anlegen müssen, allein und ohne die für Mädchen ihresgleichen gewohnte Begleitung die Straße betrat? Gelänge es ihr doch nur ihre alten Kleider wieder zu bekommen, dann wollte sie schon unbemerkt von den Wachen zwischen all den zahllosen Menschen, die im kaiserlichen Palaste aus- und eingingen, hindurchschlüpfen, rasch, wie der Blitz die Straßen durch- und heimeilen zu den lieben armen Eltern! Wie würden sie aufjauchzen und sie in die Arme schließen und Gott danken, der sie wieder mit einander vereinte — — — doch da nahten Schritte ihrem Platze, da kam Sabina sicherlich und aus war's für heute mit ihren Träumen und Hoffnungen.

Entmutigt senkte sie den Blick zur Erde hin und verharrte eine Weile in stummem Trotze, sich gegen die lästige Gesellschafterin auflehnend.

Doch da ließ sich ein Geräusch in ihrer Nähe vernehmen. Aus den schattigen Laubengängen hervor trat die Gestalt eines festlich gekleideten jungen Mannes. Jetzt hatte er sich ihr genähert. Freudig zuckte es im Antlitze des jungen Mädchens auf, als sie den Blick erhob und statt der verhaßten Sabina die Gestalt des jungen vornehmen Edelmannes erkannte, der sich ihrer schon an jenem Abende im Zirkus angenommen hatte.

Ein Gedanke durchzuckte plötzlich ihr Gehirn.

„Dich sendet Gott!" rief sie in kindlicher Unbefangenheit dem Nahenden entgegen.

Lächelnd empfing der Jüngling diesen Willkommensgruß, und als Irene dann beschämt von ihrer freudigen Aufwallung

das Auge verwirrt zu Boden senkte und stockend inne hielt, trat er zu ihr hin und begrüßte sie mit einigen freundlichen Worten.

„Willst Du mir auch erklären, Kleine, weshalb Du mein Nahen so freudig begrüßtest?“

„Vergib meiner Einfalt, edler Herr,“ sagte den Blick zu seiner hohen Gestalt erhebend das junge Mädchen. „Ich erkannte in Dir den Edelmann wieder, der auch an jenem Unglücksabende im Zirkus anwesend war . . . .“

„Und der Gedanke an jenen Abend machte Dich so vergnügt,“ rief lachend der junge Photius, „ich hätte viel eher geglaubt, die Erinnerung an die Todesgefahr erwecke einen Schauder in Deinem Herzen.“

„Ja, ich bebe vor Angst, wenn ich an die feurigen Augen des wilden Tieres denke und den aufgerissenen Rachen vor mir sehe, der mir so nahe war!“ und ein Zittern ging durch ihre jugendliche Gestalt, „allein dann sehe ich auch gleich darauf die lichtumflossene Gestalt der großen Kaiserin und dann,“ sie senkte verwirrt den Blick, „dann erscheint Dein Bild, o Herr, meinem Auge . . . .“

„Nun wird mir Dein freudiger Ausruf bei meiner Ankunft klar,“ unterbrach sie Photius.

„Nicht das allein ist's, edler Herr, das mich Dein Kommen so freudig begrüßen hieß, — nein, ich habe auch eine Bitte an Dich . . . .“

„Vollende!“ gebot kurz der junge Edelmann und seine Blicke durchmaßen zerstreut die Laubgänge des Parkes, „womit kann ich Dir nützen?“

„O Herr!“ kam es zagend aus dem Munde Irenens, „hilf mir, daß ich aus dem Palast entkomme.“

„Bist Du von Sinnen?“ fuhr zornflammend Photius auf, „daß Du Deiner allergnädigsten Wohltäterin entweichen willst, ihr, die ihr geheiligtes Leben wagte, Dich dem Rachen des Bären zu entreißen? Was ficht Dich an?“

Ein heißes Schluchzen antwortete seinem zornigen Ausrufe.

„Was ist dem Kinde?“ Photius senkte seinen forschenden Blick auf die in Tränen gebadeten Züge Irenens.

„Ich möchte fort von hier,“ kam es jetzt leise und zaghaft aus ihrem Munde, „heim zu meinen Eltern . . . .“

„Zu den Juden? Irene, armes Kind, preise Deinen Heiland, der Dich den Klauen der Hölle entrissen, der Dich wieder unter rechtgläubige Christen brachte . . . ."

Doch da hatte sich Irene in den Rasen geworfen und seine Knie umklammernd kam es stoßweise aus ihrer Kehle: „Ich kann nicht hierbleiben, wenn Du ein fühlend Herz hast — und ich weiß, Du bist gut und wirst Dich meiner annehmen — leihst Du mir Deine Hilfe, auf daß ich entweiche . . . . zu meinen Eltern, ... heimkehre . . . . zu meinen Eltern . . . ."

„Nimmermehr!" gab er kurz abweisend zurück. „Niemals wird Photius seinen Arm einer ungerechten Sache leihen . . . ."

„Ja, ungerecht!" rief aufspringend Irene. „Ungerecht werde ich hier im Palaste zurückgehalten . . . ."

„Wie eine Königstochter geschmückt," und sein Blick glitt bewundernd an der jugendfrischen Gestalt nieder, die in den kostbaren Gewändern fast einer hold erblühenden Jungfrau glich, „wie ein Fürstenkind behütet . . . ."

„Was gilt mir der Tand? Ich mag ihn nicht, ich verabscheue all die schönen Kleider und all die geputzten Menschen hier am Hofe . . . . o, wenn Du sie kenntest, Herr, Dich litte es auch nicht in ihrer Mitte."

Photius mußte laut auflachen bei diesem Aufrufe einer kindlichen Seele. Ob er sie kannte, die ganze eitle, hoffärtige, frömmelnde, kriecherische Gesellschaft! Doch das Kind — wie kam dieses kaum erblühte Mädchen zur Erkenntnis . . . .

„Und wenn Du sie kennen würdest, o Photius, sie, meine Pflegeeltern daheim, o, dann sagtest Du wohl selbst: Du hast Recht, Irene, komm, ich geleite Dich zu ihnen, die in bangender Ungewißheit ihre Tage verleben."

„Ich sandte einen Boten in das Haus des Juden und sie kennen Deinen Aufenthalt."

„Hab' Dank, edler Photius," rief Irene freudig aus, „und schenke mir auch ferner Deine Gnade, hilf . . . ."

Doch da kam eiligen Schrittes Sabina herbei.

„Irene, hörst Du nicht? Die allergnädigste Kaiserin naht!"

Erschrocken fuhr Irene empor. Wirklich sah man jetzt

aus dem von Rosensträuchen umsäumten Gehölz, gefolgt von mehreren Damen, die Kaiserin herankommen.

Irene war mit Sabina hinweggeeilt, ehe sie von der allerhöchsten Frau bemerkt wurden und der junge Mann erwartete das Nahen der Kaiserin.

Jetzt war sie ganz nahe und indem er sich tief zur Erde neigte, drückte er seine Lippen auf die ihm gnädig dargereichte Hand Theodoras.

Mit einer leichten, fast unmerklichen Bewegung hatte sie das Gefolge verabschiedet und schritt jetzt an der Seite des jungen Mannes in die kühlen, schattigen Laubgänge des Parkes hinein.

V.

In einem mit Jasmin und Rosensträuchern überdeckten Zelte machte Theodora Halt, während der junge Edelmann sich auf den Rasen zu ihren Füßen hinlagerte.

Hier, in diesem traulichen, von berauschender Farbenpracht erglühenden, von würzigem Blumendufte erfüllten, vom Licht der Sonne vergoldeten Zelte pflegte Theodora des Oefteren eine Stunde zu verbringen. Hier war sie frei von jedem lästigen Zwange, warf sie für Augenblicke selbst die kaiserliche Würde ab, mit der sie sich sonst nach außen hin sorgfältigst umgab — und es galt als ein Zeichen besonderer Gunst für denjenigen, den sie in der blumengeschmückten Laube empfing.

Da wurde sie oft wieder zum jungen Mädchen, zur übermütigen, liebenswürdigen Theodora. Gleiche Freiheit der Bewegung und Befreiung von der sie umgebenden Hofetikette hatte die Kaiserin dann nur während der heißen Jahreszeit, die sie in ihrem Palaste am Meere zubrachte.

Und ganz wie ein mutwilliges, junges Mädchen lachte und scherzte sie jetzt mit dem jungen Photius, der mit schwermütigem Ausdrucke zu ihr emporsah, nahm seinen von dunkler Lockenfülle umrahmten Kopf in ihre beiden Hände und bedeckte seinen Mund mit leidenschaftlichen Küssen . . .

„Weißt Du, mein Liebling,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, „daß ich Dich bereits recht sehr vermißte und daß ich, wenn

Du heute nicht gekommen wärest, einen Boten nach Dir gesandt hätte?"

„Und doch," sagte sinnend Photius, „ist kaum dreimal die Sonne zur Neige gegangen, seit ich das Glück hatte, von Dir empfangen zu werden . . ."

„Viel zu lange für ein liebendes Verlangen," unterbrach ihn die Kaiserin. „Oder schiens dir nicht so?" fuhr sie fort, während ein forschender Blick das Antlitz des vor ihr Knieenden traf, „es verlangte Dich nicht nach meinem Anblick?"

„Meine schöne Herrin weiß es ja, daß ihr Anblick die Sonne meines Lebens ist und daß ferne von ihr mein Leben nichts bedeutet!" rief mit leidenschaftlichem Erglühen der Jüngling.

„Was hielt Dich trotzdem ab, in den Palast zu kommen?"

„Ich kam nicht, weil ich Dich, allergnädigste Kaiserin, so sehr von den Regierungsgeschäften in Anspruch genommen wähnte, daß für Deinen Sklaven keine Zeit mehr übrig blieb."

„Das lügst Du, mein schöner Photius," warf mit leisem Hohne die Kaiserin dazwischen. „Du erinnerst Dich wohl, daß ich Dir an jenem Tage, wo ich Dir meine Gunst schenkte, die Erlaubnis gab, zu jeder Stunde vor meinem Angesichte zu erscheinen! Was hielt Dich dennoch ab, gestern und ehegestern bei mir zu sein!" Und ihr großes dunkles Auge bohrte sich prüfend in seine Züge.

„Erlaß mir die Antwort, gnädigste Herrin!" sagte mit leise flehendem Tone Photius und sein Auge suchte den auf ihm ruhenden Blick der Kaiserin zu vermeiden.

„Bedarf es meines kaiserlichen Befehles?" kam es jetzt schneidend aus Theodoras Munde, „um die Wahrheit zu vernehmen? Nun denn, so befehle ich Dir als Deine Gebieterin, mir den wahren Grund zu nennen."

„Vergib, o Herrin, wenn ich auch dann nicht rede . . ."

„Wie, Du weigerst Dich?" rief zornflammend die Kaiserin, „weißt Du auch, was es heißt, meinem Befehle zu trotzen?"

„Fern sei es von mir, deinem Befehle nicht folge zu leisten," sagte leisen Tones der Jüngling. „Ich bin Dein Sklave, nicht der Sklave der allmächtigen Kaiserin," setzte er hinzu und ein heller Strahl leuchtete auf in seinen Augensternen, „nein der Sklave Deiner göttlichen Schönheit."

Rasch besänftigt neigte sich Theodora wieder zu ihm nieder. Allein ihr einmal erwachter Argwohn ließ sich so leicht nicht beruhigen.

Was mochte es sein, daß Photius ihr zu verbergen Grund hatte? — Was hatte er ihr zu verheimlichen? — War es Untreue, sollte der Jüngling seine Liebe einer anderen zugewandt haben? Nein! Das war ja nicht möglich!"

„Wenn ich Dich nun, o Photius," begann sie aufs neue, „bei Deiner Liebe zu mir bitte, Dich mir zu offenbaren, wirst Du es dann tun?"

„Dringe nicht in mich, holde Kaiserin," wehrte Photius, „ich fürchte Deinen Zorn."

„Rede!" gebot kurz Theodora.

„Nun wohlan, erhabene Fürstin, ehegestern wars zur Nacht, als die Sonne schon längst in glühender Pracht ins Meer gesunken war, da war ich auf dem Wege zu Dir, das Herz voll glühender Sehnsucht, das Blut in leidenschaftlichem Verlangen nach Deinem Besitze eilte ich hierher — Du mochtest mich nicht erwartet haben, die Türen der Gemächer, in denen wir uns zu treffen pflegen, fand ich offen, sonderbarerweise befand sich auch keine von Deinen Kammerfrauen in der Vorhalle, die mir den rechten Weg gewiesen hätte, kurz, ich verging mich in den weiten Gängen. Unmutig schritt ich in dem weiten Palaste umher, unschlüssig, ob ich ihn verlassen oder dennoch einen verzweifelten Versuch, zu Dir zu gelangen, wagen solle, doch da ließen sich leise, flüsternde Stimmen in meiner Nähe vernehmen — ich sah niemanden in der Dunkelheit, auch mußten sie, die da redeten, hinter einer unsichtbaren Türe verborgen sein . . ."

„Nun weiter!" drängte ungeduldig werdend die Kaiserin.

Photius hatte sein Gesicht in die Falten ihres herabhängenden Gewandes gedrückt und leise, in abgebrochenen, stammelnden Worten fuhr er fort: „Sie sprachen von Justinian, ich wollte nicht zum Lauscher werden, allein ich fand keinen Ausweg. Dann aber vernahm ich Deinen geliebten Namen und mein Fuß war wie festgewurzelt an der Stelle, doch was sie sprachen, o Herrin!" — und ein Schauder rüttelte seinen Leib — „was sie sprachen, ließ mir das Blut erstarren in den Adern! Nein! Nein! Es ist

unmöglich! Meine göttliche Kaiserin hat nichts gemein mit jener Tyrannin, von der sie so greuliches erzählten."

„Komme zu Ende!" gebot kurz und scharf Theodora.

„Nun zürnst Du doch und willst das Ende hören! Ich aber wartete das Ende ihrer verruchten Unterhaltung nicht ab, mich im Dunkeln fortschleichend gelangte ich endlich ins Freie. Wie von Furien gepeitscht, eilte ich hinweg von jener Stätte, an der verworfene Menschen so schändliches zu erzählen wagten. Welch ein Frevel! Du, meine angebetete Herrin, Du, sagten sie, o daß doch ihr Mund verdorre, Du wärest — ich vermags nicht zu sagen — lachend erzählten sie einander, daß auch sie bereits Deine Gunst genossen, daß Du grausam seiest auch in der Liebe, und daß — nein, es ist unmöglich — und die Erde verschlinge jene elenden Verläumder, daß im Augenblicke, wo ich, mich in namenloser Sehnsucht nach Dir verzehrend, im Palaste umherirre, ohne zu Dir gelangen zu können, sich ein anderer Deiner Gunst erfreue und Du in den Armen eines goldlockigen Germanen Deines armen Sklaven spottest."

In fiebernder Spannung war Theodora der Erzählung des jungen Freundes gefolgt, ab und zu glimmte ein wildes Feuer auf in ihren Augen, dann verzerrte wieder ein höhnisches Lächeln ihren Mund, jetzt aber, als er geendet hatte, als er mit flehendem Ausdrucke in ihren Mienen nach der Wahrheit suchte, — jetzt hielt sie nicht länger an sich.

Ein freches, hohnvolles Lachen erschütterte ihren Leib, ein Lachen, das sie wohl noch von ihrem früheren Gewerbe her zur Gewohnheit hatte und ein wildes Feuer erglühte in ihren schwarzen lodernden Augen.

„Und Du bist davongeschlichen mitten in der Nacht," lachte sie und ihre weißen Zähne blitzten in dem Dunkel der beginnenden Dämmerung, „und grämst Dich gleich einem kleinen Kinde, weil Deine Kaiserin auch noch für andere Sterbliche ein Herz hat!" Und sie lachte noch lauter und sein Herz krampfte sich zusammen in bitterem Weh bei dem Anblicke dieses frech lachenden Weibes, dieses Weibes, dem nichts heilig war, der er seine Liebe geweiht und die sich mit dem erstbesten germanischen Krieger die Zeit vertrieb. Und nun sah er in ihr nicht mehr die gebietende

Kaiserin, nun, da sie es so frech zugab, verschwand vor seinen Augen auch das Bild der über alles geliebten Frau, deren Zauberkünste ihn jetzt für allzulange Zeit im Banne gehalten und nun sah er sie wieder als das, was sie gewesen, ehe die Verblendung eines Justinian sie aus dem Schmutze der Gasse auf den Kaiserthron erhoben.

„Nun, mein süßer Photius," nahm jetzt die Kaiserin wieder das Wort, „jetzt laß uns wieder die Torheiten vergessen, die Dich so erregten und nur dem Augenblicke leben."

Eine heiße Blutwelle färbte mit jähem Rot die Wangen des Jünglings und indem er mit sanfter Gewalt die ihn umschlingenden Arme Theodoras von seinem Nacken löste, erhob er sich aus der ruhenden Lage, die er bisher zu den Füßen der Kaiserin eingenommen hatte.

„Du hast recht," meinte gnädig lächelnd Theodora, seine Bewegung mißverstehend, „zu lange schon habe ich Dich hier ruhen lassen, komme nun an meine Seite." Und mit lächelndem Munde blickte sie in seine jugendlich verwirrten Züge.

Es war mittlerweile Abend geworden, die Schatten der Nacht senkten sich hernieder und hüllten den Garten mit seinen dichten Laubgängen in nächtiges Dunkel, aus dem die zahllosen Statuen, mit denen der Palastgarten geschmückt war, in blendendem Glanze hervorleuchteten.

So konnte denn auch die Kaiserin die Zornesglut nicht gewahren, mit der sich das Antlitz des jungen Edelmannes blutrot gefärbt hatte, auch den Ausdruck tiefen Abscheus, der sich in seinen Mienen ausprägte, konnte sie zu seinem Glücke nicht sehen.

Erst beim Anblick der angezündeten Flammen erhob sich die Kaiserin, und indem sie eine silberne Schelle hellauf klingen ließ, damit ihre Damen sie in den Palast geleiteten, wandte sie sich zum Gehen.

„Schlaf Deine Grillen aus, mein holder Photius," sagte sie lächelnd, „und morgen hoffe ich Dich wieder bei mir zu sehen."

Dann war sie aus dem blumengeschmückten Zelte in den Garten geschritten.

Er aber eilte hinweg, hinaus, ins Freie.

Er hatte es noch nicht gelernt, seine Empfindungen unter der Hülle gleichgiltiger Oberflächlichkeit zu verbergen, sein Inneres lag klar zu Tage und er verstand es nicht, seine Gefühle zu bemeistern, seinen Groll zu unterdrücken.

Es war erst kurze Zeit, seit er von den Studien heimgekehrt. Den Geist erfüllt von erhabenen Problemen, die Seele dürstend nach reinem freudigen Genusse — so war er an den Hof gekommen, mitten in die zucht- und sittenlose Gesellschaft der kaiserlichen Residenz; voll jugendlicher Lebenslust war er anfangs dem Treiben seiner Altersgenossen gefolgt, hatte für eine Weile teilgenommen an ihren wüsten Gelagen, an ihren tollen Symposien, doch es wurde ihm bald zuviel: sein gesundes Denken, sein durch den Umgang mit erhabenen Lehrern geläutertes Empfinden ließ ihn nicht froh werden in der Atmosphäre des Lasters und der wüsten Zuchtlosigkeit, er sehnte sich nach Einsamkeit, er suchte Rückkehr zu seinem besseren Selbst — und fand die Kaiserin.

Und seit jenem Abend, an dem mit der Bewunderung ihres kühnen Mutes zugleich die Liebe für sie in sein Herz zog, lag er in den Zauberbanden der verführerischen Fürstin. Und daß diese Bande sich nicht allzu rasch lockern sollten, dafür sorgten schon die Liebeskünste der erfahrenen Theodora und nicht zuletzt auch der verderbliche Einfluß seiner Mutter.

Nun aber hatten sie sich doch gelöst — wie ein greller Blitzstrahl, der plötzlich mitten in die tiefe Finsternis hineinleuchtet, so hatte ihn die furchtbare Entdeckung getroffen, hatte sein innerstes Empfinden aufgewühlt und sein in der Sünde erschlafftes Denken wachgerüttelt.

Wohin war er geraten? Welche Straße führte ihn der Weg, den er eingeschlagen, als er zum Sklaven jener liebestollen Kaiserin herabsank? Erfüllte er so die Hoffnungen, die seine Lehrer in ihn gesetzt, befolgte er so die Gebote der Weisen und war sein Vorgehen eines wahren Christen würdig? Christen! Waren sie denn nicht alle Christen und beteten und bekreuzigten sich und häuften doch Greuel auf Greuel? Wo war da ihr christliches Gemüt, wenn sie einander um des schnödesten Vorteils willen bekämpften — wo blieb die Lehre von der Liebe zu dem Nächsten und der Vergebung für die Feinde.

Und sie, die feile, leichtfertige Theodora, war sie denn nicht auch eine gläubige Christin nach außen hin? Betete sie nicht und fastete und bekreuzigte sich und baute Kirchen an allen Ecken und Enden, und dennoch hatte sie sein heiligstes Empfinden in den Schmutz gezerrt, seinen reinen Menschenglauben vernichtet!

Und jener Schwächling auf dem Throne, der Kaiser, dessen Regierung nichts war denn Heuchelei und Betrug, der die Menschen marterte und tausende abschlachten ließ, bloß um des schnöden Vorteils willen. Und doch galt auch der Kaiser als ein gläubiger Christ!

Und er hatte geglaubt, hatte an all die Heuchelei und den Betrug geglaubt, hatte sein Ohr verschlossen, wenn die Kunde von neuerlichen Greueltaten des Kaiserpaares in die Öffentlichkeit drang, war blind gewesen im Angesichte solcher Frevel, hatte nur seiner sündhaften Liebe gelebt und seinen Sinn von allem Edlen und Guten abgewendet.

Immer rascher war er gegangen, immer weiter entfernte er sich von dem kaiserlichen Palaste, durch menschenleere Gassen war er geirrt und große Plätze mit riesigen Denksäulen hatte er durcheilt — immer weiter, sein Kopf brannte, seine Pulse flogen, der Nachtwind peitschte ihm die wirren Haare ins Gesicht, die Füße versagten ihm den Dienst, es schmerzten ihn die brennenden Augen, doch fort, immer weiter von jenem entsetzlichen Weibe, das ihn genarrt, und an das er geglaubt hatte wie an seinen Gott! Seinen Gott! Jawohl und sie hatte seiner gespottet und ihn verlacht gleich seiner Mutter. Ja glich denn diese nicht auch jenem lasterhaften Weibe, war nicht auch sie gleichfalls eine gläubige Christin, eine demütige Dienerin der Kirche und beschimpfte dennoch den guten Namen seines tapferen Vaters, der weit in Afrika im Felde lag und sein Leben aufs Spiel setzte für die Größe eines Justinian? O, er hatte sein Auge verschlossen, hatte gekämpft und mit sich gerungen, um in der Mutter nicht auch diejenige verachten zu müssen, deren verderblichem Einflusse er fast unterlegen war. Ja, und auch sie war eine Christin! „O Du mein göttlicher Heiland, weshalb entzogst Du mir den blinden Glauben, warum mußte ich sehend werden?“

Und immer weiter eilte er in stürmischer Hast, schon längst hatte er wieder den Rückweg angetreten, ohne daß er dessen gewahr wurde. Die Nacht war hereingebrochen, in den geöffneten Schänken johlte und lärmte das entartete Volk und in den Straßen ertönte der gleichmäßige Schritt der Wachen.

Er sah nichts, er wußte nichts, wie im wirren Fieber eilte er dahin, jede Minute drohte er umzusinken und wieder raffte er sich gewaltsam empor; eine geheimnisvolle Kraft belebte ihn und beflügelte seine Schritte — in seinem Inneren tobte und stürmte es, wilde wahnwitzige Gedanken irrten durch sein Gehirn.

Sein Kopf brannte, seine Gedanken drohten sich zu verwirren, immer eiliger, immer rastloser wurde sein Schritt, da stellte sich seinem tollen Laufe ein gewaltiges Hindernis in den Weg.

Sein Fuß stockte. Vor ihm, scharf umrissen in der dunklen, gewitterschwülen Nacht, erhob sich die Kirche und mitten in dem dunkeln, von drohenden Wolken schwarz umsäumten Horizont leuchtete mit goldigem Glanze das riesige Kreuz.

„Nun erkenne ich Dich, mein Gott! Es ist Deine göttliche Hand, die mich hierhergeführt! Und ihr will ich folgen! Deinem Dienste sei fortan mein Leben geweiht und hier, an der Schwelle Deines Hauses, entsage ich allen sündigen Trieben. Wie mir jetzt das weithin leuchtende Kreuz den Ausweg gewiesen aus der Wirrnis meines Herzens, so soll es mir auch den Weg weisen zu meinem Gotte!"

VI.

Wie von schwerem Banne befreit, raffte er sich empor und trat den Heimweg an.

Gesenkten Hauptes und mit auf den Boden geheftetem Blicke schritt er langsam die breite Straße hindurch, die zu seiner Wohnung führte.

Jetzt mußte er an dem Palaste seiner Mutter vorbei, der taghell erleuchtet sich mächtig von der dunkeln Umgebung abhob.

Laute, lärmende Musik erscholl aus dem Inneren des

mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Palastes, dazwischen hindurch vernahm er lautes, freches Gelächter und tolles übermütiges Treiben.

Ein Schauer durchrieselte seinen Leib und der Gedanke, daß hier oben seine Mutter sei, die er als Kind verehrt und geliebt hatte — — — das war nun freilich schon lange her, er hatte so manches gesehen, das geeignet war, das Bild der Mutter gewaltig zu verdunkeln. Doch wie hatte er sich dagegen gewehrt, hatte er sich aufgelehnt in starrem Trotze, um nur ja nicht den Glauben an die Mutter zu verlieren. Nun aber, wie er immer mehr gewahr wurde, welch freveles Spiel die lasterhafte Frau getrieben, wie sie vor nichts, vor keiner Schandtat zurückschreckte, wenn es blos galt, ihre Lüste zu befriedigen, wie er es schaudernd immer mehr erkennen mußte und sein Auge nicht mehr davor verschließen konnte, daß die Mutter, die Gattin des großen Belisar, einer verworfenen Dirne glich: da hatte Entsetzen ihn gepackt und dennoch hatte er geschwiegen, hatte für das lasterhafte Leben der Mutter stets Entschuldigungen gefunden, weil er verblendet war durch die Liebe, weil er für nichts Sinn und Herz hatte als für die Kaiserin, und den Abgrund nicht erkannte, dem er mit geschlossenen Augen unaufhaltsam entgegeneilte.

Nun aber, seit es so gräßlich tagte in seinem Inneren, nun hielt es ihn nicht länger, nun wurde es ihm klar, und schaudernd sah er die Tiefe, in die er gesunken wäre, hätte ihn nicht ein gnädiges Geschick noch rechtzeitig gewarnt.

War er denn besser gewesen, wie jene? Hatte er nicht gelacht und gejubelt und sein Leben vergeudet im tollen Liebesrausch, während rings um ihn her in Byzanz die ärgsten Greueltaten verübt wurden, hatte zu den Füßen der lasterhaften Theodora geruht, trotzdem er gewußt hatte, daß ihr Machtgebot tausende von unschuldigen Menschen grausam morden ließ?

Dank sei seinem Gotte! Der ihn noch rechtzeitig aus dem Schlamme gerettet und zu sich emporgehoben hatte, ehe er ganz verloren war!

Einen Augenblick war er zaudernd an der Eingangs-

pforte stehen geblieben, die durch den von zahllosen Flammen erleuchteten Garten in das Innere des Palastes führte.

Doch ein Blick in die strahlend erleuchteten Säle, in die von Gästen erfüllten, weit geöffneten Hallen hemmte seinen Schritt. Nein! Dahin gehörte er nicht, diese Menschen, die da im Hause seines Vaters, der ferne in heißer Schlacht mit dem Feinde rang, mit zuchtlosen Reden, mit schamlosen Orgien sich vergnügten, sie waren ihm fremd geworden, mochte der Gedanke, daß das Haus seines fernen Vaters auf solche Weise entehrt werde, auch schmerzlich sein — er durfte die Schwelle seines Elternhauses fortan nicht mehr betreten! Ruhigen Herzens wollte er Abschied nehmen von der Stätte, wo er als Kind geweilt und kein Gedanke an dieses Heim sollte fortan seine Seele trüben.

Kein Gedanke? — Sein Fuß stockte und sein Herz krampfte sich zusammen in unsäglichem Schmerze, wenn er seines holden Schwesterchens gedachte, jener kindlich reinen Jungfrau, die da heranblühte, einer keuchen Blume gleich, die sich in einen Sumpf verirrte. Und er wollte sie allein lassen in dieser Umgebung — konnte es geschehen lassen, daß ihre Kindesseele vergiftet werde von dem Schlamme des Sumpfes, in dem sie erblühte, hatte in selbstsüchtiger Weise nur an sein Heil gedacht und an das arme Mädchen vergessen! —

Tiefes Weh erfaßte seine Seele bei dem Gedanken an die teuere Schwester und eine Träne des Mitleids netzte seine Wange.

„Arme beklagenswerte Joannina, die du nach außen hin in beneidenswerter Pracht lebst, und dennoch verdammt bist, in diesem Pfuhl von Lastern und Gemeinheit dein junges Leben zu verbringen! Gott schütze dich und deine reine Seele!"

Noch einmal glitt sein Auge mit schmerzlichem Ausdruck nach dem Vaterhause zurück, dann schritt er rasch weiter, seiner in dem Hormidasviertel gelegenen Wohnung zu.

Mit einem kurzen Winke hatte er die Sklaven verabschiedet, die seiner harrten, um ihn in seine Gemächer zu begleiten und beim Auskleiden behilflich zu sein, dann warf er sich halb angekleidet auf sein Lager hin.

Wirre Bilder zogen vor seine Seele und im bunten Reigen tauchten vor seinem Inneren die Ereignisse der letzten Zeit auf.

Da sah er sich wieder, als er noch in glücklichem Seelenfrieden zu den Füßen seiner Lehrer in Berytos ruhte, voll Andacht ihren weisen Worten lauschend, mit ganzer Seele aufgehend in ihren Lehren — dann kam jener Tag, an dem von seinem Vater, der in den Kampf zog, seine Heimkehr gewünscht wurde. Und er sah sich in Byzanz, sah sein Staunen, seine naive Bewunderung der prächtigen Stadt und des ganzen großstädtischen Lebens, das sich da vereinigte und seine Augen blendete mit ungewohntem Glanze — und nun kam jener Abend, an dem er zum blinden Sklaven der Kaiserin wurde, nur Aug' und Sinn hatte für ihre verführerische Schönheit und mit erschreckender Klarheit gedachte er des heutigen Abends, an dem es vor seinem verblendeten Gehirn so gräßlich tagte, und das Bild der verworfenen Frau erschien ihm wieder, wie sie ihn gehöhnt und seinen reinen Glauben verlacht hatte — da plötzlich zuckte ein Gedanke durch seinen Kopf und er riß sich gewaltsam los von dem ihn umgaukelnden Bilde.

Was war es, das seine Gedanken noch festhielt bei der Erinnerung an diesen Abend?

Wie einen lästigen Traum hatte er alles von sich geschüttelt, was ihn daran gemahnen sollte, und doch schien es ihm, als hielte ihn noch etwas zurück, als hätte er noch ein Versprechen zu erfüllen. . . . Irene, das kleine Mädchen, ja, jetzt wußte er es, und seine Gedanken eilten zu dem Augenblicke zurück, der seiner Begegnung mit der Kaiserin vorangegangen war und wo ihn das kleine Mädchen mit den rührenden Geberden und traumvollen Kinderaugen um Rettung angefleht hatte . . . . um Rat, wie sie aus dem kaiserlichen Palaste entkommen könne; . . . und hatte er ihr nicht sein Wort gegeben?

Nein, nein, wie konnte er auch? War er ja selbst machtlos der Kaiserin gegenüber, — galt es ja für ihn, sich selbst zu retten, ihre gefährliche Nähe zu meiden.

Und doch, je mehr er der rührenden Bitte dachte, mit der das Mädchen ihn bestürmt, desto schmerzlicher empfand

er den Gedanken seiner Machtlosigkeit. Es tat ihm in der Seele weh, daß seine Macht hier zu Ende war und er für die Rettung des armen Kindes nichts zu tun im stande war. Und dennoch wäre es ein Gebot der Christenpflicht gewesen, das Kind der verderblichen Umgebung des Hofes zu entziehen und sie heimzubringen in das Haus ihrer Pflegeeltern, wonach sie so heiß begehrte.

Wohl waren es Juden, zu denen sie zurückbegehrte. Hieße dies ein dem Heiland gottgefälliges Werk vollbringen, wenn er seine Hand dazu böte, ein verirrtes christliches Lamm in ein armseliges Judenhaus zu bringen?

Aber das verirrte christliche Lamm im Schutze einer Theodora zu lassen, ist das vielleicht eine gottgefällige Tat? Was würde ihr Los sein, wenn sie heranwüchse, ihre aufblühende Schönheit würde wohl bald all den feinen Hofherren ins Auge fallen und dann wehe dem armen Kinde! —

Nein, da wäre es doch ratsamer, sie in das Judenhaus zurückbringen zu lassen, da wäre sie doch geborgen und der Gefahr entrückt. Und er spannte all sein Denken an, um zu einem Entschlusse zu gelangen, wie die Flucht des Mädchens aus dem kaiserlichen Palaste zu bewerkstelligen wäre.

Da erschien seinem Geiste plötzlich ein rettender Gedanke. „Ja, ja, Germanos! Wie konnte ich auch nur an Dich vergessen und auch nur einen kurzen Augenblick im Zweifel sein, wem ich die Rettung des verlassenen Mädchens überlassen könnte.“

Und rasch hatte er sich von seinem Lager erhoben und aus einem elfenbeinfarbenen Tischchen, das in der Nähe seines Bettes stand und auf dem mit mildem Lichte eine Oellampe brannte, ein Wachstäfelchen nehmend, begann er zu schreiben; in warmen eindringlichen Worten legte er dem Freunde seine Bitte ans Herz, beschwor ihn um der Freundschaft willen, die sie beide seit den Tagen der Kindheit mit einander verband, ihm diesen Freundschaftsdienst zu erweisen. „Und selbst wenn ich Deinem Herzen fremd wäre, o edler Germanos, und ein anderer käme zu Dir und flehte Dich an: rette dieses Kind vor dem drohenden Untergange — denn ein solcher ist sicherlich, Du weißt es, das Leben am

Hofe — auch dann würdest Du gewiß nicht zaudern und würdest Deinen mächtigen Arm den Unterdrückten leihen.

So weiß ich denn meinen kleinen Schützling geborgen, weiß, daß Deine Hand jedes Leid verhüten wird, das der armen schutzlosen Waise noch widerfahren könnte, und kann nun leichteren Herzens von Dir Abschied nehmen.

Zürne mir nicht, o Germanos, daß ich der Welt entfliehe, allein ich vermag nicht länger in einer Umgebung zu leben, die mit jedem Tage verworfener, mit jeder Stunde zuchtloser wird und die auf diesem Wege dem sicheren Untergange entgegentaumelt. Ich vermags nicht länger mit anzusehen, wie das Recht geknechtet wird und die Unschuldigen leiden, — weshalb ich es bis nun ruhig mitangesehen? — ich lese die Frage auf Deinen Lippen — nein, ich war nicht gleichgiltig! Gleich Dir, mein erhabener Freund, wandte ich oft schaudernd den Blick von unseren Zuständen, gleich Dir, der Du Deine edle Entrüstung über manches nur mühsam zu unterdrücken im stande bist, kämpfte ich mit den widerstreitendsten Gefühlen in meiner Brust — ein unsagbarer Zauber hielt mich gefangen — Du kennst ihn, obzwar Du mit Deiner reinen Seele nie Gefahr laufen wirst, ihn gleich mir verderblich zu empfinden.

Nun aber bin ich von diesem Zauberbanne befreit, frage nicht, wie es geschah, sondern beglückwünsche Deinen Freund, der auf dem Wege zu seinem Herrn ist . . . . und der hofft, der irdischen Seligkeit und des himmlischen Friedens teilhaftig zu werden nach langem harten Kampfe! Ich scheide aus dieser Welt, allein in meiner Brust regt sich die Hoffnung auf ein besseres glücklicheres Los, auf die Versöhnung mit meinem Gotte, auf den herrlichsten Sieg über alle sündigen Gedanken und Wünsche!

Zürne mir darum nicht, daß ich Hof, Heimat und Elternhaus verlasse, sondern gedenke in Freundschaft und Nachsicht Deines Photius."

„An den Prinzen Germanos im kaiserlichen Schlosse" lautete die Aufschrift des Diptychons, das er dem Sklaven mit dem Auftrage übergab, es vor Sonnenuntergang des kommenden Tages nur in die Hände des kaiserlichen Prinzen, des edlen Germanos selbst, zu übergeben.

Dann suchte er sein Lager auf und bald umfing ihn ruhiger traumloser Schlaf.

VII.

Duftende, schleierartige Gewebe umhüllten den schlanken Leib der Kaiserin, ihr dunkles, seidenweiches Haar fiel in gelösten Strähnen über die Schulter, ihre kleinen zierlichen Füße steckten in roten, gold- und juwelenbesetzten Schuhen.

Zahllose Perlenreihen schlangen sich um den Hals und schmückten mit mildem Glanze das glänzend blauschwarze Haar; die Arme, die das an den Schultern geschlossene Gewand frei ließ, umschlossen zahlreiche Spangen, die in leuchtender Juwelenpracht erglänzten.

Theodora war allein; in seliger Träumerei hatte sie die Augen halb geschlossen und gab sich vollständig dem Gefühle glücklicher Erwartung hin.

Sie mußte lachen, wenn sie des gestrigen Abends gedachte, an dem ihr teuerer Photius ihr sein Herz ausgeschüttet — wie er sie lieben mußte, der arme Jüngling und wie schwer ihn die Entdeckung getroffen haben mußte, daß nicht er allein sich ihrer Gunst erfreue. Welch ein Narr er doch war mit seinen lächerlichen Ideen von Treue und Unschuld! Und wie es in seinen Mienen gezuckt hatte von verhaltenem Schmerz, als sie ihre Untreue so lachend zugestand. — War es möglich, daß hier in Byzanz ein Jüngling lebte, dessen Herz rein war und dessen keusches Empfinden nur Raum hatte für die Erwählte seines Herzens? Und rein blieb trotz des Beispiels, das die Vornehmen, die Stadt, ja der Hof selbst mit seinen lockeren Sitten ihm gab. rein blieb, trotzdem die Versuchung in den lockendsten Farben an ihn herantrat, rein blieb als der Sohn einer Antonina? War es möglich?

Welch rührenden Anblick bot doch gestern sein fassungsloser Schmerz! Fast beklagte sie es heute, Photius gegenüber die Maske fallen gelassen zu haben. Wer hätte es wagen dürfen, ihr etwas vorzuwerfen, sobald sie selbst es nicht für gut fand, das Geschehene einzugestehen?

O! hätte sie geahnt, daß es dem armen Verliebten so nahe gehen würde, sie hätte sicher zum Leugnen ihre Zuflucht

genommen — nun aber war es geschehen, sie hatte den erneuten Beweis seiner grenzenlosen Hingebung und sie wollte diese auch belohnen.

Weshalb zögerte er doch heute mit seiner Ankunft? O, hätte er geahnt, wie sie sich gerade heute nach ihm sehnte, wie sie gerade heute nach der Szene von gestern heiß nach ihm begehrte, er würde kaum gezögert haben und wäre mit stürmischem Verlangen herbeigeeilt . . .

Doch da nahten Schritte ihrem Gemache. Ueber das Antlitz der Kaiserin ergoß sich freudige Röte und ihre Lippen umspielte ein bezauberndes Lächeln.

Ein leises zaghaftes Klopfen ließ sich vernehmen.

Befremdet blickte die Kaiserin auf.

Was bedeutet das? Wer wagt es, jetzt zu einer Stunde Einlaß zu begehren, wo sie den Befehl gegeben, daß sie ungestört sein wolle?

Sollte es der Geliebte sein und er, der sonst rasch und unangemeldet ihre Gemächer betreten durfte, heute diese Art der Anmeldung gewählt haben? Und mit lachendem Munde rief sie seinen Namen. Allein das Klopfen wiederholte sich, diesmal noch ängstlicher.

Was sollte dies bedeuten? Eine Zorneswelle färbte die Wangen der Kaiserin, als jetzt auf ihren Befehl sich die kleine, reich vergoldete Türe öffnete und bebend vor dem Zornesausbruch der Herrscherin eine ihrer Hofdamen eintrat, die heute Dienst hatte und zu deren Obliegenheiten es gehörte, Besucher bei der allerhöchsten Frau zu melden.

Ehe die Kaiserin sie dazu aufforderte, durfte sie jedoch nicht reden und so verharrte sie in bebender Angst an der Schwelle, während es im Angesichte Theodoras gewitterschwül zuckte.

„Was wagst Du!“ herrschte sie die Kaiserin an.

„Vergib Deiner Sklavin, allergnädigste Kaiserin,“ kam es jetzt zaghaft von den Lippen der Eingetretenen, „allein der hohe Patrizier Germanos, der erhabene Neffe des allergnädigsten Kaisers, bittet Dich um die Gnade, ihn zu empfangen. . . .“

„Und weiß keine andere Zeit?“ unterbrach sie unwirsch die Kaiserin.

Eine Zorneswelle färbte ihre Wangen über diese unliebsame Störung. Gerade jetzt, wo sie den Geliebten erwartete, sich heiß danach sehnte, in seine lieblichen Züge zu schauen, gerade jetzt mußte dieser alberne Germanos erscheinen. Was führte ihn hierher? Mußte sie ihn empfangen? Seiner gleichgültigen Unterhaltung lauschen, während sie sehnsüchtig der Ankunft des Geliebten harrte? Unmöglich! Und schon wollte sie der Harrenden die Weisung geben, den Besuch abzuweisen, — doch es ging nicht! Das würde ihr der stolze Fürst, der sich schon als Thronfolger geberdete und in dem die Welt den zukünftigen Kaiser und den siegreichen Feldherrn verehrte, das würde ihr auch Justinian nie verzeihen!

Und so entschloß sie sich denn, den lästigen Besucher zu empfangen, aber wahrlich, über all zu viel Freundlichkeit, über einen gar zu herzlichen Empfang von ihrer Seite sollte sich der edle Prinz nicht zu beklagen haben. —

Jetzt erschien seine hohe Gestalt im Rahmen der Türe und mit frostigem Lächeln hieß ihn Theodora willkommen.

„Darf ich Vergebung hoffen, gnädigste Kaiserin?" sagte der Prinz, indem er die ihm dargereichte Hand leicht mit seinen Lippen berührte, „daß ich es wage, zu solch ungewohnter Zeit Dich um eine Audienz zu ersuchen?"

„Meine Vergebung sei dem edlen Germanos gewiß!" entgegnete mit frostigem Lächeln die Kaiserin. „Allein höchst Wichtiges muß es sein, daß Dich zu ungewohnter Zeit zu mir führt."

„Du weißt, o Theodora, daß der Kaiser schon lange meine Anwesenheit beim Heere wünscht, ich habe gezögert, weil es mir dünkte, Byzanz's Schlachtenglück wäre in Belisars erprobten Händen gut bewahrt, nun aber wünscht, wie Du gleichfalls weißt, auch der Feldherr meine Nähe und so eile ich denn, mich mit ihm zu vereinen. Ehe ich mich jedoch entferne, wollte ich mich von Dir verabschieden. . . . ich sehe die Frage auf Deinen Lippen: weshalb dies noch heute geschehen mußte. . . . Nun vergibst Du mir meine Kühnheit sicherlich, wenn ich Dir gestehe, daß ich Deinen süßen Morgenschlummer nicht stören und," es kam gezwungen von seinen Lippen, „nicht die Schuld daran tragen will, wenn diese

schönen Augen morgen nicht so hell blicken, weil ihnen durch mich eine Stunde köstlichen Schlafes geraubt wurde."

Mit gleichgiltigem Lächeln vernahm sie dieses Lob aus dem Munde des in der Schmeichelei so ungeübten Prinzen, dann aber irrte ihr Blick wie abwesend durch das Gemach, um über der Gestalt des Besuchers hinweg an einem Punkte haften zu bleiben: an der kleinen, golderzierten Türe, durch die jetzt jeden Augenblick Photius eintreten würde.

Ungeduldig erwartete sie, daß der so unwillkommene, frostig empfangene Gast sich zum Aufbruche rüste, allein ein Blick auf seine sinnende Haltung ließ sie erkennen, daß er noch nicht Miene mache, sie zu verlassen. So entschloß sie sich denn, auf die Gefahr hin, ihn zu verletzen, die Audienz selbst abzubrechen und indem sie sich erhob, sagte sie, ihm mit gewinnendem Lächeln die Hand zum Kusse reichend: „Justinian, mein erhabener Gemahl, weiß wohl, wie wichtig Deine Gegenwart im Felde ist und wie sehr Dein Mut das Heer zu den kühnsten Schlachten begeistern wird! So wünsche ich Dir denn auch neuerdings die stets siegreiche Hand und eine glückliche Heimkehr."

Germanos begriff wohl, daß die Kaiserin allein sein wollte, dennoch zögerte er und in seinen Zügen spiegelte sich sichtliche Verwirrung.

„Hast Du einen Wunsch, edler Germanos," nahm jetzt mit mühsam unterdrückter Ungeduld die Kaiserin das Wort, „an dessen Erfüllung Dir, ehe Du in das Lager ziehst, viel gelegen ist, so rede!"

„Du hast mir es von den Mienen abgelesen, erhabene Frau ...."

„Nun denn, er sei Dir gewährt!" rief mit zuckenden Lippen und unruhig umherirrenden Augen Theodora.

„Vergib, daß ich es wagte, Deine Einsamkeit zu stören," sagte, ihre Ungeduld gewahrend, Germanos. „Ich verlasse Dich und erflehe den Segen des Himmels auf Dein Haupt — allein, ehe ich Dich verlasse, gestatte mir noch eine Bitte. Ich sah vor einigen Tagen in Deinem Garten, Theodora, ein kleines Mädchen lustwandeln ...."

„Ja, ja, Irene," unterbrach ihn rasch die Kaiserin. „Was soll's mit ihr?"

„Schenke mir die Kleine . . . .“

„Ha, ha, ha!“ lachte die Kaiserin und ihre Wangen färbten sich mit glühender Röte, „da sieh doch einer den tugendhaften Germanos an. Also die Kleine findet Wohlgefallen in Deinen Augen?“

„Sie ist ein Kind!“

„Aber sie verspricht ein blühendes Mädchen zu werden, so hoffst Du?“ Und belustigt setzte sie hinzu: „Recht von Herzen bedauere ich, daß ich nicht ein halbes Dutzend solcher kleiner Pflänzchen habe, ich schenkte Dir sie alle — nimm sie hin und mache mit ihr, was Du willst!“

Ein Zug des Ekels erschien auf dem Antlitze des Prinzen.

Die Kaiserin aber in ihrer unbändigen Lachlust gewahrte es nicht.

„Geh,“ sagte sie, „Sabina ist bei Deiner kleinen Freundin, melde ihr den Befehl, sie Dir zu übergeben, gehe und vergnüge Dich, wie es Dir gefällt!“ Und laut lachend warf sie sich auf die Ottomane hin. —

Im Hause des Juden Chaskiel herrschte tiefe Trauer.

Wochen waren seit jenem Unglücksabende verflossen, an dem sie ihr Pflegekind für immer verloren hatten und noch immer konnten sie sich über den Verlust des ihnen so teueren Wesens nicht trösten.

Oft und oft gedachten sie des armen Kindes und schaudernd mußten sie sich eingestehen, daß sie nie mehr in ihr elterliches Haus zurückkehren werde, daß sie verloren sei, und der Wunsch regte sich in ihren Herzen, daß sie die tyrannische Kaiserin nicht gerettet haben möge, nein, daß sie untergegangen wäre, unterlegen der tötlichen Umarmung der wilden Bestie, ehe sie ein Asyl finden sollte in der lasterhaften Hofgesellschaft, in der Nähe der verhaßten Tyrannin.

Sie wäre dahingegangen, ausgelöscht wie ein Lichtlein, das kaum zu glimmen begonnen, und sie hätten getrauert und sie beweint — allein, ihre reine Seele wäre zu den Engeln eingezogen und sie hätten sie gepriesen gleich einer Seligen: denn selig zu preisen sind jene, die Gott der Herr zu sich beruft, ehe sie von der Fäulnis ihres Lebens befleckt

sind: so aber — und ihr frommes Gemüt schauderte — so war ihr Leib gerettet, ihre Seele aber dem sicheren Verderben geweiht.

Und sie erhoben ihre Seele zu Gott und erflehten Rettung für das ihnen anvertraute Kind.

Es war am Ausgang des Wochenfestes.

Nicht freudigen Herzens und von jauchzender Lust beseelt hatten die Juden das schöne Fest gefeiert. Nein, seufzend unter dem harten, fast unerträglichen Joche, schwer bedrückt von der Herrschaft des Tyrannen, zu Tode erschöpft und ausgesaugt von der Last der ungeheueren Steuern, mit denen sie stets von neuem der unersättlichen Habgier des Kaisers und seiner verhaßten Gemahlin Genüge leisten mußten, so hatten sie das herrliche Fest gefeiert, glaubend, hoffend auf die göttliche Gerechtigkeit, die sie erretten würde aus dem schimpflichen Joche, mit dem Justinian und seine schurkischen Beamten sie unterdrückten.

Fast schien es, als wäre es nicht Chaskiel und seine kleine Familie allein, die schwer litten, als hätten nicht sie allein einen Verlust zu beklagen: eine so trübe Stimmung beherrschte die Gemüter der ganzen Judengemeinde und ließ sie ihres Lebens nicht froh werden.

Chaskiel war aus dem Gotteshause heimgekehrt, in dem er heute mit den Glaubensbrüdern Gott um Schutz vor dem Feinde und Rettung aus der Knechtschaft angefleht hatte und jetzt waren sie um den Tisch versammelt, um ihr bescheidenes Abendessen einzunehmen.

Ein dumpfes Schweigen herrschte in dem kleinen traulichen Gemach, nichts regte sich — — — plötzlich erhob Judith lauschend den Kopf. Von der Straße her ließ sich das Geräusch nahender Schritte vernehmen, die bei ihrem Hause hielten.

Erbleichend und bebend vor Angst wandten sie den Blick nach der Türe hin, die jetzt mit heftigem Rucke aufgerissen wurde.

Mit einem jubelnden Aufschrei stürzte Irene in das Gemach und schlang jauchzend ihre Arme um den Hals ihrer geliebten Pflegemutter und bedeckte mit heißen Küssen die runzeligen Wangen der alten Frau und die herabhängenden Hände des Juden Chaskiel.

VIII.

Blutigrot erglänzte die Sonne, vergoldete mit ihren Strahlen die nackten Felswände, tauchte in glühende Farben die in satter Pracht erblühenden Bäume und Sträucher und färbte mit den mannigfaltigsten Tinten die in majestätische Ruhe sich ausbreitende Meeresfläche.

Jetzt zogen plötzlich am dunkelblauen Himmel kleine schwarze Wolken auf, die einander jagten in stürmender Hast und sich zu den sonderbarsten Gestalten formten, ein leichter Wind erhob sich, erschreckt flogen die Vögel durcheinander, die mit lieblichem Gezwitscher die schweigende Landschaft belebten und bargen sich ängstlich in den Zweigen der hohen Bäume vor dem nahenden Sturm.

Nun zogen auch an den Felsen dunkle Schatten empor und hüllten die Höhen in gespenstisches Dunkel.

Mit Blitzesschnelle hatte sich das friedlich ruhende Bild dieser Landschaft in unheimliches Düster verwandelt, seltsames Getöne erfüllte die Luft und immer näher erscholl das häßliche Krächzen der aufgescheuchten Raubvögel.

Jetzt hatte sich der Himmel ganz mit dunklem Gewölk umzogen, all die kleinen rosigen Wolken, die vor einer Weile noch mit den abenteuerlichsten Gestalten die Atmosphäre durchpflogen, eilten jetzt, zu drohenden, undurchdringlichen Massen geformt, durch die sturmvoll erregte Luft.

Tiefes Dunkel herrschte ringsum und in häßlichen grauen Wellen schäumte das Meer.

Immer näher kam der dumpfe Donner, immer tiefer zuckten die Blitze auf die vom Sturm gepeitschte Erde hin.

Grollend gaben die steilen Felswände ringsum das Echo der Donnerschläge wieder, die jetzt unaufhörlich die Luft erfüllten mit dumpfem Getön.

Aus einer Baumgruppe, hinter der er bis jetzt vor dem Sturme Schutz gesucht, tauchte jetzt die Gestalt eines Mannes auf, der mit zu Boden gesenktem Blick, in düstere Gedanken versunken, einherschritt.

Der Regen, der nun mit großen, schweren Tropfen niederging, hatte ihm das Haar durchnäßt und in feuchten

Strähnen fiel sein langer Bart auf das Mönchsgewand nieder, das, durchtränkt von der schweren Regenflut, eng seinen Leib einhüllte.

Die Sandalen, mit denen seine Füße bekleidet waren, hingen nur noch lose an den Beinen und bald mußte die Flut, die er zu durchwaten hatte, ihm auch diesen letzten Schutz hinwegspülen und er mußte barfuß seinen Weg zum Klostergebäude fortsetzen. Jetzt hatte er seine gebeugte Gestalt aufgerichtet und sein Blick spähte forschend ringsum, und wahrlich, wäre es der Blick dieses großen, blauen Auges nicht gewesen, der noch an sein früheres Aussehen gemahnte, kein Mensch hätte in den verwitterten, kummervollen Zügen das in sonniger Helle strahlende Jünglingsantlitz des edlen Photius zu erkennen vermocht.

In diesem Auge jedoch glühte und glimmte es noch wie von verhaltener Sehnsucht, in seinem Strahl zitterte noch die Frage, die ewig ungelöste Frage an das Schicksal.

Armer Weltflüchtling! So hast du auch hier den Frieden nicht gefunden, den Du zu suchen ausgezogen warst, der dir so verheißend winkte und den zu erhaschen sich deine kindliche Seele damals vermessen hatte. Armer beklagenswerter Photius!

Damals, als er ausgezogen, angewidert von der Fäulnis der Menschen, als er hinweggeeilt war und sich geflüchtet hatte aus der Welt der Heuchelei und Nichtswürdigkeit, da hatte sein Herz frohlockt und er hatte gejubelt über den Sieg, den seine Seele errungen, hatte sein Geschick gepriesen, das ihm für ein Leben voll unnützer Weltlust, für ein Dasein voll leeren, nichtigen Tandes den Frieden geben sollte, den Frieden der Seele und die Erkenntnis des Wahren.

Voll heißen Dranges, den Kopf erfüllt von seiner glücklichen Erlösung, die Seele erhoben von dem Gedanken an die Vereinigung mit seinem Gotte, den wahren Glauben erflehend, der im stande sei, die Seelen der Menschen zu läutern, ihre sündigen Triebe zu vernichten, ihre grausamen Leidenschaften zu bezähmen, so war er hierher geeilt, nicht achtend der Mühsal der Wanderung, nicht scheuend die Gefahren, nur ängstlich darauf bedacht, den Verfolgern zu entrinnen, welche die Kaiserin in ihrer blindwütigen Leidenschaft

hinter ihm herjagen ließ, nur sorgend, die Stätte zu erreichen, auf der seinem wundgehetzten Leibe die Ruhe, seiner bangenden Seele der Glaube werden sollte.

Und hatte er ihn gefunden? — War seine Seele geläutert, hatten die argen Zweifel sich gelöst, die seinen Geist erfüllten — war seinem bangenden Gemüte die Erkenntnis geworden, nach der er sich in verzehrendem Drange heiß sehnte?

O! wie hatte er gebetet und gefastet, hatte seinen Leib kasteit und sich Bußstrafen auferlegt, wie hatte er sich nächtelang in die Schriften heiliger Kirchenväter vergraben und — dennoch konnte seine Seele nicht froh werden, dennoch nagten die grausamsten Zweifel an seinem Gemüte.

Wie hatte es ihn hierhergezogen, in diese weltabgeschiedene Stätte, ihn heiß verlangt nach diesem Erdenfleck, an dem alle menschlichen Leidenschaften verstummen, alle niederen Triebe ausgelöst werden mußten vor der beseligenden Nähe des Herrn!

Und nichts von alledem hatte er im alten Kloster am Sinai gefunden! . . .

Waren es in Byzanz die Laster der Wollust und der Zuchtlosigkeit, welche die Menschen erniedrigten und seinen Abscheu erregten, so wurden hier, an dieser gottgeweihten Stätte, von den frommen Vätern Handlungen verübt, die durchaus nicht in Einklang zu bringen waren mit den Gelübden, die sie bei ihrem Eintritte in das Kloster abgelegt hatten.

Gar oft während der Zeit, die er nun in dem Kloster verbrachte, bot sich ihm die Gelegenheit, den Mangel eines höheren sittlichen Gefühles zu entdecken, der sich einerseits in Haß und fanatischer Feindschaft bekundete, mit dem die frommen Brüder jeden Andersdenkenden verfolgten, und der sich wieder in dem Geize und der Habgier der Mönche offenbarte, mit dem sie Schätze anzuhäufen suchten, die nur ihrem Kloster zur Ehre und ihrem Magen zur Freude dienen sollten.

Angewidert von dem schalen Treiben der Klosterbrüder, abgestoßen von der allzu weltlichen Gesinnung der frommen Väter hatte er sich ganz von jeder Gemeinschaft zurück-

gezogen und seinen Verkehr mit den Brüdern nur auf das notwendigste beschränkt. Und nun gar, als er mit Cyrillos, der hier als einer der frömmsten galt, des öfteren Zwiesprache hielt, in der er seine zagende Seele ausschüttete und ein Echo zu finden hoffte in dem gläubigen Gemüte des heiligen Mannes, als er da nur kalte Berechnung, unfruchtbare, theologische Spekulation und haßerfüllte Leidenschaft gegen Andersgläubige entdeckte, da hatte er sich abgewandt, hatte die Einsamkeit gesucht und war auch hier oben ein Fremder geworden . . .

Von diesem Zeitpunkte an, wo er nun ganz allein mit sich war, vertiefte er sich mit Muße in das Studium der heiligen Bücher. Mit den Büchern Mosis begann er, denn er wollte den Glauben werden sehen, hoffte, mit dem Verständnis der Entwicklung zur Klarheit zu kommen und immer begieriger las er weiter, immer eifriger nahm er die Gesetze Mosis, die erhabenen Lehren der Propheten in sich auf. Gleich dem frischen Quell, durch den der verschmachtende Wanderer zu neuer Kraft erfrischt wird, labte dieser heilige Born seine dürstende Seele. Eine neue Welt öffnete sich nun seinem staunenden Geiste, ein neues ungeahntes Wunder tat sich vor seiner Seele auf und stets aufs neue sich ins Studium der heiligen Schriften vertiefend, schöpfte er erneute Hoffnung — und fand den Glauben an die Menschheit wieder!

Doch, wenn an sein Ohr neuerliche Kunde drang von der Grausamkeit der Menschen, da wallte sein Herz über und mit Abscheu wandte er sich ab von jenen, die so die Gebote der Nächstenliebe befolgten.

„Ist es denn möglich,“ so fragte er sich oft, „glauben sie, ihrem Gotte dadurch zu dienen, daß sie ihre Mitmenschen mit Haß und Bosheit verfolgen, und befolgen sie so die Gebote des Heilands?“

Bange Zweifel erfüllten seinen Geist: Zweifel an der göttlichen Botschaft, die den Menschen zum Heile gereichen sollte und die sie doch nur dazu verleitete, neue Greueltaten zu vollbringen, Zweifel an der Gottähnlichkeit der Menschen, die einander befehdeten und haßten, schlimmer als vernunftlose Tiere.

Seine Pulse flogen und sein Hirn geriet in fieberhafte

Wallung, wenn er der Grausamkeiten gedachte, die daheim im vornehmen, bigotten Byzanz unter dem Scheine der Gottesfurcht verübt wurden!

Wie wurden sie hingeschlachtet, geblendet und verstümmelt, verjagt, vertrieben gleich Aussätzigen: auch Christen, wenn sie die Lehren des Christentums anders auffaßten, als der Kaiser es wollte! Und erst jene, die anderen Glaubens waren, welch bejammernswertes Los traf doch das Volk des Alten Bundes, jenes Volk, das zuerst den Glauben an Gott, die Liebe der Menschen unter einander gelehrt hatte, jenes Volk, in dessen wundersam ergreifende Geschichte er sich jetzt mit glühendem Eifer versenkte. Welch eine Standhaftigkeit, welche Gottesfurcht beseelte dieses Volk, das vertrieben aus seinem Lande, umherirren mußte in der Fremde, heimat- und rechtlos — und doch sie murrten nicht, standhaft ertrugen sie die Verfolgungen ihrer Feinde, beugten ihren Nacken der grausamsten Unterjochung, und nichts war im stande, das reine Gottvertrauen aus ihren Herzen zu reißen!

Und sonderbar, dieses arme geknechtete Volk, diese getretenen, verjagten Juden, sie haßten ihre Bedrücker nicht, sie sahen in ihnen nicht ihre Feinde, nein, nur arme, irregeleitete Menschen, und sie flehten zu ihrem Gotte, auf daß er ihnen vergebe und ihnen keine Sühne auferlege für das vergossene Blut.

Wohl leuchteten auch in der Geschichte seines Volkes Gestalten auf, die als Opfer ihres Glaubens fielen und die ihre Mörder segneten — allein, was wollte das Beispiel einzelner bedeuten gegen ein ganzes Volk!

Damals fielen wohl einzelne heldenhafte Christen ihrem Glauben zum Opfer, hier aber litt ein ganzes Volk! Und sein Herz krampfte sich zusammen in bitterem Weh, wenn er des jahrhundertelangen Martyriums dieses Volkes dachte, und eine glühende Bewunderung erfaßte ihn, wenn er an der Hand der heiligen Schrift den wunderbaren Wegen folgte, die Gott, der Herr, sein auserwähltes Volk leitete.

Und immer tiefer, immer eingehender versenkte er sich in das Studium der heiligen Bücher und immer mehr erwachte in seinem Innern der heiße Wunsch, auch teilhaftig

zu werden jenes felsenfesten Gottesglaubens, jenes unerschütterlichen Gottvertrauens.

Jahrelang hatte er gekämpft und gerungen, hatte das wahre Heil gesucht, durch das dem Menschen Erlösung werde aus seinem sündigen Treiben, hatte sich glücklich gepriesen, als er es innerhalb der Klostermauern zu finden glaubte, ... und als die Zweifel noch immer seine Seele peinigten, als er einsehen lernte, daß sein Weg ein Irrweg sei und daß die Anhänger der Gotteslehre die Gottheit hintansetzten dem sündigen Trachten in ihrer eigenen Brust, dem Trachten der Weltlust, des Hochmutes und der Sünde fröhnten, da hatte tiefes Grauen ihn erfaßt und er war zusammengesunken unter der Last der nagenden Kämpfe, die seine Seele erfüllten. Er floh die Gemeinschaft der Brüder und suchte die Einsamkeit . . .

Die anderen Mönche ließen den seltsamen Träumer auch bald allein, mochte er allein mit sich fertig werden, sie hatten für seine Glaubenskämpfe ja doch stets nur ein mitleidiges Lächeln übrig.

Und da, in der Einsamkeit seiner Zelle, in die kein Geräusch drang, weder das monotone Gebet der Mönche, das sie gewohnheitsmäßig ableierten, noch ihre fröhlichen Trink- und Eßgelage, denen sie sich, den Augen Unberufener entzogen, bis zum Uebermaße hingaben — hier vertiefte er seinen grübelnden Geist in die heiligen Schriften und wie ihm hier, in dem heiligen Buche, weit vor allen anderen Verkündern dieses Gebotes, mit goldenen Lettern die Lehre von der allgewaltigen Menschenliebe entgegenstrahlte und er Erkenntnis schöpfte aus den Büchern der Propheten, da fühlte er neuen Mut einziehen in sein müdes Herz und mit flammender Begeisterung verfolgte er im Geiste die Wanderungen Israels durch die Wüste, geleitete ihre Könige und Feldherren in die siegreiche Schlacht und beweinte mit heißen Tränen den Untergang des heiligen Landes und die Zerstörung des Tempels Salomonis.

Sinnend war er dahingeschritten. Der Regen hatte aufgehört und eine leichte, frische Brise wehte vom Meere her..

Jetzt wurde er es gewahr, daß er sich schon auf der Anhöhe befand, die zum Klostergebäude hinaufführte, nun

beschleunigte er seine Schritte, um das Gebäude noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Einige Minuten danach befand er sich bereits in seiner Zelle, die ihm seit seiner Ankunft zum Wohnorte angewiesen worden.

Er setzte sich auf sein hartes Lager hin und den Kopf in beide Hände gestützt, starrte er, wie traumverloren, vor sich hin.

Plötzlich wurde sein Blick durch eine weiße Rolle gefesselt, die von dem hölzernen Tische her, der an der anderen Wand der engen Zelle stand, durch die Dunkelheit blinkte.

Betroffen von dem Anblicke einer Botschaft — und eine solche schien es ja, die die weiße Hülle umschloß — erhob sich Photius rasch, um Licht zu machen.

Während seiner Abwesenheit mußte einer der Brüder in seiner Zelle gewesen sein und ihm diese Rolle überbracht haben. Von wem mochte sie wohl kommen? Wer hatte noch Interesse für ihn und wem verlangte es noch, mit dem Weltflüchtling in schriftlichen Verkehr zu treten?

Betroffen wich er zurück, als er an beiden Enden der Papyrusrolle das kaiserliche Siegel von Byzanz erkannte.

„Mein Gott! Welche Kunde wird mir durch dieses verschlossene Papier, das den Weg in meine Einsamkeit gefunden hat? Welch neues Unheil soll ich vernehmen?“

Rasch riß er das Siegel hinweg und ein Strahl freudiger Ueberraschung glitt über seine eingefallenen Wangen.

„Von Germanos!“ rief er überrascht aus, „was hat der treue Freund mir zu berichten, das ihm wert genug schiene, meine Einsamkeit zu unterbrechen!“

Und er vertiefte sich in das Lesen der Rolle, die den Weg vom üppigsten Hofe der Welt in seine stille Klause am Fuße des heiligen Berges gefunden hatte.

Gleichgiltig glitt er über die Mitteilungen hinweg, die ihm der Fürst über Justinian und seine neuesten Regierungstaten machte, ein wehmütiges Lächeln zuckte um seine Lippen, als er weiter las von den Heldentaten seines Vaters Belisar, dem der Kaiser mit schnödestem Undank lohne, von seiner Schwester, der schönen Joannina, die an einen Verwandten

der Kaiserin vermält wurde und anscheinend glücklich sei, und ein harter Zug stahl sich in sein Antlitz, als er jetzt weiter las, daß die Kaiserin Theodora schwer erkrankt und ihrer Tage wohl nicht mehr viele sein würden, „und deshalb, mein Photius“, schloß die Zuschrift, „halte ich es nun für das Beste, wenn Du die Einsamkeit verließest und wieder zu uns zurückkehrtest in die Heimat. Was hält Dich bei den Mönchen? Unmöglich kannst Du, dessen erhabener Geist sich nicht durch Beten und Kasteien einlullen läßt und dessen edlem Denken das Gebaren der fanatischen Mönche ein Greuel sein muß, unmöglich kann Deine Seele, sage ich, dort die Ruhe finden, nach der Du schmachtest, unmöglich Dein Sehnen nach Wahrheit und Recht dort gestillt werden. Sieh, mein Photius, all dasjenige, das Dich damals zur Flucht getrieben, ist nun nicht mehr; Du hast keinen Grund mehr, Dich verborgen zu halten; Deine Feindin, die Kaiserin, die Dich erst mit ihrer Liebe, dann mit ihrem Hasse verfolgte, sie geht ihrem Ende entgegen, und bald wird nur ihr schimpfliches Andenken zurückbleiben — Du hast danach nichts zu befürchten — verzeih diesen Ausdruck, es war ja auch nicht die Furcht, die Dich aus Byzanz getrieben, nein, das Grauen vor unseren verrotteten Zuständen — darin hat sich nun allerdings nichts geändert; heute wie damals fallen tagtäglich Unschuldige der Mordgier des Kaiserpaares zum Opfer, gleich damals wüten sie gegen alles menschliche Empfinden, hören aber nicht auf, Kirchen zu erbauen, um dadurch ihre Frömmigkeit zu beweisen — nun, Du kennst ja selbst Justinians Bauwut zur Genüge. Noch immer versinkt unsere vornehme Jugend im Schlamme der gemeinsten Ausschweifungen, noch immer werden Andersgläubige verfolgt und ausgerottet: so hat die edle Theodora jüngst noch eine Judenverfolgung befohlen, die aber, mit Schmerz muß ich es gestehen, mich zum unfreiwilligen Urheber hat.“ Hier stockte der Lesende und eine fahle Blässe bedeckte seine Wangen. Mühsam las er weiter: „Es ist überflüssig zu sagen, daß ich die Greuel nicht ahnte, die Theodora beging, um sich an mir, den sie neuerdings mehr als je haßt, zu rächen. Genug, sie ließ wieder eine Unzahl von unschuldigen Juden hinrichten, angeblich einer Verschwörung halber,

an der sie, die armen, gedrückten Juden, beteiligt sein sollten, eigentlich aber nur, um ihnen ihr Geld und ihre Kostbarkeiten zu rauben, die der habgierigen Theodora schon lange in die Augen stachen, dann aber auch, um mir, ihrem geliebten Vetter und dem Nachfolger Justinians, einen Streich zu spielen. Du weißt, daß ich damals Deinen Wunsch erfüllte und das kleine Mädchen, für das Dein edles Gemüt Erbarmen empfand, mir von der Kaiserin als Sklavin erbat: ehe ich in die Schlacht zog, übergab ich meinem treuesten Diener die Kleine, mit dem Auftrage, sie allsogleich in ihr Elternhaus zu bringen. Der Jubel, mit dem die Juden das Christenkind empfingen, soll unbeschreiblich gewesen sein. Die Freude währte jedoch nicht lange; denn als die lasterhafte Kaiserin durch ihre Spione erfuhr, daß ich Irenen nicht für mich begehrte, sondern sie in das Haus ihrer jüdischen Pflegeeltern gesandt hatte, da entbrannte ihr Zorn aufs höchste; mag sein, daß sie in ihrer Schlauheit auch Deine Hand im Spiele wähnte, als es galt, Irene zu befreien: genug, sie ließ den Wohnort der Kleinen ausforschen und als sie ihn gefunden, drangen Soldaten in das Haus des Juden. Und nun höre und bewundere mit mir die Seelengröße jener verachteten Juden: Im Augenblicke, als die Soldaten vor Chaskiels — so, glaube ich, hieß der Jude — Häuschen Halt machten, gelang es demselben, Irene in einen Keller zu verbergen, wo sie mit der Gattin Chaskiels den Verfolgern entging.

Ihn selbst aber trafen die Eindringenden, in der Stube, das Haupt über seine heiligen Bücher geneigt, in stummer Ergebenheit seiner Todesstunde harrend, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ: denn durchbohrt von den Lanzen von Theodoras Henkersknechten hauchte der arme, opfermutige Mann sein Leben aus. Eine Greisin, die gleich ihm den Aufenthalt Irenens nicht verraten wollte und die krank in derselben Stube lag, tötete der Schreck, ehe die Mörder auch an ihr Theodoras Gebot vollstrecken konnten.

Ich habe, als ich davon Kunde erhielt, Irene aus ihrem Versteck, in dem sie sich einen ganzen Tag gehalten, des Nachts befreien und sie samt ihrer Pflegemutter auf meine Villa am Meere bringen lassen, wo die Aermsten wohl fortan Ruhe finden werden.

O, Photius! Die Welt ist von einem Scheusal befreit! Theodora ist tot! Soeben hat ein Herold die Kunde durch die Straßen getragen . . . Ehre und Preis dem Herrn!"

IX.

Mitten im sengenden Sonnenbrande, das von der hohen, schwarzen Mönchsmütze befreite Haupt gebadet im Sonnenlichte, die Brust erfüllt von frohen Hoffnungen, die Seele befreit von langem, harten Kampfe, so zog Photius, der bekehrte vornehme Jüngling aus Byzanz, der Mönch aus dem Sinai-Kloster, wieder durch die Wüste hin.

Und wahrlich, der heitere Glanz seiner Augen, der Ausdruck seligen Friedens, der auf seinem Antlitze lagerte, kündete, daß Friede eingezogen war in sein gepeinigtes Gemüt und daß seine Seele die Heimkehr gefunden zu ihrem Gotte.

All die bangen Zweifel, die seinen Geist beherrschten, die ihm die Ruhe geraubt am Tage und den Schlaf der Nächte, sie waren nun verschwunden, und sonnenklar sah er den Weg vorgezeichnet, den er durchschreiten mußte, um zum heiß begehrten Ziele zu gelangen; für ihn gab es fürderhin kein Zaudern und Innehalten, wie durch ein Wunder war seiner fragenden Seele der rechte Weg gezeigt worden und diesen wollte er nun frohgemut und kampfbereit betreten.

Und so schritt er dahin und achtete nicht der Beschwerden der langen Tagereisen im glühenden Wüstensand, nicht der Gefahren der Nächte in der Nähe der wilden Tiere und der noch wilderen Beduinen, und nur ein Gedanke beflügelte seine Schritte: die Sehnsucht, das Ziel zu erreichen, das ihm verheißend winkte.

Während der ganzen Zeit, die er im Kloster verlebte, und nun gar in den Tagen, die der Botschaft aus Byzanz vorangegangen waren, hatte ein dunkles Empfinden seine Seele beherrscht, daß es anders werden müsse, daß er vergehen müsse, sollte er diese Höllenqualen noch länger erdulden, mit denen Abscheu vor der Welt, Zerfallenheit mit sich selbst und mit den Dienern der Kirche seine Seele marterten; allein noch war es ihm nicht klar, auf welche Weise dies geschehen könnte, wodurch er seiner ringenden

Seele den Frieden, seinem gequälten Geiste Befriedigung verschaffen könnte. Wohl beherrschte ein dunkles Ahnen sein Gemüt: er wußte, daß in dieser sündigen Welt ein Häuflein Auserkorener lebte, die ein Gott in ihrer Brust stets den rechten Weg wandeln hieß, die jede Berührung mit dieser Außenwelt, die ja lasterhaft und sündig war, vermieden und die sich rein erhielten mitten im Sumpfe.

Allein der Gedanke an die Gemeinschaft mit jenem, von den Menschen verachteten, Gott aber wohlgefälligen Volke, war noch nicht reif geworden in seinem Geiste.

Nun aber, als er sich in der Zeit seiner Einsamkeit immer mehr mit der Geschichte jenes Volkes befaßte, nun erst erkannte er seine volle Größe und seinen reinen Glauben.

Das felsenfeste Gottvertrauen, das sie auch in den Tagen der schimpflichsten Unterdrückung ihr Haupt kühn emporrichten ließ, das sie geleitete durch die Wüste und über das Meer, erfüllte auch ihn und er fühlte, wie alle Zweifel von seiner Seele schwanden, er fühlte sich hingezogen zu jenen . . . Gleich ihnen wollte er kämpfen und dulden um des wahren Glaubens willen, mit ihnen vereint den Weg wandeln, der zur erträumten Höhe führt . . . Wie hatte doch einer von ihnen, Hiob, alle Leiden und alles Unheil erduldet und war nicht schwankend geworden in seinem unerschütterlichen Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Gnade! — Und als nun jenes Schreiben aus Byzanz anlangte, worin ihm von neuen Greueln berichtet wurde, die seine Glaubensgenossen, unter dem Deckmantel heuchlerischer Frömmelei verübten und das zugleich die Nachricht enthielt von der edlen Tat des Juden, der sein Leben geopfert, um eines fremden Kindes willen, eines Christenmädchens, für das zu sorgen er ihrer sterbenden Mutter versprochen hatte, da war der Plan gereift in seinem Kopfe und nach langen, schmerzlich durchdachten Nächten, in denen er nochmals streng seine Empfindungen prüfte, sich Rechenschaft ablegte darüber, daß auch nicht ein unlauterer Gedanke die Triebfeder seines Handelns sei, da war der Entschluß zur Tat geworden und mitten in einer schweigenden Nacht, allein mit seinem Gotte, da sagte er sich los von dem Glauben, der ihm das Heil nicht gebracht hatte, und seine

jauchzende Seele vermählte sich denen, die da litten um ihres Glaubens willen, und ein heiliger Schwur verband ihn für immer dem Volke Israels . . .

Freudiger Stolz schwellte seine Brust, als er das Kloster verließ, in dessen Mauern er so schweres gelitten, und ein Gefühl namenloser Erleichterung beflügelte seine Schritte.

Rastlos setzte er seinen mühseligen Weg fort, seine Kraft erlahmte nicht, obwohl er fast gar keine Nahrung zu sich nahm; es verlangte ihn nicht nach leiblicher Nahrung und nur sein Geist sehnte sich mächtig nach der Erfüllung seines heißen Sehnens.

Es war Abend geworden. Zum drittenmale seit er das Kloster verlassen, senkte sich die Nacht hernieder und bedeckte die Erde mit undurchdringlicher Finsternis; allein mitten durch die alles verhüllende Nacht gewahrte sein scharfes Auge die Umrisse einer nahen Stadt.

Das mußte das Endziel seiner Reise, ja, das mußte Tiberias sein, die Gemeinde, deren ehrwürdigem Oberhaupte er noch heute sehnlichst gegenüber zu treten wünschte.

So beflügelte er denn seine Schritte, um die Judenstadt zu erreichen, ehe die Nacht vollends herniedersank.

In fliegender Hast suchte er seinen Weg und jetzt, als er sich vor den Mauern der Stadt befand, als seinen dankerfüllten Blicken das Gotteshaus sichtbar war, dem er jetzt mit jedem Schritte näher kam, da entrang sich ein Seufzer der Erleichterung seiner Brust und seine Lippen flüsterten leise ein inniges Gebet. — — —

Jetzt war er vor den greisen Rabbi hingetreten, zu dem ihn auf seine Bitte ein kleiner Junge geleitet hatte.

Und hier zu den Füßen des ehrwürdigen Mannes, der ihn gütigen Tones willkommen hieß, da löste sich der Bann von seiner Seele und, anfangs zögernd und beklommen, dann aber voll glühender Begeisterung rollte er die Geschichte seines Lebens auf, verschwieg nichts, beschönigte nicht die dunkeln Flecken, die es aufzuweisen hatte, schilderte seinen Gang zu weltlicher Lust, dann aber auch seine Einkehr in sich selbst, durch die er seine ringende Seele zu befreien gehofft, und in heiß aufflammender Rede erzählte er, wie seiner Seele nach bangen Zweifeln die Erkenntnis wurde, daß nur ein

Weg zum Heile führe. Und daß er nur im Schoße des Judentums glücklich zu werden hoffen könne. „Und darum, ehrwürdiger Rabbi,“ so schloß jetzt Photius seine Rede, „bin ich durch die Wüste zu Dir gepilgert und flehe Dich an: Nimm mich auf in die Gemeinschaft Deiner Brüder, laß mich teilhaftig werden der ewigen Seligkeit des Jenseits, sowie des Friedens auf Erden!“

„Mein Sohn,“ nahm kopfschüttelnd der Rabbi das Wort, „was ficht Dich an, den Frieden zu suchen im Schoße unserer Gemeinschaft? Weißt Du es nicht und warst Du nicht selbst unzählige Male Zeuge, daß es für das Volk Israels keinen Frieden gibt, solange seine Feinde sich den göttlichen Geboten der Nächstenliebe entziehen? Du suchst Frieden bei einem Volke, das kein Vaterland hat, das umherirren muß, vertrieben und verjagt aus seinem Lande, das nicht einen Erdenfleck sein nennen darf und ruhelos wandert in der Fremde?“

„Und daß sich dennoch einst versammeln und vor dem Angesichte seiner Feinde siegreich einherziehen wird in das gelobte Land der Freiheit und der Gerechtigkeit. . . .“

„Du bist jung, mein Sohn,“ unterbrach ihn seufzend der Rabbi, „und der Jugend erscheint die Zukunft stets als ein glänzendes Bild — allein, wer die Gemeinschaft unserer Brüder sucht, dem darf kein lockendes Irrlicht von ferner Macht und Größe blenden, nein, in schweren Kämpfen müssen wir den Sieg erringen, den Sieg des Rechtes und der Wahrheit . . .“

„So laßt mich mit euch kämpfen!“ rief mit leidenschaftlichem Erglühen der Jüngling. „In euerer Mitte, als ein Sohn eueres Volkes, will ich streiten im Kampfe um den Glauben an einen Gott! Wohl bin ich noch an Jahren jung, allein die Jugend ist es, die den Mut verleiht, zu kämpfen und zu siegen!“

Forschend ruhte der Blick des ehrwürdigen Mannes auf den in flammender Begeisterung erglühenden Zügen des Jünglings, dann aber suchte sein sinnendes Auge den klaren offenen Blick des jungen Griechen und was er darin las von Mut und Entschlossenheit, von felsenfestem Gottvertrauen und in schwerem, inneren Kampfe abgeklärter Weltanschauung,

das mochte wohl seinem frommen Sinne genügen, und indem er seine Hand segnend auf das Haupt des jungen Mannes legte, richtete sich sein Auge mit verklärtem Ausdrucke himmelwärts:

„Dank Dir, o Ewiger, der Du die Blinden sehend machst und die Ungläubigen erleuchtest!"

„Komm, mein Sohn," wandte er sich dann an Photius, „geleite mich in die Synagoge, dort im Angesichte der heiligen Thora will ich Dich aufnehmen in den Bund unserer Religion."

Die Nacht war herabgesunken und verhüllte mit grauen Schatten die Erde. Der Himmel war mit dunklem Gewölke umzogen, jetzt aber teilten sich die schweren Wolkenmassen und voll und groß beleuchtete mit sieghaftem Glanze der Mond die schweigende Nacht.

Durch die stillen Straßen schritten Photius und der greise Rabbi dem Gotteshause zu.

Jetzt tauchte, vom silbernen Lichte des Mondes märchenhaft umwoben, das Tempelgebäude vor ihren Blicken empor und sie betraten mit ehrfürchtigem Schweigen den geweihten Raum, den sie nach Tagesanbruch erst verlassen sollten — der Rabbi glücklich, selig, ein verirrtes Kind heimgeführt zu haben in die Arme des ewigen Gottes — Photius aber, zu glauben, zu kämpfen und zu siegen.



Mittheilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 11.	Berlin, im Dezember.	1903.

Verbandstag der Literaturvereine.

Am 21. Mai 1903 fand, nachdem der Termin aus rein äußerlichen Gründen leider eine mehrfache Verschiebung hatte erfahren müssen, in Berlin in Cassels Hôtel der dritte Verbandstag des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland statt. Die Beteiligung war eine sehr zahlreiche; aus allen Teilen des Reiches hatten die angeschlossenen Vereine ihre Delegierten hierzu entsandt, um neue, zur Förderung des Gedeihens der Literaturvereine bestimmte Anregungen und Wünsche zur gemeinsamen Aussprache zu stellen. Nach einer kurzen, herzlichen Begrüßungsrede des Verbandsvorsitzenden Dr. Gustav Karpeles an die Erschienenen, überbrachte Rabbiner Dr. Eschelbacher die Grüße und Glückwünsche des Berliner Rabbinats in folgender Ansprache:

Meine Herren! Namens des Rabbinats der Jüdischen Gemeinde habe ich die Ehre, Ihnen unseren herzlichen Gruß zu entbieten und unserer Freude über Ihre Versammlung Ausdruck zu geben. Die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur sind eine der jüngsten Schöpfungen des deutschen Judentums, sie haben in der segensreichsten Weise sich entwickelt. Sie wurden aus der Erkenntnis heraus gegründet, daß unsere große Geschichte zu wenig bekannt ist, daß der Jude der Gegenwart vielfach Schmähungen gegen seinen Glauben und seine Volksart hört und ihrem Einflusse unterliegt, weil er nicht weiß, auf welchen Verdrehungen und Entstellungen sie beruhen, wie einseitig und gehässig sie sind und wie wenig sie der großen, durch weite Räume und Zeiten sich erstreckenden Erscheinung des Judentums gerecht werden.

Diesem Mangel an Kenntnis und an Verständnis haben Ihre Vereine entgegenzuwirken gesucht. Die in ihnen gehaltenen Vorträge haben auf den großen Gang der jüdischen Geschichte hingewiesen und einzelne bedeutsame Ereignisse aus ihr hervorgehoben. Sie haben die lebendige Kraft nachgewiesen, die in Israel seit Jahrtausenden tätig ist nnd unerschöpflich durch alle Zeiten in ihm sich bezeugt. Sie haben die Leistungen dargelegt, die das Judentum für sich und für einen großen Kreis der Menschheit erzeug- hat. Die Wirkung dieser Vorträge auf unsere Glaubensgenossen war vielfach derjenigen verwandt, welche die nähere Bekanntschaft eines Juden auf früher vorurteilsvolle Nichtjuden auszuüben pflegt. Die Vorurteile verschwinden vor der persönlichen Erfahrung, das befangene Auge lernt klarer sehen, die eigenartigen Züge erkennen und würdigen. Gutes und Schönes tritt ihm in einer Kraft unq Fülle entgegen, die es nicht erwartet hatte, und die vorhandenen Schwächen lernt er als echt menschliche erkennen oder als solche, die mit Nachsicht zu beurteilen sind und deren Schwinden von der Zukunft zu erwarten ist. So erfuhren viele Juden auch mit wahrhaftem Erstaunen von der Größe und der Bedeutung Israels unter den übrigen Völkern, von der hohen Bestimmung, die dem Judentum gegeben worden ist, von dem Geiste, der seine Propheten, Weisen, Dichter und Denker erhoben hat, von dem Heldenmute und der opfervollen Hingebung, die das Volk im Ganzen wie auch die Einzelnen und die Kleinen unter ihnen zu allen Zeiten betätigt haben. Freudige und erhebende Empfindungen sind dadurch erweckt worden, ein Strom von Wärme und Liebe ist aus diesen Darstellungen der Vergangenheit dem Juden der Gegenwart entgegengeflutet, hat sein Herz ergriffen und erwärmt; viele, die in Gefahr waren, sich von uns zu verlieren, unserer Gemeinschaft erhalten und mit neuem Eifer für deren Leben und deren Zukunft erfüllt.

Nicht in gleichem Maße, wie die Geschichte, ist seither die jüdische Literatur in den Vorträgen behandelt worden. Die Erschließung dieses großen, die verschiedensten Zeiten, Sprachen und Geistesrichtungen umfassenden Schrifttums ist als eine weitere Aufgabe für die Zukunft zu bezeichnen. Köstliche Schätze sind in ihm enthalten, von denen wir lernen, an denen wir uns erheben, unser Gemüt aufrichten, an deren Schilderungen wir uns erfreuen können und die uns mit Stolz auf die geistige Regsamkeit und das ernste Streben unserer Vorfahren erfüllen müssen, die uns zeigen, wie frisch ihr Herz, wie warm ihr Gemüt, wie teilnahmsvoll für die Vorgänge um sie her sie auch in Zeiten des Unglückes und schweren Druckes geblieben sind. Möge es uns vergönnt sein, die düsteren und leidvollen Geschichtsbilder immer mehr zurücktreten zu lassen und dafür zu zeigen, was an Großem, Schönem, Hellem im Judentum entstanden ist. Und mögen aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit liebevolle Teilnahme für die Gegenwart des Judentums und neue schöpferische Kräfte zur Weiterarbeit wie zur Mehrung und Stärkung seiner Geistesgüter sich entwickeln.

Von den drei Säulen, auf welchen nach den Worten eines alten Weisen die religiöse und die sittliche Welt ruht, haben Sie insbesondere der ersten, der Lehre, Ihre Pflege zugewandt. Ihre Wirksamkeit tritt auch der zweiten, dem Gottesdienste, stützend und fördernd zur Seite. Und nun wollen Sie auch der dritten, der liebevollen Vereinigung zur gegenseitigen Stärkung und zur Hilfe für Schwache, Ihre Kräfte widmen. Durch die Verbindung der einzelnen Vereine untereinander wollen Sie für die Veranstaltung von Vorträgen eine wirksame Organisation schaffen, sie auch den kleineren Gemeinden zugänglich machen, für die Verbreitung guter, belehrender Schriften in den weitesten Kreisen des Volkes sorgen. Das sind große und edle Ziele. Ihnen gelten Ihre Beratungen. Mögen sie uns deren Erreichung näher führen, mögen Ihre Verhandlungen gute Früchte zeitigen, das Werk der Belehrung fördern, in immer weitere Kreise tragen, die Herzen der Jugend für die Lehren der Vergangenheit erschließen und sie zur freudigen Arbeit für die Zukunft gewinnen. Möge Gottes Segen Ihren Werken und Ihren Unternehmungen zu teil werden!

An die Konstituierung des Bureaus — es wurden gewählt als erster Vorsitzender Justizrat Basch-Berlin, als dessen Stellvertreter Rabbiner Dr. Eschelbacher, als Schriftführer Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo und ferner die Herren Hähnlein-Bochum und Fränkel-Hirschberg — schließt sich der von Herrn Willibald Loewenthal-Berlin gegebene Bericht der Revisionskommission, nach dessen Erstattung dem Schatzmeister Herrn Oskar

Berlin einstimmig Entlastung erteilt wird. Zur Wahl des Vorstandes des Verbandes wird Akklamation vorgeschlagen und widerspruchslos angenommen; Herrn Regierungsrat Dr. Meyer-Karlsruhe soll, da eine Erhöhung der Zahl der Vorstandsmitglieder statutenwidrig ist, der einstimmige Wunsch der Versammlung unterbreitet werden, für den Verband in Baden und Württemberg tätig zu sein. Nach der Wahl der Revisoren — es werden die Herren Willibald Loewenthal und Justizrat Basch hierzu ernannt — werden die fristgerecht eingetroffenen Anträge der Literaturvereine zur Debatte gestellt, über welche wir an dieser Stelle kürzer hinweggehen können, als zur Zeit die jüdischen Zeitungen ausführliche Berichte darüber gebracht haben. Zur Verhandlung gelangen nur die die Verbandsvereine interessierenden Anträge Bochum, Elberfeld und Thorn, während die übrigen für die Nachmittagskonferenz sämtlicher Literaturvereine zurückgestellt werden. Gemäß den Anträgen des Vereins Bochum wird von der Verbandsleitung zugesagt, die Rednerliste bestimmt früher als bisher erscheinen zu lassen und in dieser die Zeit der Vorträge genauer zu fixieren. Die Angabe des Honorars für die Vorträge wird in Zukunft fortfallen, da diese Frage in der doch notwendigen Korrespondenz mit den Rednern Erledigung finden kann. Die Herausgabe eines alljährlichen Geschäftsberichts wird beschlossen, ferner soll dahin gewirkt werden, daß möglichst sämtliche Literaturvereine eine Bibliothek unter Mitwirkung des Gemeindevorstandes einrichten. Wie bisher wird auch die Zentralleitung den einzelnen Literaturvereinen von literarischen Neuerscheinungen Kenntnis verschaffen und durch gemeinsamen Bezug eine Verbilligung der betreffenden Werke herbeizuführen suchen. Ueber den Antrag, bei Feststellung der Rednerliste dafür Sorge zu tragen, daß nicht, wie bisher, vorherrschend Rabbiner die Rednerliste ausfüllen, sondern mehr Gelehrte anderer Berufsarten, wird auf Antrag Karpeles zur Tagesordnung übergegangen.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft. An die Verhandlungen schloß sich das vom Berliner Literaturverein gebotene Mittagsmahl, bei welchem Dr. Karpeles den einleitenden Toast auf die Gäste ausbrachte. Er erwähnte bei dieser Gelegenheit, daß neuerdings in Melbourne und in Konstantinopel — in letzterer Stadt nach dem Muster des Kölner Vereins — Literaturvereine begründet sind, daß ferner auch in England genau nach dem Muster des deutschen ein Verband der Literaturvereine zustande gekommen ist, dessen Glückwunschdepesche zum Verlaufe der heutigen Versammlung eingetroffen ist.

* * *

Von weit erheblicherer Bedeutung waren nach der Erörterung der fast ausschließlich geschäftlichen Angelegenheiten des Verbandes die nachmittags 3 Uhr eröffneten und ebenfalls von Justizrat Basch geleiteten Verhandlungen der Konferenz sämtlicher Literaturvereine in Deutschland.

Als Vertreter des Berliner Gemeindevorstandes hieß Sanitätsrat Dr. Stern die Versammlung mit folgenden Worten willkommen:

Meine Herren! Ich bin seitens des Vorstandes der hiesigen jüdischen Gemeinde beauftragt, die Herren herzlich willkommen zu heißen. Indem ich mich dieses ehrenvollen Auftrags entledige, gereicht es mir zur besonderen Freude, Ihnen die Versicherung aussprechen zu können, daß der Gemeindevorstand den Bestrebungen Ihrer Vereine nach wie vor mit vollster Sympathie gegenübersteht, daß er an dem Wirken, den Arbeiten derselben und der durch stets steigende Erfolge zum Ausdruck kommenden Tätigkeit lebhaften Anteil nimmt. Ich spreche gleichzeitig die Hoffnung aus, daß die Beratung, die Sie zusammengeführt hat, daß der Austausch Ihrer Gedanken, Meinungen und gegenseitigen Erfahrungen auf die weitere Entwickelung Ihrer Vereine förderlich einwirken und daß es gelingen möge, immer weitere Kreise für Ihre Tätigkeit zu gewinnen. Ist doch in der Tat noch für Sie ein dankbares und weites Feld gegeben, indem ein nicht unansehnlicher Teil der Juden den Bewegungen, die in den letzten Dezennien durch das Judentum gingen, mit verschränkten Armen gegenübersteht, und ist es doch an der Zeit, dort noch den Hebel einzusetzen, um diese Glaubensgenossen aus dem Indifferentismus aufzurütteln und aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Sie, meine Herren, haben sich die, wenn auch schwierige, so doch dankbare Aufgabe gestellt, die Kenntnis der jüdischen Geschichte und Literatur in die weitesten Kreise der Glaubensgenossen zu tragen und dadurch das Selbstbewußtsein und die Selbstschätzung zu heben und indirekt mitzuwirken an dem idealsten Ziele, nämlich an dem Ziele, daß unsere künftige Generation all den Angriffen, die ihres Glaubens wegen auf das Judentum gerichtet sind, nicht feige und mutlos gegenüberstehe, sondern daß sie stolz und tapfer sich werde zu wehren wissen, daß sie sich dessen erinnern werde besonders durch die Einwirkung Ihrer Vereine, daß auch wir Juden eine große Geschichte und eine glorreiche Vergangenheit haben, daß wir über ein herrliches Schrifttum verfügen, das der Born ist, der nie versiegt, der Quell, aus dem alle Nationen bis zum heutigen Tage schöpfen, daß auch wir Juden Geistesheroen besitzen, auf die stolz zu sein wir alle Veranlassung haben. Ich schließe mit der festen Zuversicht und dem aufrichtigen Wunsche, daß der Lohn, den Sie für Ihre rastlose,

unermüdliche und selbstlose Tätigkeit verdienen, daß Sie diesen Lohn, indem Sie jüdischen Geist in die Gemüter pflanzen, darin finden mögen, daß Sie die Freude haben, bald die Saat aufgehen zu sehen zu üppiger Blütenpracht und sich entwickeln zu sehen zu reifer Frucht. Mögen Ihre Vereine blühen, wachsen und gedeihen!

Dr. Karpeles dankte für die herzlichen Worte und wies darauf hin, daß die Berliner Gemeinde, die größte in der deutschen Judenheit, auch insofern tonangebend gewesen sei, als sie zuerst die Bedeutung der Literaturvereine erkannt und dem hier befindlichen Verein die größte Subvention zuerkannt habe, welche bisher zu diesem Zwecke gegeben worden sei. Derselbe Redner gab alsdann in Verbindung mit dem ersten Punkt der Tagesordnung nachstehenden Bericht des geschäftsführenden Ausschusses:

Als der Verband der Vereine begründet wurde, im Dezember 1893 in Hannover, zählte er 27 Vereine, am zweiten Verbandstage 1897 waren bereits 80 Vereine angeschlossen, 14 in Vorbereitung. Heute hat der Verband 180 Vereine in Deutschland von Memel bis Metz. Unter diesen befinden sich Vereine, die mehr als 5- und 600 Mitglieder zählen, Berlin hat sogar mehr als 770 Mitglieder. Doch sind gerade die kleinen Vereine als die wertvollsten zu bezeichnen und ihnen ist die größte Aufmerksamkeit und Beachtung zu schenken. In der Großstadt hat man meist auch anderweitig Gelegenheit sich zu belehren. In der kleinen Stadt ist der Literaturverein oft der einzige Versammlungspunkt für die Gemeindemitglieder. Deshalb achten Sie vor allen Dingen auf die kleinen Vereine. Diese 180 Vereine bilden die größte Organisation, die unter den deutschen Juden besteht; wir haben in diesen Vereinen über 15 000 Mitglieder. Was könnte diese Organisation leisten, wenn sie Leben gewönne! Mehr als die Hälfte dieser Vereine hat unser Verband mitbegründet, fast kein einziger dieser Vereine ist entstanden, an dem wir nicht mindestens Pathe gestanden haben. Die Bestrebungen der Vereine brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Darüber gehe ich hinweg, weil Jeder von Ihnen diese ebensogut wie ich kennt.

Ich komme nun zu den positiven Leistungen des Verbandes. Der Verband hat an der Gründung vieler Vereine mitgewirkt, er hat Schriften einschlägigen Inhalts verteilt. Auch in den letzten 6 Jahren haben wir das wiederholt getan. Ich erinnere Sie an das Luzzatto-Gedenkbuch, welches den Namen eines der Begründer und der Regeneratoren der Wissenschaft des Judentums in weiten deutschen Kreisen bekannt gemacht hat, ich erinnere Sie ferner an die Schriften von Berliner und Strack u. A., die wir namentlich den kleinen Vereinen zuwenden konnten. Mit besonderer Genug-

tung habe ich noch auf das Jahrbuch des Verbandes hinzuweisen. Inzwischen sind 6 Bände des Jahrbuchs erschienen. Sie haben sehr viel Gutes gewirkt. In diesem Jahre ist es in 5300 Exemplaren gedruckt worden und bereits völlig vergriffen. Wir werden deshalb im nächsten Jahre das Buch in 6000 Exemplaren auflegen lassen. Sie alle, meine Herren, wissen, daß in neuerer Zeit wohl noch keine einzige jüdische Schrift in 6000 Exemplaren gedruckt worden ist. Wir werden auch bestrebt sein, das Jahrbuch in Zukunft immer weiter auszubauen. Endlich haben wir auch in allen Fällen, wo von uns Auskunft oder Material verlangt wurde, niemals unsere Hilfe verweigert. Den kleineren Vereinen ist in oft sehr schwerer mühseliger Arbeit das erforderliche Material zu Vorträgen zusammengestellt worden. In den ersten Jahren des Bestehens des Verbandes sind auch die notwendigen Bücher verliehen worden. Die Verleihung von Büchern hat jedoch bedauerlicher Weise eine Einschränkung erfahren müssen, da häufig nur nach wiederholten energischen Mahnungen die Bücher zurückgegeben worden sind.

Betreffs des Wanderrednerfonds ist in einem Jahre versuchsweise die Provinz Brandenburg in Angriff genommen worden. Wir haben dort das größte Entgegenkommen gefunden, und es sind in einem Winter 14 Vorträge in Gemeinden, in denen das Wort der Belehrung fast nie gehört wird, gehalten worden. In diesem Winter ist ein Redner zu den kleineren Vereinen in der Provinz Posen und ein Redner nach Westdeutschland und an den Rhein geschickt worden.

Nun komme ich zu den Mängeln des Verbandes. Ich kann wohl sagen, daß niemand mit unseren Leistungen unzufriedener ist als wir selbst, aber ich frage Sie, wie sollten die Leistungen andere sein, wenn wir keine Mittel haben, wenn wir nicht einmal die Mittel haben, um unsere Beamten zu bezahlen? Die Mängel des Verbandes liegen ausschließlich darin. Der Verband könnte sehr Vieles leisten, z. B. nach der Richtung der Begründung von Provinzialverbänden. Der Berliner Verein kann weder Tourneen noch Redner verschaffen. Das geht nur auf dem Wege der Provinzialverbände. Der westfälische Verband, der der erste war, hat darin Mustergiltiges geleistet. In Posen sind 2, in Westfalen 2, in Thüringen 1 und in Birkenfeld 1 Provinzialverband gegründet worden. Es fehlt uns nur noch ein Verband in Schlesien, in der Rheinprovinz, in Ost- und Westpreußen. Gelingt es, diese zu schaffen, so haben wir damit ein Netz über ganz Deutschland ausgebreitet. Dann werden durch diese Verbände die Unterhandlungen über die Vorträge geleitet werden können, so daß der große Verband sein Augenmerk auf das Ganze richten kann. Wir in

Berlin haben von einem Erkalten des Interesses an den Literaturvereinen nichts bemerkt. Im Gegenteil, ich kann es mit Stolz behaupten, wir haben hier noch niemals solchen Zuspruch gehabt wie in diesem Winter, und auch unsere Jahresbeiträge sind noch niemals so groß gewesen seit dem elfjährigen Bestehen des Vereins. Ich habe auch in den anderen Vereinen von einem Erkalten des Interesses nichts gemerkt. Sollte es der Fall sein, so muß ich es dahingestellt sein lassen, an welchen Faktoren das liegt. In sehr vielen Fällen ist das Erkalten des Interesses die Schuld der Leiter der Vereine, in anderen Fällen mag es an lokalen und provinziellen Gründen liegen. Die Teilnahme wird aber noch mehr erkalten, wenn wir nicht nach Mitteln suchen, den Mitgliedern Neues und Dauerndes zu geben. Unsere Vereine bestehen eigentlich nur sechs Monate im Jahre. Das ist ein Fehler. Wir müssen darauf bedacht sein, die Mitglieder dauernd zu fesseln. Auch im Sommer müssen wir ihnen Gelegenheit geben, an den Arbeiten des Vereins teilzunehmen. Das muß geschehen erstens durch die Lektüre. Die Mitglieder müssen auch lesen können über das, was die Vortragenden ihnen im Winter aus unserer Geschichte gegeben haben. Das andere sind die Diskussionsabende, die sich in vielen Vereinen erprobt haben. Und endlich das Wichtigste sind die Fortbildungskurse, über die Sie ein ausführliches Referat von Dr. Samuel hören werden. Diese Punkte sind wohl imstande, das Interesse an unseren Vereinen wieder zu beleben, und da, wo es stark ist, noch mehr zu heben. Ich habe nur die eine Bitte: Suchen Sie nach neuen Mitteln, um den Verband zu heben und zu kräftigen!

In unmittelbarem Anschluß daran erhielt Rabbiner Dr. Samuel-Essen das Wort zu seinem Referat über die Einrichtung von Fortbildungskursen:

Geehrte Herren! Wenn neuerdings von so manchen Literaturvereinen über abnehmendes Interesse geklagt wird, so mag das lokale Ursachen haben; allgemein oder innerlich berechtigt sind solche Klagen nicht. Die Aufgabe der Literaturvereine ist eine unerschöpfliche. Es war ja vorauszusehen, daß die erste Begeisterung nachlassen, und die allzuvielen, die niemals aus sachlichen Gründen, sondern vom Reiz der Neuheit gelockt, mitgetan hatten, abfallen würden. Darum muß die Arbeit von den Getreuen, für die jene ganze Bewegung keine bloße Tageserscheinung war, desto energischer fortgesetzt werden. Auch versteht es sich von selbst, daß wir im Laufe der Jahre unsere Tätigkeit revidieren, uns neue Ziele stecken und sie mit zweckdienlichen Mitteln zu erreichen streben, kurz eine Entwickelung von innen heraus nicht nur nicht scheuen, sondern sogar befördern.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es wohl allgemeine Billigung finden, wenn wir hiermit den Vereinen eine Einrichtung empfehlen, die, als Zweig oder Ableger der Hauptvereine gepflegt, so recht geeignet erscheint, von der Güte und Lebenskraft des alten Stammes Zeugnis abzugeben: die Fortbildungskurse für junge Leute.

Was wir meinen, sowohl grundsätzlich, als im Einzelnen, erledigt sich am besten mit folgenden Fragen: Welche Bedeutung sollen die Kurse neben dem Hauptverein haben, und für wen sind sie vorzüglich gedacht? Ferner: Wie soll ihre innere Ausgestaltung beschaffen sein; endlich, welche äußere Organisation können sie erhalten?

Was das Erste betrifft, so ist klar, daß sich unsere Vereinsvorträge zunächst an das Publikum der Erwachsenen wenden. Der Ton der Vorträge, die Wahl der Themen, die abwechslungsreiche Rednerliste, alles ist darauf angelegt, unsere mitten im Leben stehenden Glaubensgenossen für einige Abendstunden zur Mitarbeit oder zum Mitgenuß an unseren idealen Gütern heranzuziehen. Sie sollen da jedesmal einen Vortrag hören, der ihnen ein ausgeführtes Zeit- oder Lebensbild, eine abgeschlossene Geschichts- oder Literaturepoche im Grundriß bietet; endlich auch wohl eine aus Wissenschaft und Leben geschöpfte Frage beantwortet. Solche Vorträge schließen sich wie eine Art Mosaik langsam zusammen; indem jeder von dem Seinen hinzuträgt, schafft er sich selbst die nötigen Verknüpfungen und Beziehungen und wird das Gehörte auch zu verwerten wissen. — Junge, eben erst heranreifende Leute brauchen aber etwas Anderes. Sei es, daß ihr Interesse überhaupt erst geweckt werden muß, was zu leisten gewiß verdienstlich ist, oder daß sie nachdenkliche, tiefer angelegte Naturen sind, so verlangen sie nach Aufklärung gerade über die Anfänge und Urbegriffe, wollen dann eine Entwicklung langsam wachsen, und jede Erscheinung am rechten Platz und zur rechten Zeit kennen lernen. Dafür sollen die Fortbildungskurse sorgen. In ihnen soll ein methodisches Verfahren, ein anderes Tempo, ein bestimmteres Lehrziel herrschen. — Ob unsere Jugend einer Fortbildung in jüdischem Wissen überhaupt bedarf? Wer möchte das zu verneinen wagen? Allerdings sind Unterschiede vorhanden. Für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten ist in den letzten 10—15 Jahren viel getan worden. Es giebt da einen Religionsunterricht, der meist bis zum Schulziel, bis zur Oberprima und zur Selekta reicht. Leider ist er nur bis zum 14. Lebensjahr obligatorisch, und glaubt heute noch eine Anzahl unserer Wortführer nicht, daß „Bildung frei macht", sondern Freiheit Bildung schafft. Glücklicherweise ist die erschreckende Unwissenheit,

die jene Freiheit im Gefolge gehabt hat, im Abnehmen begriffen. Unsere „höheren“ Schüler ergreifen heute meist die Gelegenheit, sich Kenntnisse über Juden und Judentum anzueignen; sie sind denn auch später in der Lage, sich selbst weiter zu bilden, sich aus Büchern u. s. w. zu informieren. Schwerer wird das alles unsern Zöglingen aus Volks- und Mittelschulen. Sie erwerben zwar achtungswerte Kenntnisse, aber es ist nach Form und Inhalt Kinderlehre, Gedächtnisstoff; es sind feste Ergebnisse und unumstößliche Antworten. Die Probleme, die Kultur- und Entwickelungsfragen mußten verbannt bleiben; für literarische, künstlerische, ethische oder soziale Menschheitsfragen, kurz für Kritik und Verselbständigung war kein Platz. Das alles ist auch erst nach dem 14. oder 15. Lebensjahre angebracht und sollte die zweite Lernperiode, die mindestens bis zum 21. Jahre reicht, beherrschen. Da kann man erst wahres Verständnis, innere Anteilnahme, kräftiges Erfassen so schwieriger Gegenstände verlangen und erwarten. Und da gerade soll die erste, sorgfältige Pflanzung ohne alle Pflege bleiben, soll nichts dafür geschehen, um aus den Elementen einen Bau zu errichten, der seine Widerstandskraft fürs ganze Leben bewähren kann? Hier können die Literaturvereine durch die Fortbildungskurse, die man für Rechnen, Geschichte, Naturkunde u. s. w. für selbstverständlich hält, noch eine große Aufgabe erfüllen. Wenn es wahr ist, daß der Mensch sich am Menschen emporrankt, so gilt das besonders für das reifere Jugendalter, wo der Mensch bewußt und sehnsüchtig nach Vorbildern und Wegweisern ausschaut. Da kämpft der Verstand die härtesten Kämpfe, da kommen die Zweifel und die Schwankungen, da ringt man nach Festigkeit. Unsere jüdische Geschichte und Literatur ist aber eine mächtige Schule des Charakters. Volk und Einzelgestalten jener Geschichte sind garnicht anders zu erfassen, die Ideen aber, die in ihnen und in unserm Schrifttum herrschen, sind gleichsam lebenerhaltend, tief ethisch und voll reinster, erhabenster Gott- und Weltanschauung. Das gerade brauchen wir, das brauchen heut' unsere jungen Leute mehr denn je, um nicht in einem rücksichtslosen Erwerbs- und ebenso rücksichtslosen Genußleben aufzugehen. Vom Standpunkt des Judentums aus schlagen wir so den jungen Leuten die Brücke, auf der sie zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft mit uns, dem reiferen Geschlecht, gelangen sollen. Vom Standpunkt der Literaturvereine erziehen wir uns in den Fortbildungskursen das Publikum für den Hauptverein und machen der Jugend die Idee der Literaturvereine so vertraut und unentbehrlich, daß wir wegen der Zukunft unbesorgt sein dürfen. Denn auch das liegt tief im Menschen: was ihn selbst erhoben und gekräftigt hat, das will er mitteilen, andern zu Gute kommen lassen.

Wie sollen nun die Kurse aussehen? Wir denken weniger an eine Fortbildung im Hebräischen, weil dies sowohl Begabung als Fleiß erfordert, kurz, die Hemmnisse im Gegenstande selbst liegen. Sondern wir meinen fortlaufende Referate, zunächst über abgeschlossene Epochen der jüdischen Geschichte, alsdann solche über Literaturperioden oder -gattungen, endlich über Religion und Ethik (Wesen des Judentums). Statt weiterer Vorschläge mögen einige Notizen aus unsern bereits abgeschlossenen Vortragscyklen das Gesagte erläutern. So teilten wir die gesamte jüdische Geschichte mit Uebergehung alles einigermaßen Entbehrlichen folgendermaßen ein: I. Von den Anfängen bis zum babylonischen Exil. II. Die Epoche des zweiten Tempels. III. Das Zeitalter des Talmud. IV. Die Juden in Westeuropa bis auf die Neuzeit. Die einzelnen Referate zu III lauteten: 1. R. Jochanan als Wiederhersteller des Judentums. 2. Akiba und Bar Kochba. 3. Jehuda der Fürst und die Mischna. 4. Politisches und geistiges Leben der Juden in Babylonien. 5. Der Talmud als Ganzes. 6. Judentum und Islam. 7. Vom Orient zum Occident. — Diejenigen zu IV waren: 1. Jüdisch-spanische Staatsmänner. 2. Jüdisch-spanische Dichter. 3. Jüdisch-spanische Denker. 4. Die Juden in Deutschland I. 5. Dasselbe II. 6. Auf der Wanderschaft. 7. Moses Mendelssohn und sein Einfluß auf die Gegenwart. — Sind nun solche, meist dreiviertelstündigen Vorträge gehalten, dann soll auch das eigentliche Lernen für den Abend beendet sein. Denn Abende haben wir leider, um dies vorwegzunehmen, für die Kurse nur zur Verfügung. Zu denken wäre auch an die sonntägliche Ruhezeit am Vormittag und ganz gewiß auch an die Sonntag-Nachmittage. Aber der Versuch, diese Zeit für uns zu gewinnen, mißlang; seiner Wiederholung, wo nicht etwa eigene, reich ausgestattete Vereinsräume zur Verfügung stehen, ist zu widerraten, weil die jungen Leute diese ihre einzige freie Zeit ganz für sich haben wollen! Aber eine volle weitere Abendstunde auch an einem Wochentag ist nicht zu verachten; und für sie haben wir noch folgendes Programm in Bereitschaft: Fragebeantwortung, Zeitungsschau, gehobene Geselligkeit (Unterhaltung). Wir wollen Fragen beantworten — aber keine Diskussion über das Gehörte eröffnen, d. h. wir wollen Gelegenheit zu freier Aussprache geben, aber doch so, daß der Vortragende vor allem um Rat und Aufklärung angegangen, nicht durch unfruchtbare Debatten ermüdet wird. Wir stellen dagegen Tagesfragen, wie sie jüdische Zeitungen anregen, absichtlich zur Debatte, und hören da gern die verschiedenen Ansichten. Bei der heutigen Entwicklung der jüdischen Journalistik kann man so die jungen Leute schon an die ständige Lektüre einer jüdischen Zeitung ge-

wöhnen, ihre Stellung zu schwebenden Fragen beeinflussen, besonders aber sie mit neuem Rüstzeug gegen Angriffe ausstatten. Wir treiben damit neueste Geschichte, wir führen sie ins wirkliche jüdische Leben ein. Es ist oft getadelt worden, daß die Vorträge im Hauptverein sich zuviel mit der Vergangenheit befassen und der Gegenwart zu wenig gerecht werden. Auch wir glauben, die Beziehung zu dieser braucht nicht zu fehlen; eine regelmäßige Zeitungsschau, eine kurze Tagesrevue würde dem Mangel auch im Hauptvereine abhelfen. — Endlich soll den jungen Leuten eine gehobene, künstlerisch angeregte Unterhaltung geboten werden. Man wende nicht ein, das sei nicht Sache der Literaturvereine; das können sich die jungen Leute anderwärts, etwa in kaufmännischen Ressourcen u. s. w. selber verschaffen. Denn was wir ihnen bieten, ist doch etwas anderes. Wir werden uns bei der Auswahl der Stoffe, der Dichter und Schriftsteller, sowie der Künstler von andern Gesichtspunkten leiten lassen. Wir wollen unsere Hörer ja in die wichtigen Zusammenhänge zwischen jüdischem und nationalem Geistesleben einführen, ihnen nicht die Möglichkeit allein, nein, die wohltätigen Wirkungen der Verschmelzung jüdischer mit allgemeiner Kultur an immer neuen, erhabenden Beispielen erweisen. So werden wir sie mit Dichtern wie Mich. Beer, Heinr. Heine, Mor. Hartmann, Karl Beck, Sal. Mosenthal, und wiederum mit L. A. Frankl, Berth. Auerbach, Leop. Kompert, A. Bernstein, K. E. Franzos, mit J. Zangwill und M. Rosenfeld, mit Loewenberg und Jakubowski bekannt machen, ohne unsern Shakespeare und Lessing, Goethe und Schiller zu vernachlässigen. Selbst in musikalischen Darbietungen — wieviel Anknüpfungspunkte finden sich, sei es an die Person des Komponisten oder sein Stoffgebiet, ebenso in bildender Kunst, wo wir seit Neuestem zusammenfassende Darstellungen vom Lebenswerk eines Jos. Israels, Lesser Ury, Liebermann, Lilien, Epstein, Solomon besitzen! Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß wir dabei keine Engherzigkeit aufkommen lassen. Dagegen sei ausdrücklich hervorgehoben, daß wir am Schluß der Abende geflissentlich die leichte Kost, den gesunden Humor (was ist jüdisches Geistesleben ohne den Humor?) und die harmlose Fröhlichkeit zu ihrem Rechte kommen lassen wollen. Daran könnte doch nur ein unverbesserlicher Menschenfeind etwas zu tadeln finden.

Wir hätten uns endlich über die Frage der äußeren Organisation auszusprechen. Wie wäre zu allererst vorzugehen, um die Kurse ins Leben zu rufen? Voraussetzung ist, daß der Hauptverein hierbei die Führung übernimmt, den oder die Redner bestellt (Rabbiner, Lehrer oder sonst geeignete, wohlunterrichtete und opferfreudige Persönlichkeiten mit vollem Verständnis und Inter=

esse für die Sache) und alsdann, solange es nötig ist, die Kurse materiell und intellektuell unterhält oder unterstützt. Für mittlere und kleine Gemeinden wird es dann ferner angezeigt sein, eine Anzahl von Prinzipalen persönlich zu besuchen, um sie für den Plan zu gewinnen und unter dem Personal der betr. Firmen die Propaganda zu eröffnen. So gewonnene Vertrauensleute sorgen alsdann für Verbreitung unserer Ankündigungen, lassen unsere Listen zirkulieren, in die die Einzeichnungen erfolgen, werben ihre Freunde an, und geben uns immer neue Adressen an die Hand. Ebenso gehen wir in industriellen Betrieben und bei unsern jüdischen Handwerksmeistern vor; endlich verbreiten wir unsere Zirkulare auch in Familien mit schulentlassenen Söhnen oder Töchtern, in den jüdischen Restaurants und Mittagstischen u. s. f., verschmähen auch Zeitungsannoncen nicht. So bildet sich von selbst ein Stamm junger Leute, der unserm Rufe das eine und das andere Mal folgt, und jetzt ist es an uns, sie festzuhalten. Da ist es dann wieder ein probates Mittel, wenn wir aus der Mitte der jungen Leute ein Komitee wählen lassen, das wir zur Mitleitung der ganzen Veranstaltung heranziehen. Wir übergeben den sieben oder neun Mitgliedern desselben die Zeitungsartikel, über die sie referieren sollen, und sie müssen mehr oder minder selbständig für die ganze Ausgestaltung des unterhaltenden Teiles sorgen. Die Mitglieder des Komitees treten denn auch an jedem Vereinsabend in Aktion und haben ein Interesse daran, daß dieselben gut besucht sind. Auch für festliche Veranstaltungen, wie zu Chanuckah oder zum Schlußabend sind sie garnicht zu entbehren. Ob wir es dahin kommen lassen, daß die Kurse sich zu eigentlichen Jugendvereinen ausgestalten, mag eine offene Frage bleiben. Sie und viele weitere Fragen der äußeren Organisation (Einschreibgebühr der Teilnehmer u. s. w.) können überhaupt nur nach den lokalen Verhältnissen entschieden werden. Auch wenn, wie in Elberfeld und Düsseldorf statt der Literaturvereine die Logen die Führung der Jugendvereine übernehmen, oder wie in Stuttgart und München die geistlichen Behörden, so können die Literaturvereine diese Arbeitsteilung nur begrüßen; in den übrigen Fällen sollten letztere sich der Aufgabe unterziehen. Sie liegt ganz in der Richtung unserer Ziele und sollte uns nicht allein wegen ihres sozialethischen Moments, sondern gerade wegen ihrer neuen Perspektiven und trotz aller Bedenklichkeit und aller wirklichen Schwierigkeit reizen.

Von letzteren noch ein Wort zum Schlusse. Wir wissen sehr wohl, wie schwer unsere jungen Leute für ideale Aufgaben jüdischer Tendenz zu gewinnen sind. Aber wir hätten unsern mit Lust und Liebe in Angriff genommenen Versuch nicht zur Wiederholung

empfohlen, wenn er sich nicht seit mehreren Jahren so gut bewährt und so reich belohnt hätte. Unser Erfolg entsprach allen berechtigten Hoffnungen; mindestens ein Drittel des gesamten jüdischen Personals unserer Stadt besuchte unsere Kurse. Und man wird zugeben, daß Essen eine der industriereichsten Städte Deutschlands ist, in der das Erwerbsleben geradezu fieberhaft pulsiert; und für Vergnügungen oder Zerstreuungen höherer und niederer Art ist mehr als ausreichend gesorgt. Aber so mancherlei kam uns zu Hilfe, und das steht überall zur Verfügung: Ein gewisser Trieb zum Weiterlernen, der dem jüdischen und deutschen Charakter gemeinsam ist und sich auch in unserer Jugend nicht verleugnet. Sodann das natürliche Streben nach einem Gegengewicht gegen die oft gar öde und eintönige Tagesarbeit; endlich die doppelte Not der Zeit, die sie als Juden empfinden. Nicht als ob es schlimmer geworden wäre mit der judenfeindlichen Bewegung, oder gewisse Gegenden besonders zur Abwehr Veranlassung hätten; in Essen ist z. B. eher das Gegenteil der Fall. Aber die Atmosphäre der Beklemmung und der Unsicherheit lastet noch auf den Gemütern. Was wir ihnen bieten, giebt den jungen Leuten Freiheit und Mut, Vertrauen und Begeisterung, flößt ihnen Stolz aufs Judentum, wie Liebe zur Nation ein, lehrt sie die Aufgaben beider als Einheit erfassen. Sie dazu immer wieder aufzufordern, wird wohl kein innerlich ergriffener, an Judentum und Deutschtum gereifter Mensch, geschweige ein Jugendbildner versäumen. Denn das ist gewiß: nicht sowohl gemeinsame Erinnerungen und Leiden, gleiche Schicksale oder Hoffnungen schmieden die Menschen am besten zusammen; zusammenschließen sie sich wirklich im Geiste mit Aufgabe ihrer Sonderinteressen, mit Einsetzung ihrer besten Kräfte, wenn man sie aufruft zu gemeinsamer Last und gemeinsamer Arbeit.

Der Redner verdichtete seine mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen zu folgenden Anträgen, deren Annahme einstimmig zum Beschluß erhoben wird:

1. Der Verband jüdischer Literaturvereine legt den Vereinen nahe, ihre Tätigkeit in der Richtung der Fortbildung junger Leute (Damen und Herren) durch besondere Veranstaltungen (Fortbildungskurse) auszudehnen.

2. Diese Kurse sollen die gesamte jüdische Geschichte und Literatur sowie Religionsentwickelung nach abgeschlossenen Zeitepochen bezw. unter sonstigen Gesichtspunkten umfassen und in fortlaufenden Vorträgen, Referaten u. s. w. behandeln. Sie sollen vornehmlich der Erweiterung und Vertiefung jüdischen Wissens dienen, können aber ihre Ergänzung zugleich in der Pflege jüdischen Geisteslebens und allgemeiner Bildung, überhaupt durch Behand-

lung jüdischer Zeitfragen und durch künstlerisch gehobene Unterhaltung und edle Geselligkeit finden.

3. Die nähere Einrichtung und Ausgestaltung wird den örtlichen Verhältnissen angepaßt. Es kann an bestehende Organisationen auch außerhalb der Literaturvereine angeknüpft werden; doch sollen, wo irgend angängig, die letzteren die Kurse als besonderen Zweig ihrer Tätigkeit betrachten und deren Leitung (unter entsprechender Mithilfe der jungen Leute selbst) in intellektueller und materieller Beziehung übernehmen.

Zur Frage des Wanderrednerfonds sprach darauf Redakteur Klausner-Berlin:

Meine Herren! Als mir das Referat übertragen wurde, war das Statut bereits suspendiert. Man hatte im Jahr 1897 schon eine Kommission eingesetzt — zu Unrecht gegen das Statut — die dem § 7 des Statuts eine geänderte Fassung geben sollte. In dem § 7 ist bestimmt:

> „Zur Mitgliedschaft ist jeder Verein berechtigt, der die Pflege der jüdischen Geschichte oder Literatur oder beides in seinen Statuten hat. Der Beitrag ist dem Belieben jedes Vereins überlassen, muß aber mindestens Mk. 0,50 pro Jahr für jedes zahlende ordentliche Mitglied des betreffenden Vereins betragen."

Das Bedürfnis, diesen Paragraphen zu ändern, ist daraus entstanden, daß das Statut zwar sehr verehrt, aber nicht beachtet wurde. Um das Mißverhältnis einigermaßen auszugleichen, ist man auf den Gedanken gekommen, die Beitragspflicht der einzelnen Verbandsvereine zu ermäßigen. Wenn dann diese Vereine den ermäßigten Beitrag immer noch nicht zahlen, so ist doch eine Verringerung der Differenz zwischen Soll und Ist herbeigeführt. Das ist aber auch Alles. Innerhalb der Kommission waren zwei Strömungen. Die eine Strömung ging dahin, daß es wünschenswert sei, die Differenz erheblich zu vermindern, und zu dem Ende wurde vorgeschlagen, beinahe generell, den Beitrag auf die Hälfte herabzusetzen, ohne daß den großen Vereinen Zwang angetan werden sollte, die aus innerem Herzensdrange den früheren Beitrag würden leisten wollen. Die andere Richtung lehnte so radikales Vorgehen ab. Von ihr ging der Vorschlag aus, der auch von der Kommission gutgeheißen wurde, daß die Vereine sämtlich für die ersten 50 Mitglieder nicht mehr 50 Pfg., sondern nur 25 Pfg. zahlen sollten, und für die Mitglieder, die über die Zahl 50 hinausgingen, den bisherigen Beitrag.

Die Vereine verlangen, daß der Verband ihnen etwas biete. Das natürliche Verhältnis aber will, daß zunächst die Vereine dem Verband etwas bieten, denn es ist unmöglich, daß der Verband

seinen Mitgliedsvereinen etwas leistet, wenn nicht zuvor die Vereine dem Verband etwas geleistet haben.

Um dieses Dilemma zu beseitigen, hat man einen Wanderrednerfonds geschaffen, der auf die Höhe von 8500 Mk. gekommen ist und einen Jahresertrag von 255 Mk. bringt. Man hat mit Hilfe dieses Fonds in dem ersten Winter ungefähr nichts tun können; im zweiten Jahr ist man sehr verschwenderisch gewesen, indem man die Zinsen beider Jahre verwendet hat. Selbst nach den bescheidenen Anforderungen, an die wir uns gewöhnt haben, ist leicht zu ermessen, eine wie geringe Zahl von Rednern ausgeschickt werden konnte. Wollen Sie warten, bis der Fonds durch Zinsenzuwachs eine Höhe erreicht hat, die ihm erlaubt, eine irgend nennenswerte Zahl von Rednern zu entsenden, so werden Sie gut tun, ein Statut ausarbeiten zu lassen, das in Kraft tritt — nachdem unsere Urenkel die Majorennität erreicht haben. Soll irgend etwas Nennenswertes geleistet werden, so muß mindestens die Hälfte des Fonds in einem Jahr verwendet werden. Und da gibt es nur eine Aushilfe: daß man das Kapital verwendet und nicht allein die Zinsen. Bei allen Unternehmungen, wie es der Verband der Vereine ist, scheint mir ein Moment ganz unentbehrlich: das frische, fröhliche Gottvertrauen. Je nützlicher das Geld verwendet ist, desto leichter wird sich wieder Jemand finden, der ein Kapital zu dem gleichen Zweck zur Verfügung stellt. Es giebt keine größere Verschwendung als die der Kapitalisierung für gemeinnützige Zwecke, es gibt keine schlechtere Anlage als die eiserne Kapitalisierung. Den Luxus kann sich nur gestatten, wer außerordentlich reich ist, und Spuren von Reichtum bin ich — außer auf geistigem Gebiet — hier im Verband noch nicht begegnet.

Sie haben eben gehört, welche außerordentliche Ausdehnung der Aufgabenkreis des Verbandes haben soll. Ich bin mit großer Aufmerksamkeit den Ausführungen des Herrn Vorredners gefolgt. Ich habe mir gesagt: wenn das Wahrheit geworden ist, so werden wir in einem paradiesischen Zustand des Judenreiches leben. Der Herr Vorredner hat nur eines vergessen: daß es auch auf geistigem Gebiete keinen Staat ohne Steuern geben kann. Selbst mit dem größten Idealismus läßt sich über das Materielle nicht hinwegkommen; und da der Fonds nicht groß genug ist, so wird kaum etwas übrig bleiben, als darauf bedacht zu sein, den Literaturvereinen andere Hilfsmittel zu erschließen. Und diese sind, da die einzelnen Mitglieder nicht in höherem Maß herangezogen werden können, einzig in den vorhandenen Organisationen zu suchen. Wir haben gehört, daß „in mustergiltiger Weise" die jüdische Gemeinde Berlin den größten Beitrag leistet. Die Gemeinde Ratibor zahlt bei einem Bestand von 800 Seelen 50 Mk. Um das Beispiel

von Ratibor zu erreichen, müßte Berlin jährlich 5000 Mk. beitragen. Herr Sanitätsrat Dr. Stern wird es gern übernehmen, bei der jüdischen Gemeinde, die von üppigem Reichtum ist, dafür zu sorgen, daß die Berliner Gemeinde aus dem Stadium, die absolut gentilste Gemeinde zu sein, in das verdienstlichere Stadium übertritt, die relativ gentilste zu sein. Ist dies geschehen, so haben wir mehr als die Hälfte des jetzigen Wanderrednerfonds zu jährlicher Verwendung flüssig, und dann kann Wesentliches geleistet werden. Ist dies erst der Fall, so wird ganz von selbst noch ein weiterer Nutzen sich einstellen: die Gemeinden werden den Literaturvereinen nicht blos materielles Wohlwollen zuwenden, sondern werden sich auch um die Vereine kümmern, und das wird beiden Teilen sehr gut tun: den Gemeinden insofern, als sie sich erinnern werden, daß sie nicht blos Verwaltungskörperschaften, sondern daß sie jüdische Organisationsverwaltungen sind. So wird, indem die Berliner Gemeinde dem Berliner Literaturverein, andere Gemeinden den anderen Vereinen nach dem nicht übermäßig unbescheidenen Beispiel, daß ich gegeben habe, materiell zu Hilfe kommen, das Größte für beide Teile erreicht sein!

Lebhafter Beifall folgte diesen Ausführungen. In der anschließenden Debatte verweist Herr Oskar Berlin darauf, daß an den Bestimmungen des Wanderrednerfonds nichts geändert werden dürfe. Herr Fraenkel-Berlin schlägt vor, sich mit den Kuratoren des Vermächtnisses der Baronin von Oppenheim in Verbindung zu setzen. Herr Flechtheim-Brakel bittet den Verband, Mitglieder zu werben, welche alljährliche Beiträge zum Fonds zusteuern. Herr Albert Katz erinnert, daß bereits in Nr. 6 der Mitteilungen des Verbandes die ebengenannte Propaganda dringend angeregt worden sei. Ein Antrag Klausner: „Die Konferenz sämtlicher Literaturvereine in Deutschland beauftragt den Vorstand, von den Verwaltungen der jüdischen Gemeinden und aus öffentlichen Vermächtnissen für Wohlfahrts- und gemeinnützige Zwecke, die denen der Literaturvereine entsprechen, regelmäßige Zuschüsse zur Ausstattung des Wanderrednerfonds und zur Förderung der sonstigen Ziele der Literaturvereine zu erlangen“, wird widerspruchslos angenommen.

Zum vierten Punkt der Tagesordnung brachte Herr W. Bambus-Berlin den Vorschlag, eine Organisation zu gründen, welche gegen einen geringen Abonnementsbetrag ihren Mitgliedern alljährlich Schriften populären Inhalts zur Verfügung stellt und diese auch dem buchhändlerischen Verkehr übergiebt. Redner denkt sich diese Organisation in Form einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit einem Kapital von 30000 Mk. Bei 3000 Abonnenten à 10 Mk. jährlich würden

bereits die Kosten gedeckt und unter Abzug aller Unkosten noch alljährlich 100 Druckbogen herausgegeben werden können. 2000 Abonnenten könne man aus den Kreisen der deutschen Judenheit rechnen, 1000 aus dem Ausland; dazu kämen noch eine große Zahl Bibliotheken und viele Christen, die solche Bücher gerne kaufen. Es werde auch nicht schwer fallen, 60 Gesellschafter mit einer Einlage von je 500 Mk. zu werben. Das Bedenken der Unausführbarkeit des Planes teile er nicht, da die erforderliche Abonnentenzahl leicht zu erreichen sei; jedenfalls scheine der Nutzen der Sache so groß, daß man das Unternehmen ruhig wagen sollte. Mit der neugegründeten Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums werde die Idee nicht kollidieren, da sich die erwähnte Gesellschaft in ihren Schriften naturgemäß nur an die Gelehrten wenden müsse, während durch das angeregte Projekt die Popularisierung der jüdischen Wissenschaft erstrebt werde. Die Schaffung einer Art jüdischen Kolportage sei eine unbedingte Notwendigkeit, um den Erzeugnissen der jüdischen Literatur einen Leserkreis zu schaffen. Alle diejenigen, die sich heute mit diesem Gebiet beschäftigen, wüßten, daß es gegenwärtig nicht nur daran fehle, daß jüdische Bücher nicht verlegt werden können, weil die Verleger nicht auf die Kosten kommen, sondern daß es andererseits auch an Schriftstellern fehle und daß diese jahrzehntelang nach einem Verleger suchen müssen. Die angeregte Organisation bietet die Gewähr, daß die Werke auch gelesen werden. Der Referent bittet zum Schluß seiner Ausführungen, eine Kommission zu wählen, um das Projekt nach der literarischen und materiellen Seite in Erwägung zu ziehen. Ein Antrag Spiewkowski, der Jugendliteratur Aufmerksamkeit zu schenken, wird in die lange Debatte mit einbezogen. Gegen die Ausführungen Dr. Bernfeld's, daß die Ideen der gedachten Organisation und der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums die gleichen, wendet sich Dr. Karpeles, welcher die wissenschaftliche Konkurrenz bestreitet, eine ideale Konkurrenz jedoch zugibt, und bittet, mit der Anregung noch bis zur Konsolidierung der Gesellschaft zu warten. Herr Hähnlein wünscht die Ernennung einer fünfgliedrigen Kommission, welche zur Ausführung der Idee mit der Gesellschaft Fühlung nimmt, damit letztere das zu Erstrebende als eigenen Zweig ihrer Tätigkeit zur Ausführung bringe. Herr Klausner glaubt, daß gegen den Vorschlag, eine Kommission zu ernennen, nichts eingewendet werden könne, die Kommission werde erst nach der Aufbringung des erforderlichen Kapitals etwas tun können. Rabb. Dr. Eschelbacher betont das dringende Bedürfnis nach einer Volks- und Jugendliteratur; aus alten Jahrgängen jüdischer Zeitungen, aus alten Kalendern ließen sich vorzügliche Erzählungen zusammen-

stellen, welche für ein paar Jahre Material bilden und zum Muster für andere Jugendschriftsteller dienen würden. Herr Willibald Loewenthal bittet dringend die Verbandsleitung, von geschäftlichen Unternehmungen sich fern zu halten. Die Idee sei nur ausführbar, wenn ein tüchtiger Buchhändler zur Leitung des geplanten Unternehmens gewonnen würde. Der Referent ist mit der Uebergabe der Ausführung an einen Buchhändler vollständig einverstanden. Die Wahl der Kommission wurde einstimmig genehmigt und in dieselbe die Herren Dr. Karpeles, Klausner, Katz, Bambus und Dr. Eschelbacher gewählt.

Die Konferenz hat sich alsdann noch mit den bis zum Schluß zurückgestellten Berliner Anträgen zu befassen. In mehrfach erregter Debatte wurde gegen die Verbindung der drei Anträge protestiert und ihre Einzelberatung deshalb beschlossen. Der bereits im Berliner Literaturverein angenommene Antrag Willibald Loewenthal: „Die Generalversammlung beschließt, eine kurz gefaßte Schrift von ca. drei Bogen herauszugeben, in welcher die im Neuen Testament enthaltenen Lehrsätze den entsprechenden Quellen aus dem jüdischen Schrifttum gegenübergestellt werden. Den Verbandsvereinen sind Exemplare für jedes ihrer Mitglieder zur Verfügung zu stellen", wird ebenfalls genehmigt und die Abfassung der Schrift den Herren Prediger Dr. Levin und Dozent Dr. Elbogen übertragen. Ein Antrag Bambus: „Der Verein beauftragt seine Delegierten, auf dem Verbandstage zur Sprache zu bringen, in welcher Weise wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der jüdischen Kulturgeschichte anzuregen sind", wird der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums überwiesen. Es folgt zum Schluß folgender Antrag Bernfeld und Levin: „Es soll die jüdische Geschichte von Esra bis zur Gegenwart nach einem bestimmten Plane in kurz bemessenen Zeiträumen behandelt werden, in deren Mittelpunkt stets eine hervorragende Persönlichkeit zu stellen ist. Diese Zeiträume sind in Vorträgen darzustellen, die den Rednern des Verbandes der Literaturvereine zu übertragen wären. Nach Jahren sollen diese Vorträge von einem Redaktionsbureau aneinandergereiht und so ein Volksbuch geschaffen werden, welches die Religions-, Literatur-, Leidens-, Emanzipations- und Kulturgeschichte, die das jeweilige Leben des Volkes behandelt, enthält."

In seinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Ausführungen begründet der eine der Antragsteller, Herr Prediger Dr Levin, kurz diesen Antrag. Er führt die Mängel der bisher vorliegenden Werke an, welche in keiner Weise Volksbücher seien; das zu schaffende Werk, dessen Ausführung er im einzelnen

angiebt, solle nicht nur das Volksgemüt ergreifen, sondern auch den Volksgeist beleben und erleuchten. Die Form des Vortrages, welcher eine gewisse strenge Wissenschaftlichkeit voraussetze, würde der Sache am besten dienen. Personenkultur solle in dem Werke auf keinen Fall getrieben werden, die Persönlichkeiten seien nur als Vertreter einer bestimmten Zeit zu betrachten und um dieselben müsse der ganze Stoff gruppiert werden. Der Verband sollte eine bestimmte Zahl von Rednern auswählen, um die Vorträge — etwa 30 — halten zu lassen. In 3—4 Jahren könnte das Werk abgeschlossen sein, in dem kein Parteigeist sich irgendwie hervordrängen solle. In der folgenden Debatte begegnete die Idee bei allen Rednern freudiger Zustimmung und der Antrag wurde einstimmig zum Beschluß erhoben. Punkt 2 der Tagesordnung betreffend die Organisation von Provinzialverbänden findet dadurch seine Erledigung, daß, nachdem Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo das Tätigkeitsgebiet der Provinzial- und Bezirksverbände umgrenzt und Dr. Karpeles die Notwendigkeit der Errichtung von 2 Provinzialverbänden in Schlesien, 2 in der Rheinprovinz und je eines in Ost- und Westpreußen dringend hervorgehoben hatte, Rabbiner Ellguter-Neiße sich bereit erklärt, einen Verband für Schlesien in die Wege zu leiten*). Damit war um 7 Uhr abends die Tagesordnung erschöpft. Die Delegierten schieden, sichtlich befriedigt von dem günstigen Eindruck der Verhandlungen, welche für die Fortbildungskurse, die Bezirks- und Provinzialverbände und für die literarischen Publikationen hoffentlich gute Resultate zeitigen werden.

---

*) Der Verband ist nunmehr bereits begründet.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 165 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Franken, 1. Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, 2. Vorsitzender; Dr. med. L. Schuster, Schriftführer; Dr. med. Carl Berliner, Kassirer. Beisitzer: Rentner Herm. Gottfeld, Fabrikant Robert Marx, städt. Ingenieur S. Oestreicher.

2. **Allenstein** (Ostpr.) 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. Kamnitzer, Rabbiner Dr. Olitzki, H. Daniel, Ludw. Silberstein, J. Woythaler und Cantor Karo.

3. **Altona.** Vorstand: Wolff Möller, Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 51 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Levy.

5. **Annaberg** (Erzgebirge). 33 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Rektor F. Saphra, Schriftführer und Julius Neumark, Kassirer.

6. **Ansbach.** 27 Mitgl. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Districts-Rabbiner.

7. **Augsburg.** 110 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Groß, Ehrenpräsident; Justizrat Ludwig Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, Kassirer und stellvertretender Vorsitzender; Bankier Gustav Flesch, Schriftführer; Commerzienrath Heinrich Landauer, Justizrath J. Herzfelder, Beisitzer.

8. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein Ad. Koburger, Sigm. Morgenroth, Emil Wassermann, Rechtsanwalt Dr. Jos. Werner.

9. **Barmen.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grabowski, Vorsitzender; B. Mosheim, Kassirer.

10. **Berlin.** 770 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Schriftsteller Albert Katz und Prediger Dr. Moritz Levin, Schriftführer; Rentier M. Heymann, Schatzmeister. Beisitzer: Schriftsteller W. Bambus, Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fränkel, Benas Levy, Professor Dr. M. Philippson.

11. **Bernburg.** 39 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, Vorsitzender; Ludwig Gumpel, Schriftführer; Alfred Simonsohn, Kassirer. 6 Beisitzer: Louis Calm, Louis Märcker, Leopold Maschke, Albert Spanier, Conrad Friedländer, S. Borchard.

12. **Beuel a. Rh.** 36 Mitglieder. Vorstand: Cand. med. Max Behr, 1. Vorsitzender; Kaufmann Simon Kaufmann, 2 Vorsitzender; Kaufm. Hermann Hirschhorn, Kassirer; Lehrer Nußbaum, 1. Schriftführer; Kaufm. Seligmann Sommer, 2. Schriftführer. Beisitzer: Salomon Behr, Moses Levy, Abraham Salomon, David Kaufmann.

13. **Beuthen** (Oberschl.). 152 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Pick, Prediger Dr. Emmerich, Dr. med. Friedländer, Lehrer Eisenberg, Rosenthal, Obercantor de Beer, Koplowitz, Steinfeld, Gattel.

14. **Bingen a. Rh.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünfeld, Rabbiner Dr. Neuwirth, Julius Landau, Dr. med. Ebertsheim, Moses Groß, Ferdinand Seligmann, Rechtsanwalt Strauß.

15. **Bochum.** 100 Mitglieder Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, 2. Vors.; Lehrer M. Ostermann, Schriftführer; J. Leffmann, Kassirer; Kfm. H. Buxbaum, Bibliothekar.

16. **Bonn.** 120 Mitglieder. Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rabb. Dr. Kalischer, Ehrenvorsitzender; Dr. Cohn, Cahn, Kantor Baum, David, Herschel, Feldmann, Vorstandsmitglieder.

17. **Bosen** (Fürstenthum Birkenfeld). 20 Mitglieder. Vorstand: Lehrer H. Katzenstein; Gustav Lyon.

18. **Brakel** (Kr. Höxter). 17 Mitgl. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; B. Heineberg, Lehrer M. Weiler; Aug. Sommer.

19. **Brandenburg a. H.** 44 Mitglieder. Vorstand. Rabbiner Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. A. Sittner, 2. Vorsitzender; Paul Epstein, Schatzmeister; Alb. Nathansohn, 1. Schriftführer; Cantor Löwinsohn, 2. Schriftführer.

20. **Braunschweig.** 86 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender; Kaufmann B. Mielziner, Schriftführer: Kaufmann M. Regensburger, Kassirer; Bankier F. Spanjer-Herford, Bibliothekar.

21. **Bremen.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Rosenak, Julius Aschendorff, Nathan Abraham, Julius Abraham, Dr. med. A. Gorodiski, Schatzmeister; Dr. chem. J. Pinette, H. Steinberg, Bernh. Zacharias.

22. **Breslau.** 300 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Wollstein, 1. Vorsitzender; Dozent Dr. M. Brann, 2. Vorsitzender; Verlagsbuchhändler Max Marcus, Schatzmeister; Rechtsanwalt F. Hirschberg, 1. Schriftführer; Professor Dr. L. Cohn, Universitäts-Bibliothekar, 2. Schriftführer. Beisitzer: Louis Burgfeld, Rentier; Rabbiner Dr. Guttmann; Buchhändler H. Jacobsohn; Rechtsanwalt Joel; Rabbiner Dr. Rosenthal; Justizrath Dr. Samuelsohn.

23. **Briesen,** Westpr. 46 Mitgl. Vorstand: Rabb. Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Kaufmann und Ziegeleibesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Kaufmann Adolf Jaeger, Schriftführer; Kaufmann Sally Pottlitzer, Kassirer; Dr. med. Wolff, Bibliothekar.

24. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Oberlehrer Dr. Friedland, Kaufmann Fuß, Lehrer Herzberg.

25. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld; G. Scheidemann; Michael Croner; Prediger und Lehrer S. Frank.

26. **Cassel.** 124 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, J. Hornthal, Beisitzer.

27. **Coburg.** 44 Mitglieder. Vorstand: Emanuel Seligmann, Vorsitzender; J. Altmann jun., Schriftführer und Stellvertreter des Vorsitzenden; Alb. Friedmann, Kassirer; Lehrer S. Oppenheim, Siegfried Stern, Beisitzer.

28. **Cöthen** (Anhalt). 55 Mitglieder. Vorstand: L. Rotenstein; Rabbiner Dr. B. Seligkowitz.

29. **Cottbus.** 36 Mitglieder. Vorstand: Waldemar Reyersbach, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Posner, 2. Vorsitzender; H. Neustadt, Bibliothekar; Georg Korant, Schriftführer; Ad. Oppenheim, Kassirer.

30. **Culm i. W.** 57 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Guttmann, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, 2. Vorsitzender und Schriftführer; J. P. Benjamin, Kassirer; M. Kirschstein, Bibliothekar; J. Mamlock, Beisitzer.

31. **Culmsee.** 25 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Lehrer Brisch, Wittenberg.

32. **Czarnikau.** 68 Mitglieder. Vorstand: M. Simonsohn, Vorsitzender; Federmann, J. Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; M. Kochmann, Schriftführer; Lehrer Cohn, Bibliothekar; Lemchen, Rendant.

33. **Danzig.** 224 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Moritz Cohn, Schatzmeister; Max Jacoby, Schriftführer; Adolf Levy, Bibliothekar; Justizrath Steinhardt, Sanitätsrath Dr. Wallenberg, Beisitzer.

34. **Detmold.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger A. Plaut, 1. Vorsitzender; Julius Weinberg, 2. Vorsitzender; B. Schönhans, 1. Schriftführer; Eduard Michaelis, Jena, 2. Schriftführer; Adolf Steinberg, Schatzmeister.

35. **Diedenhofen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Netter.

36. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Wormser, Strauß, Simon Jacobs.

37. **Dortmund.** 125 ordentliche, 15 außerordentl. Mitglieder. Vorstand: Prediger und Hauptlehrer Rothschild, 1. Vorsitzender; Siegfr. Freund, 2. Vorsitzender; Em. Goldschmidt, Schriftführer und Bibliothekar; Jacob Baum, Kassirer; San.-Rath Dr. Blankenstein; Rechtsanwalt Dr. Kempenich; Isidor Goldschmidt; Jacob Nathan Wolff.

38. **Düsseldorf.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Levison, Schriftführer; Carl Herzfeld, Schatzmeister; Dr. Freundlich, Louis Cohen, Karl W. Simons, Jac. Wolf, Beisitzer.

39. **Duisburg-Ruhrort.** 120 ordentliche, 25 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Goldbaum-Duisburg, 1. Vorsitzender; Jul. Philipps-Ruhrort, 2. Vorsitzender; Max Levy und R. Nußbaum-Duisburg, Schriftführer; Max Löwe-Duisburg, Kassirer.

40. **Eberswalde.** 56 Mitglieder. Vorstand: Prediger Eduard Hamburger, Vorsitzender; Kaufmann Albert Jacob, stellvertr. Vorsitzender; Ernst Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassenführer; J. Jonas.

41. **Eisenach.** 65 Mitglieder. Vorstand: Prediger E. Meyer, 1. Vorsitzender; H. Grünstein, 2. Vorsitzender; D. Mandelbaum, Schriftführer; M. Klebe, Kassirer; G. Neuhaus, Bibliothekar; J. Heilbrunn und J Cohn, Beisitzer.

42. **Elberfeld.** 150 Mitglieder. Vorstand: Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. L. Wetzstein, 2. Vorsitzender; H. Herz, Schriftführer; L. Fleischhacker, Kassirer; J. Kann, Bibliothekar.

43. **Elbing.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberstein, Vorsitzender; Dr. med. Simon, stellv. Vorsitzender; Th. Lesser, Schatzmeister; J. Bloch, Schriftführer; Sanitätsrath Dr. Laudon, N. Hirschberg, W. Lewin, Beisitzer.

44. **Erfurt.** 81 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, 1. Vorsitzender; Isaak Lamm, 2. Vorsitzender; Dr. Gustav Reichmann, 1. Schriftführer; Leopold Heilbrunn, 2. Schriftführer; G. Neukamp, Kassirer.

45. **Erlangen.** 20 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Joseph Karpf, 1. Vorsitzender; Lehrer Morgenthau, Sekretär und 2. Vorsitzender; Moses Stern, Kassirer.

46. **Essen** (Ruhr). 142 ordentliche und 20 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kanzleirath J. Hirsch, 2. Schriftführer; Kaufmann Siegfr. Cohen, Rendant; Bankier Isaak Sim. Hirschland und Bankier Herz L. Hirschland, Beisitzer.

47. **Filehne.** 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Richter, Ehrenvorsitzender; Albert Maaß, Vorsitzender; Julius Joseph, stellvertretender Vorsitzender; Alfred Salinger, Schriftführer; Gustav Löffer, Kassenrendant; Abr. Herzberg, Beisitzer.

48. **Forst i. L.** 28 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanw. Zuckermann, Vorsitzender; Prediger M. Pulvermann, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Jacob, Kassirer.

49. **Frankfurt a. M.** 270 Mitglieder. Vorstand: Alfred Geiger, Vorsitzender; Dr. Jacob Horovitz, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassirer; Dr. Isiack Heinemann, Raph. Ettlinger, Julius Landsberg, Heinrich Wisloch.

50. **Frankfurt a. O.** 66 Mitglieder. Vorstand: Dr. Lewy, Arzt; Louis Simon, Kaufmann; Ed. Abraham, Kantor; Osc. Stensch, Bibliothekar.

51. **Freiburg** in Baden. 12 Mitglieder. Vorstand: Jakob Mayer, Bertholdstr. 57.

52. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

53. **Gostyn.** 22 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Alfred Wachtel, Vorsitzender; Lehrer J. Speyer, Schriftführer; Kaufmann J. Weiß, Rendant; H. Friedmann, J. Perlinski, E. Tischler, Beisitzer.

54. **Geestemünde.** 44 Familien. Vorstand: Benno Adler in Bremerhaven, Fährstraße 16.

55. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, M. Lorsch, Arthur Meyer, A. Goldschmidt.

56. **Gelsenkirchen-Wattenscheid**. 99 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, Schriftführer; Lehrer Katz, Bibliothekar; D. Klestadt, Schatzmeister; Lehrer Oppenheim; M. Samuelsdorf.

57. **Gießen**. 110 Mitglieder. Vorstand: Großherzoglicher Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; J. Rothschild, stellvertretender Vorsitzender; Z. Kann, Rechner; Lehrer Levy, Schriftführer; J. Pfeffer.

58. **M.-Gladbach**. 84 Mitglieder. Vorstand: Hermann Cohen, Vorsitzender; Dr. jur. Fr. David; J. Aschaffenburg; Amtsgerichtsrath Stern; G. Jonas.

59. **Glogau**. 110 Mitglieder. Vorstand: Eduard Mamlock, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Lucas, Rechtsanwalt Fränkel, Rentier M. Cohn, Leopold Sachs.

60. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; Leopold Gimkiewicz, stellvertr. Vors.; Sam. Chraplewski, Schriftführer; Lesser Fink, stellvertr. Schriftführer; Joseph Krzywynos, Schatzmeister; Hermann Cohn, Bibliothekar; Bernhard Cohn, stellvertretender Bibliothekar.

61. **Gollub.** 34 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Beigeordneter und Stadtältester B. Aronsohn, 2. Vorsitzender; Stadtrath J. Tuchler, Schriftführer; Fabrikbesitzer Adolf Silberstein, Schatzmeister.

62. **Gotha.** 50 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

63. **Grätz** (Prov. Posen). 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. J. Friedmann, 1. Vorsitzender; B. Byk, 2. Vorsitzender; N. Krüger, Kassirer und Schriftführer; S. Jablonski, Bibliothekar.

64. **Graudenz**. 68 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Loevy, 1. Vorsitzender, Geh. Sanitätsrath Dr. Wolff, 2. Vorsitzender; Lehrer Mannheim, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Cantor Bernstein, 2. Schriftführer; Kaufmann J. Holzmann, Kassenwart.

65. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

66. **Hamburg**. 210 Mitgl. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassenwart; Dr. Toeplitz, Dr. Frank, Samson Goldschmidt, Alfred Levy, Alfred Cohn, Salomon Goldschmidt, Gustav Tuch, Beisitzer.

67. **Hameln.** 48 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Bachrach, Vorsitzender; Max Frankenstein, Rechnungsführer; S. Maybaum, Louis Adler und Arnhold Levy in Coppenbrügge, Beisitzer.

68. **Hamm i. Westf.** 40 Mitglieder. Vorstand: S. Schulmann, 1. Vorsitzender; J. Blumenthal, stellvertretender Vorsitzender; S. Elsberg, Kassirer; S. Klopstock, Schriftführer; J. Dannenbaum, Beisitzer.

69. **Hannover.** 152 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Director Dr. Knoller, Consul A. M. Simon, Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorff.

70. **Heilbronn a. N.** 52 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

71. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal.

72. **Hirschberg i. Schl.** 47 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann.

73. **Hörde.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, 1. Vorsitzender; Jakob Gans, 2. Vorsitzender; L. Strauß, Schriftführer; Max Rosenthal und Felix Heimann.

74. **Höxter.** 23 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender: Dr. C. Neustadt, 1. stellvertr. Vorsitzender; Ph. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

75. **Hoppstädten a. d. Nahe.** 66 Mitgl. Vorstand: Land-Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vors.; Lehrer F. Eppstein, 2. Vors.; Leopold Kronenberger II; Aron Kronenberger; Henri Michel, Birkenfeld-Neubrücke.

76. **Inowrazlaw.** 145 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Warschauer, Vorsteher; Rechtsanwalt Latte; Abramczyk, Protokollführer; Librowicz, Rendant.

77. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Nakler.

78. **Karlsruhe** (Baden). 220 Mitglieder. Vorstand: Geh. Regierungsrat Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrat Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. Th. Homburger, Schriftführer; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Arzt Dr. Max Rosenberg, Chemiker Dr. A. Kronstein.

79. **Kattowitz, O.-Schl.** 138 Mitgl. Vorstand: Dr. Glogauer, Dr. Braunschweiger, Rabbiner Dr. Cohn, Max Willner, Josef Brauer, Dr. Ehrenfried, J. Rothenstein.

80. **Kempen i. P.** 52 Mitglieder. Vorstand: Emil Pulvermann, Vorsitzender; Moritz Lubliner, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Fischer, Isidor Caro.

81. **Kiel.** 48 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, Vorsitzender; Direktor A. Katz und Kaufmann J. Tannenwaldt, Beisitzer; C. Schumm, Kassenwart; Lehrer L. Katz, Schriftführer.

82. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Adler, 1. Vorsitzender; Adolf Stiebel, 2. Vorsitzender; Gustav Lauber, Schriftführer; Lehrer Bamberger, Bibliothekar.

83. **Köln a. Rh.** 420 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Frank, 1. Vorsitzender; D. Wolffsohn, 2. Vorsitzender; Noa Kaufmann, Kassirer; Max Goldreich, Schriftführer; Dr. Bodenheimer, David Cohen, S. P. van Perlstein, Beisitzer.

84. **Königsberg i. Pr.** 180 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, Vorsitzender; Bankdirektor Grodsenski, Stellvertreter; Dr. med. Scherenschewsky, Kassierer; Rabb. Dr. Perles, Schriftführer; Kaufmann M. Feinstein, 2. Stellvertreter; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann S. M. Rabinowitz, Rentier J. Kirschner, Beisitzer.

85. **Kolmar i. P.** 33 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Levin, I. Vorsitzender; Leopold Wolff, stellvertr. Vorsitzender; Hermann

Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Rendant; Arthur Bud, Bibliothekar; David Heymann, Marcus Geballe, Beisitzer.

86. **Konstanz**. 122 Mitglieder. Vorstand: Stadtrabbiner Dr. L. Hannes, Vorsteher Emanuel Rothschild, Jacob Rosenfeld, Rechtsanwalt Bloch, Cantor A. Geismar, Sigmund Schwarz, Hermann Thanhauser.

87. **Krefeld.** 130 Mitglieder. Vorstand: Dr. Horowitz, Oberrabbiner, Vorsitzender; Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer; Marcus Reiß, Rendant; Jac. Gompertz, Rechtsanwalt Dr. Kaufmann, Dr. med. Wedel.

88. **Krotoschin.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Kaufmann Emil Cohn, 2. Vorsitzender; Kaufmann Markus Lewy, Schatzmeister; Kaufmann Julius Neumark, Schriftführer; Lehrer Alex. Margolius, Bibliothekar; Kaufm. Moritz Wagner und Lehrer Wolf, Revisoren.

89. **Labischin.** 25 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann H. Lewin, 2. Vorsitzender; Lehrer Spier, Schriftführer und Kassirer.

90. **Lage.** 60 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, 1. Vorsitzender; Dr. Meyer-Oerlinghausen, 2. Vorsitzender; M. L. Kabaker-Lemgo, 3. Vorsitzender; M. Löwenthal-Lage, Rendant; Lehrer Blumenthal, Lage, Schriftführer.

91. **Landsberg a. W.** 56 Mitglieder. Vorstand: Adolf Nathan, Vorsitzender; Dr, B. Elsaß, Max Obersitzko, Albert David, Lehrer Stern.

92. **Leipzig**. 250 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, 1. Vorsitzender; S. Nelke, 2. Vorsitzender; Dr. M. Zeitlin, 1. Schriftführer; Jacob Blumenfeld, 2. Schriftführer; O. Blümlein, Kassirer.

93. **Lippstadt.** 35 Mitglieder. Vorstand: B. Stern, Vorsitzender; J. Hammerschlag, Schatzmeister; J. Rosenfeld, S. Gostheim.

94. **Lissa i. P.** 105 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, Rechtsanwalt und Notar S. Nürnberg, Hauptlehrer A. Herbst, Dr. med. Scherbel und Kaufmann Sigismund Goldschmidt.

95. **Loebau** (Westpr.). 15 Mitgl. Vorstand: Kfm. J. Jacobsohn, Vorsitzender; Kfm. H. Cohn, Kassirer; Lehrer Tobias, Schriftführer und Bibliothekar.

96. **Loewen.** 18 Mitgl. Vorstand: Bahnspediteur D. Hermann, Vorsitzender; G. Muscat, Schriftführer.

97. **Lublinitz**. 20 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Kaufmann Louis Schlesinger, Lehrer Schöps.

98. **Ludwigshafen a. Rh.** 86 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; Lehrer und Kantor Wetzler, 1. Schriftführer; Sigmund Hirschler, 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Schatzmeister; Max Emanuel, 2. Schatzmeister; Ludwig Auerbacher, Moritz Gimbel, Jakob Wolff, Beisitzer.

99. **Lübeck.** 80 Mitglieder. Vorstand: Edmund Wiener, B. Goldschmidt, Julius Mecklenburg, Alex Adler, David Carlebach.

100. **Magdeburg.** 87 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rahmer, Ehrenvorsitzender; Oberstabsarzt a. D. Dr. Rosenthal, Vorsitzender; Rechtsanwalt Choyke, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. P. Wiesenthal,

Schriftführer; Kaufmann Max Weil, Bibliothekar; Max Singer, Rendant.

101. **Mainz.** 180 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salfeld, Vorsitzender; Eugen Herzog, Kassirer; B. Nußbaum, Schriftführer; E. Heiden-Heimer, M. Kahn, Sally Lazarus, R.-A. Dr. M. Loeb, Dr. med. J. Metzger, R.-A. Dr. R. Schauer, Beisitzer.

102. **Mannheim.** 180 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor Rosenbaum, Kassirer; Dr. G. Kaufmann und Dr. Felsenthal, Beisitzer.

103. **Marburg** (Hessen). 56 Mitgl. Rabb. Dr. Munk, Vors.

104. **Meiningen.** 40 Mitgl. Vorstand: Hugo Lang, stellvertr. Vorsitzender und Schriftführer; Carl Heimann, Kassirer; Julius Haas, Bernhard Rosenbach, Beisitzer.

105. **Memel.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Em. Carlebach, Vorsitzender; Kfm. Leon Scheinhaus, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Hermann Jacobsohn, Schriftführer; Kaufm. J. Hurwitz, stellvertr. Schriftführer; Kfm. G. Millner, Kassirer; Kaufm. A. S. Landau, stellvertr. Kassirer; Kaufm. J. Werblowsky, Bibliothekar;

106. **Metz.** 130 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender, D. Weil, 1. Vorsitzender; Dr. J. Meyer, 2. Vors., Lehrer M. Kahn und Apotheker A. Levy, 1. und 2. Schriftführer; Sam. Bloch, Kassirer; A. Etling und E. Klein, Beisitzer.

107. **Militsch** (Bez. Breslau). 12 Mitglieder. Vorstand: Schaue Hauptmann

108. **Mülhausen** (Elsaß). 115 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Vorsitzender; Raphael Blum, Kassirer; Dr. Alfred Elias, Henri Wallach; J. Bloch-Dreyfuß, Schriftführer.

109. **Mülheim a. d. R.** 90 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jonas, 1. Vorsitzender; Dr. Cahn, 2. Vorsitzender; Carl Jonas, Schriftführer und Kassirer; R. Katz, stellvertr. Schriftführer; B. Cohn, M. Kann, G. Kaufmann, G. Kaufmann Sohn, A. Schöndorff, Beisitzer.

110. **München.** 450 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrat Gotthelf, 2. Vorsitzender; Isidor Popper, Schriftführer; Albert Schulmann, Kassirer; Justizrath Boscowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Staatsanwalt Silbermann, Karl Haas, Direktor Kahn, Justizrath Dr. Rosenthal.

111. **Myslowitz** (Oberschl.). 65 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Norden, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer J. Bach, Bibliothekar; H. Rosenau, Schriftf.; Rentner A. Kuhn, Rendant.

112. **Nakel.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. G. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, Stellvertreter; David Itzig, Kassirer; J. C. Behr, Schriftführer; Siegmund Baerwald, Bibliothekar; David Herrmann und J. Peczkowski, Beisitzer.

113. **Neisse i. Schles.** 46 Mitglieder. Vorstand: Oscar Sorauer, 1. Vorsitzender; Rabbiner Max Ellguther, 2. Vorsitzender, Schriftführer und Bibliothekar; J. Rechnitz, Rendant; Eugen Berger, prakt. Zahnarzt, Louis Fraenkel, Regierungsbaumeister a. D., Beisitzer.

114. **Neustettin** (Pommern). 50 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. B. Will, 1. Vorsitzender; Max Wolffberg, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilh. Lewy, Schriftführer; Georg Behrend, Kassierer; Louis Kaminer, Beisitzer.

115. **Neuwied.** 70 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; Dr. Aron, stellvertretender Vorsitzender; Jos. Geisel, Kassirer; Kgl. Bauinspektor Ratkowski, Schriftführer; Jul. Meyer, A. Nathan, S. Flatow, Leop. Löb, Beisitzer.

116. **Nienburg** (Weser). 36 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Sally Abraham, Stellvertreter des Vors.; Moritz Friedheim, Schriftführer; Bernhard Goldschmidt, 2. Schriftführer; Moritz London, Schatzmeister.

117. **Nürnberg.** 500 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Samuel Bloch, Wilhelm Ottensooser, Schriftführer; Kommerzienrat Ludw. Metzger, Kassirer.

118. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Julius Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

119. **Oberstein a. d. Nahe.** 42 Mitglieder. Vorstand: Land-Rabb. Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Elias A. Neuhäuser, 2. Vorsitzender; Oscar Stern; Louis Liefmann; S. Weingarten; Julius Wolff; Max Aronheim, Idar.

120. **Obornik.** 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Gutmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer; L. Friedmann, Kassirer; Jacob Zwirn, Beisitzer.

121. **Offenbach a. M.** 100 Mitglieder. Vorstand: E. Gabriel, Rabb. Dr. Goldschmidt, Stephan Gombrich, Ferdinand Hitz, Heinrich Merzbach, Siegfried Stark, Alfred Strauß.

122. **Oppeln.** 102 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, Vorsitzender; Dr. Schlesinger, Justizrat Cohn, Max Friedländer, Adolph Goldfeld, Hermann Proskauer, Adolph Herlitz.

123. **Osterode** (Ostpr.). 26 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann Vorsitzender; Dr. Löwenberg, Stellvertreter; Dr. Ritterband, Bücherverwalter; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Kassenwart.

124. **Ostrowo i. P.** 55 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Freund, 1. Vorsitzender; Oekonomierat Goldstein, 2. Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, Kaufmann Max Friedländer, prakt. Arzt Max Peiser, Kaufmann Jacob Fabisch, Kaufmann Max Stillschweig.

125. **Pankow.** 30 Mitglieder. Vorstand: M. Heimann, Vorsitzender; Direktor M. Wilinski, und Dr. Mannheim, Schriftführer; Georg Schwarz, Schatzmeister; Glasermeister Selbiger, Gärtner Herzfeld, und Henschel, Beisitzer.

126. **Pinne.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Vorsitzender; Siegfr. Salomonsky, Schriftführer; Salomon Abraham, Kassirer.

127. **Pirmasens.** 82 Mitglieder. Vorstand: Jacob Kahn, Vor-

sitzender; Nathan Kahn, Stellvertreter; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassirer.

128. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassirer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

129. **Pleß O.-Schl.** 36 Mitglieder. Vorstand: H. Timendorfer, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rau, R. Bielschowsky, B. Steiner, Dr. Zivier.

130. **Potsdam.** 84 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Josef Josephsohn, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kälter, Schriftwart; Wilhelm Lehmann, Schatzmeister.

131. **Prenzlau.** 48 Mitgl. Vorstand: Rabb. Dr. Oscar Bähr, 1. Vorsitzender; David Mayer, 2. Vorsitzender; Louis Marcuse, Schatzmeister; Leo Friedländer, Schriftführer; Albert Lindenheim, Bibliothekar.

132. **Rahden.** 35 Mitglieder. Vorstand: D. Oppenheim, Vorsitzender; M. Frank, Schriftführer; Lehrer Rhein, Beisitzer.

133. **Ratibor.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Tienemann, Vorsitzender; Lehrer Biberfeld, Schriftführer und Bibliothekar; Banquier Hans Hoeniger, stellvertr. Vorsitzender; Ludwig Mandowsky, Rendant; Dr. Böhm, L. Pinczower, H. Wachsner, Beisitzer.

134. **Rawitsch.** 35 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Cohn, 1. Vorsitzender; Justizrat Breslauer, 2. Vorsitzender; S. Toeplitz, Kassirer; Georg Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

135. **Recklinghausen.** 80 (ordentl. u. außerordentl.) Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; M. Gans-Herne, stellvertr. Vorsitzender; Elementarlehrer Tannenbaum, 1. Schriftführer; Michel-Reckl.-Bruch, 2. Schriftführer; Otto Cosmann, 1. Kassirer; Müller-Herten, 2. Kassirer.

136. **Rogasen** (Bez. Posen). 62 Mitgl. Vorstand: S. Ruschin, Vorsitzender; J. Rummelsburg, 2. Vorsitzender; J. Lissner, Kassenführer; Oscar Kirschner, Schriftführer; Lehrer J. Brock, Bibliothekar

137. **Saargemünd.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Dreyfuß, Ehrenvorsitzender; André Cahen, 1. Vorsitzender; Albert Neher, 2. Vorsitzender; Max Coblentz, Schatzmeister; Michael Lilienfeld, 1. Schriftführer; Jakob Fohlen, 2. Schriftführer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Jacob Meyer und Leon Reims, Beisitzer.

138. **Samter.** 58 Mitglieder. Vorstand. Dr. Wreschner, J. Gorzelanczyk, L. Wagner, L. Holländer, L. Kollenscher, Lehrer Borchardt.

139. **St. Johann.**

140. **Schildberg** i. Posen. 35 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer B. Salinger, 1. Vorsitzender; Dr. med. Schlesinger, 2. Vorsitzender; Lehrer K. Singermann, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Jakuborski, Kassenführer; Kaufmann Niclas.

141. **Schivelbein i. P.** 26 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, 1. Vorsitzender; Martin Borchardt, 2. Vorsitzender; Julius Gottschalk, Kassenführer; S. Saul, Schriftführer; Isidor Gabbe Bibliothekar.

142. **Schneidemühl.** 80 Mitglieder Vorstand: Rechtsanwalt Soldin, 1. Vorsitzender; Rabb. Kand. Dr. Lewkowitz, 2. Vorsitzender;

Lehrer Lewin, Schriftführer; Kaufmann J. Edel, Rendant; Kaufmann Pleß, Bibliothekar; Rentier Berliner, Arzt Dr. Mislowitzer, Beisitzer.

143. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn.

144. **Schroda.** 28 Mitglieder: Vorstand: Buchdruckereibesitzer J. Bernstein, 1. Vorsitzender; Boroschek, Stellvertreter; Grunardt, Rendant; A. Heimann, Schriftführer; Prediger M. Heimann, Beisitzer.

145. **Schwedt a. O.** 35 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Holzer, Ehrenmitglied; Dr. med. Löwenthal, 1. Vorsitzender; G. A. Meinhardt, 2. Vorsitzender; S. Beutler, Hugo Seelig, A. Müllerheim, P. Rosner.

146. **Schweinfurt.** 64 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Banquier L. Lehmann.

147. **Schwetz** (Weichsel). 82 Mitglieder. Vorstand: Ad. Knopf, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Nordheimer, stellvertr. Vorsitzender; Pincus Bieber, Kassenführer; Paul Bremer, Schriftführer; Religionslehrer N. Dahl, Bibliothekar.

148. **Siegburg.** 49 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

149. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Dr. Haas, Vorsitzender; Lehrer V. Berendt, Schriftführer und Bibliothekar; Gustav Hesse, Schatzmeister.

150. **Soetern** (Fürstenthum Birkenfeld). 40 Mtgl. Vorstand: Landrabb. Dr Lewit, Ehrenpräsident; Lehrer Baum, 1. Vorsitzender; Isak Sender, 2. Vors.; Hermann Hirsch; Emil Kahn; David Sender; Jacob Wolff.

151. **Speyer.** 135 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Leop. Klein, Kassirer; Jul. Seligmann, Schriftführer.

152. **Stadtlengsfeld.** 28 Mitglieder. Vorstand: Großherzoglicher Landrabbiner Dr. Wiesen und M. Klar.

153. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand: Max Falkenstein, 1. Vorsitzender; Siegfried Hochheimer, 2. Vorsitzender; A. Katzenstein, Schriftführer.

154. **Stettin.** 177 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. H. Vogelstein, 1. Vorsitzender; Gotthold Lewy, 2. Vorsitzender; M. Wolfen, Kassirer; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. Ehrenberg und Sigismund Wiener, Beisitzer.

155. **Stolp** (Pommern). 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, Vorsitzender; Moritz Aron, Hermann Blau, Simon Michaelis, Zahnarzt Max Neumann, Max Gottschalk, Hugo Freundlich.

156. **Straßburg i. E.** 107 Mitglieder. Vorstand: J. Haas, M. Secretan, A. Bloch, L. Koch, M. Schwartz.

157. **Gr. Strelitz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Geheimrat Dr. Grätzer, 1. Vorsitzender; Justizrat M. Wohlauer, stellvertr. Vorsitzender;

Prediger Steiner, Schriftführer; Dr. M. Wachsner, S. Rothmann, Beisitzer.

158. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

159. **Stuttgart.** ca. 200 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Kaulla, Vorsitzender.

160. **Tarnowitz.** 45 Mitglieder. Vorstand: Dr. Emrich, Vorsitzender; Siegfried Kamm, 2. Vorsitzender; Leo Panofsky, Kassirer; Dr. Ritter, Schriftführer; Felix Behnsch, Archivar.

161. **Thorn.** 120 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer; Kaufmann D. Gerson, Kaufmann Hermann Moskiewicz und Bildhauer Sally Meyer Beisitzer.

162. **Tilsit.** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Grumach, 2. Vorsitzender; Kaufmann J. Sebba, 1. Schriftführer; Kaufmann Moritz Bräude, 2. Schriftführer; Kaufmann M. Glaß, Schatzmeister.

163. **Tremessen.** 11 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levin, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer

164. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

165. **Ulm a. D.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt S. Moos, Vorsitzender.

166. **Unna i. W.** 23 Mitglieder. Vorstand: S. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Lehrer Mendel, 2. Vorsitzender; O. Marx, M. Grünewald, L. Rosenberg.

167. **Vallendar.** 33 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender; J. Salomon, Stellvertreter; Max Löb, Schriftführer; Alex Alexander, Kassirer.

168. **Warburg i. W.** 20 Mitglieder. Vorstand; J. Lehmann, 1. Vorsitzender; S. Block, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

169. **Wesel a. Rh.** 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Gustav Harff und Hermann Leyens, Beisitzer.

170. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Adolf Witkowski; Adolf Lubinski.

171. **Witten** (Westfalen). 45 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Oswald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; S. Löwenstein, Bibliothekar; M. Blanck, Kassirer.

172. **Witzenhausen.** 21 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; S. Steinhardt, 2. Vorsitzender; L. Trepp, Kassirer; S. Winterberg, Schriftführer; S. Levy, M. Kugelmann, Beisitzer.

173. **Wongrowitz.** 46 Mitglieder. Vorstand: Kaufm. J. Förder, Vorsitzender; Cantor Nischkowski, Kaufm. E. Fuchs, Barbier Rosenberg, Kaufm. J. Becher, Kaufm. B. Gerson, Lehrer Spiewkowski.

174. **Worms.** 30 aktive und 60 passive Mitglieder. Vorstand: Ad. Sinsheimer, Vorsitzender; M. Loeb, C. Celler, H. Joseph, F. Honig, A. Stein, B. Stern.

175. **Wreschen.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Rechtsanwalt Peyser, Medizinalrat Dr. Michaelsohn, Gemeindevorsteher L. Miodowski, Lehrer Cohn, Itzig, J. Türk.

176. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassirer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann, Vergnügungsausschuß.

177. **Würzburg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Seminarlehrer Dr. G. Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Kaufm. Emanuel Goldschmidt, Kassirer; prakt. Arzt Dr. Guttenberg und Reallehrer Prof. Dr. Bacherach, Ausschußmitglieder.

178. **Znin.** 32 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Baruch, Hermann Cohn, Heymann Cheim, Elias Lewin.

Bericht

über die litterarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1902/1903.

Aachen.

Vorträge: 1902. 28. Oktober: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Josel von Rosheim, ein Anwalt der Juden. — 26. November: Dr. Oscar Kaiser-Cöln: „Die Geißlerin" von Josef Lauff. (Rezitation). — 16. Dezember: Dr. Grünfeld-Bingen: Spinoza und Sabbatai Zewi. — 1903. 21. Januar: Rechtsanwalt Dr. Francken-Aachen: Juda Halevi. — 9. Februar: Redakteur Dr. Adolf Brüll-Frankfurt: Die assyrisch-babylonischen Entdeckungen und die Bibel. — 4. März: Prof. Dr. Max Schmid-Aachen: Max Liebermann und die moderne Hellmalerei (mit Lichtbildern).

Allenstein (Ostpr.).

Vorträge: Direktor Maurice Maurisson: Deklamationen. — Rabbiner Dr. Olitzki: Judentum und Griechenthum. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Optimismus und Pessimismus im Judentume. — Redakteur L. Erichsen-Breslau: Palästina. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Bibel und Babel.

Diskussionsabende: 1. Dr. Kamnitzer: Leop. Zunz. 2. Rabb. Dr. Olitzki: Max Samuel. 3. Ludw. Silberstein: Hebbels Judith. 4. Rabbiner Dr. Olitzki: Das Zeitalter von Esra und Nehemia.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Olitzki; Stellvertreter: Kantor Karo.

Alzey.

Vorträge: Dr. Levy: Alexander von Humboldt und seine Bedeutung für Juden und Judentum.

Der hiesige Verein wurde Ende des Wintersemesters 1902/03 ins Leben gerufen und durch oben bezeichneten Vortrag eingeleitet.

Augsburg.

Vorträge: Dr. Adolf Brüll-Frankfurt a. M.: Ein Gang durch einen talmudischen Traktat. Rabbiner Dr. Thieberger-Komotau: „Don Isaak Abarbanel, ein spanischer Minister. Prof. Dr. Lefmann-Heidelberg: Heine, Börne u. Gabriel Riesser. Justizrat J. Herzfelder: Berth. Auerbach.

Bamberg.

Vorträge: Dr. A. Eckstein: Zur Geschichte der Emanzipation der Juden in Bayern (erster Teil). Prof. Philippson: Das Judentum und die andern Kulturreligionen. Archivrat Dr. Mummenhoff-Nürnberg: Geschichte der Juden in Nürnberg. Oskar Wassermann-Berlin: Das mosaische Gesetz und seine Beziehung zur babylonischen Kultur.

Gemeindebibliothek mit ca. 300 Bänden.

Berlin.

Vorträge: 29. Oktober 1902: Karl Emil Franzos: „Jugenderinnerungen." — 27. November 1902: Prof. Dr. Ernst Sellin-Wien: „Meine Ausgrabungen in Palästina" (mit Lichtbildern). — 15. Januar 1903: Chefredakteur Dr. J. Landau: „Der Jude auf dem Theater." — 12. Februar 1903: Schuldirektor Dr. J. Löwenberg-Hamburg: „Moderne jüdische Erziehung." — 19. März 1903: Rabb. Dr. Salfeld-Mainz: „Historische Erinnerungen auf einer Rheinfahrt." — 23. April 1903: Prof. Dr. Sigmund Fränkel-Breslau: „Bibel und Koran."

Vortrags-Cyklen: 11. November und 10. Dezember 1902: Prof. Dr. A. Berliner: „Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden im Mittelalter." — 25. März und 6. April 1903: Rabb. Dr. Eschelbacher: „Aus der Geschichte der Juden nach dem babylonischen Exil."

Diskussionsabende: 22. Januar 1903: Rabb. Dr. Ludwig Pick: „Friedrich Nietzsche und seine Stellung zum Judentum." — 25. Februar 1903: Dr. Josef Horowitz: „Juden in Arabien."

Bernburg.

Vorträge: Dr. S. Flaschner-Bernburg: Marcus Jost. Dr. jur. Gronemann-Hannover: Die historische Entwickelung des Zionismus. Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Neuere Gestalten aus der jüdischen Litteratur.

Diskussionsabend: Der ewige Jude in Sage und Poesie. Ref.: Moritz Schwab.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Simonsohn.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Rezitation des Herrn Richard Treu vom Stadttheater in Frankfurt a. M. Dr. Gustav Karpeles: Humor und Liebe in der Poesie des Judentums. Dr. Adolf Kohut: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart. Rabbiner Dr. Neuwirth: Die Ethik des Judentums. Dr. Arthur Kahn (jetzt Berlin): Das alte und das neue Ghetto. Doz. Dr. Heinrich Grünbaum-Bingen: Moderne Angriffe gegen das Judentum.

Bonn.

Vorträge. Dr. Kalischer: Ein dänischer Ghettodichter. Dr. Lichtenstein-Neuwied: Die Anfänge der Emanzipation. Rabbiner Dr. Rosenthal-Köln: Salomon Maimon, sein Leben und seine Lehre. Dr. Brüll-Frankfurt a. M.: Babel und Bibel. Dr. Edelstein: Ueber jung-jüdische Kunst. 3 Diskussionsabende.

Bosen (Fürstenthum Birkenfeld).

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Lewit: Nach welchen Grundsätzen ist der Beruf der schulentlassenen Knaben und Mädchen zu bestimmen? — Die erzieherische Bedeutung der Sprüche der Väter.

Vorlesungen u. Diskussionen: Referent: Lehrer H. Katzenstein.

Brakel, Kr. Höxter.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Ueber den Talmud. — Dr. Rosenthal-Pr.-Stargard: Die Makkabäer. — Dr. Hochfeld-Frankfurt a. O.: Das innere Wachstum des Judentums im 19. Jahrhundert.

Den Vorträgen schloß sich stets eine längere oder kürzere Diskussion an.

Bibliothek mit 58 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Weiler.

Unserm Verbande, dem Verbande der Vereine für jüd. Geschichte und Litteratur in Westfalen und Lippe, ist der Verein Detmold beigetreten, so daß zu demselben folgende Vereine gehören: Brakel (Kr. Höxter), (Vorort), Steinheim, Höxter, Warburg, Detmold, Lage, Lippstadt. Vorsitzender des Verbandes: Jul. Flechtheim, hier; Geschäftsleiter: Lehrer M. Weiler, hier.

Brandenburg a. H.

Rabb. Dr. Ackermann: Judentum und Christentum. — Kaufmann S. Spandau: Jüdische Aerzte im Mittelalter. — Dr. Arthur Kahn-Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Michael Beer, der Dichter des Paria. — Dr. Ackermann: Mordechai und Esther (Festvortrag zum Purimball). — Dr. Ackermann: Belletristische Vorlesung. — Felix Falk-Potsdam: Die Juden in der neueren Litteratur.

Bibliothek mit etwa 100 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ackermann.

Braunschweig.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grunwald-Hamburg: Ein Kapitel jüdischer Kunstgeschichte. — Konsul Simon-Hannover: Die soziale Lage der Juden in den Staaten Europas. — Frau Regina Neisser-Breslau: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judentum. — Karl Emil Franzos-Berlin: Jugenderinnerungen. — Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Historische Erinnerungen auf einer Rheinfahrt.

Diskussionsabende: F. Spanjer-Herford: Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch. — Landesrabb. Dr. Rülf: Levin Goldschmidt, ein Lebensbild in Briefen.

Bibliothek mit 250 Bänd. Bibliothekar: Bankier F. Spanjer-Herford.

Bremen.

Vorträge: 1902. 6. November: Rabb. Dr. Rosenak: Aberglauben und Zauberwesen im Judentum. — 4. Dezember: Dr. med. A. Kahn-Bonn: Altes und neues Ghetto. — 28. Dezember: Dr. chem. J. Pinette-Bremen: Rembrandt als Bibelmaler. — 1903. 4. Januar: Rabb. Dr. Vogelstein-Stettin: „Uriel Acosta“ Wahrheit und Dichtung. — 22. Januar: Dr. med. Simchowitz-Köln: Die jüdisch-deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. — 15. Februar: Landrabb. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung, Charakter einst und jetzt. — 8. März:

Dr. Ernst Tuch-Berlin: Die Juden in den polnischen Aufständen. — 30. April: Rabb. Dr. Rosenak-Bremen: Nächstenliebe und Talmud.

In dieser Saison, am 12. November, hielt Herr Rabb. Dr. Rosenak einen sehr interessanten Vortrag über: „Meine Erlebnisse in Galizien."

Breslau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Guttmann, Rabbiner Dr. Rosenthal, Dozent Dr. M. Braun: Zyklus: Geschichte der Juden im Deutschen Reiche im Mittelalter. — Kirchenrat Dr. Kroner-Stuttgart: Jud' Süß. — Prof. Dr. L. Cohn: Altes Testament und Keilschrift. — Rechtsanwalt Joël: Einfluß der antisemitischen Bewegung auf die innere Entwickelung der deutschen Juden. S. Laqueur-Breslau: Crémieux.

Der Verein hat im Januar 1902 sein zehnjähriges Bestehen durch ein gemeinsames Abendessen gefeiert. Als Vereinsschrift wurde den Mitgliedern das neueste Jahrbuch des Verbandes der Vereine für jüd. Geschichte und Litteratur kostenlos zugesendet.

Briesen, Westpr.

Vorträge: 21. Dezember 1902: Rabb. Dr. Olitzki-Allenstein: Flavius Josephus und seine Zeit. — 18. Januar 1903: Adolf Bukofzer-Danzig: Soziale Bestrebungen innerhalb des Judentums. — 1. Februar: Diskussionsabend über das Thema: Die Armengesetzgebung des Judentums; Referent Dr. Eppenstein. — 15. Februar: Rabb. Dr. Guttmann-Culm a. W.: Die Stellung der Frau nach Bibel und Talmud. — 25. Oktober: Dr. Eppenstein: Gabirol, ein jüdischer Dichter und Denker in Spanien. — 15. November: Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Der Bar Kochba-Aufstand in der Agada.

Bibliothek mit ca. 70 Bänden. Bibliothekar: Dr. Wolff.

Bromberg.

Vorträge: Frl. Dr. Samter: Die jüdische Gesellschaft Berlins am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Rhetor G. Schöffel: Rezensionen. — Rabbiner Dr. Wreschner: Berthold Auerbachs Beziehungen zum Judentum. — Rabbiner Dr. Walter: Isaak Troki, ein Beitrag zur Apologie des Judentums. — Stud. theol. et phil. Cohn: Das Judentum in den darstellenden Künsten.

Bibliothek mit ca. 70 Bänden.

Cassel.

Vorträge: Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Landrabbiner Dr. Prager-Cassel: Warum machen die Juden keine Bekehrungsversuche (2 Vortr.). — Die judenfeindliche Litteratur (3 Vortr.). — Referendar Dr. Scheye-Cassel: Die Gerichtsbarkeit der alten Juden. Seminardirektor Dr. Lazarus-Cassel: Bibel und Babel. Lehrer Horwitz-Cassel: Ueber Synagogengesang.

Bibliothek mit 77 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Ludwig Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Dr. Ascher-Ketschendorf: Die Wissenschaft in der jüdischen Litteratur. — Dr. Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der Poesie des Judentums. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.:

Die jüdische Frau im Erwerbsleben. — Dr. Holzer-Schwedt a. O.: Lichtstrahlen aus dem Leben der Juden im deutschen Mittelalter.

Es fand ein Litteraturabend statt, an welchem Lehrer S. Oppenheim einen Vortrag hielt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Oppenheim.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Rabbiner Dr. B. Seligkowitz: Faust und Hiob. — Prophetie und Poesie. — Die Juden in Alexandrien. — Die Juden in Spanien. — Aus der talmudischen Litteratur.

Cottbus.

Vorträge: Dr. Leopold Stein-Berlin: Juden in Spanien. — Dr. M. Lewin-Berlin: Mohammed und die Juden. — Dr. Finkel-Pasewalk: Erziehung und Unterricht bei den Juden. — Dr. Ticktien-Breslau: Propheten in Israel. — Dr. Posner-Karlsruhe: Immanuel, der Freund Dantes. — Dr. Lewin-Pinne: Heine und die Juden. — Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Gedanken über religiöse Erziehung. — Dr. Karpeles-Berlin: Goethe und das Judentum. — Woldemar Reyersbach-Cottbus: Prager Ghettobilder.

Es wurden drei Diskussionsabende abgehalten, in denen meistens die Gemeinde betreffende Angelegenheiten zur Aussprache kamen. — Außerdem hat der Verein eine Channukahfeier, an der auch Nichtmitglieder sich beteiligten, veranstaltet.

Eine Bibliothek ist im Entstehen begriffen.

Culm a. W

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargardt: Drei Rätselbücher der Menschheit (Kohelet, Hamlet und Faust). — Rabb. Dr. Guttmann: Die Stellung der Frau im Judentum. — Rechtsanwalt Blumenthal: Die rechtliche Stellung der Juden in Preußen und Deutschland. — Dr. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Der Kampf um Bibel und Babel.

Bibliothek mit 32 Bänden. Bibliothekar: M. Kirschstein.

Culmsee.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterliches Heim. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargardt: Eine jüdische Gemeinde vor 2000 Jahren. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Ein Gang durch ein deutsches Ghetto im zwölften Jahrhundert.

Danzig.

Vorträge: 5. Januar: Julius Levy-Danzig: Ein Kampf um Jerusalem. — 4. Februar: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der Litteratur. 24. März: Dr. Carl Fuchs-Danzig: Musik und Judentum, mit Erläuterungen am Flügel. — 3. November: Prof. Dr. Philippson-Berlin: Die Juden im alten Rom. — Im Dezember: Rabbiner Dr. Freudenthal-Danzig: Die jüdische Religionsphilosophie.

Diskussionsabende: 24. Februar: Dr. med. Philipp-Danzig: Die Krankheiten der Juden. — 20. Oktober: Dr. med. Oehlschlaeger-Danzig: Die Teilnahme der Juden am Pyramidenbau. — 18. November: Lehrer Friedländer-Danzig: Die Antisemiten und die Bibel.

Bibliothek mit gegen 200 Bänden. Die Bibliothek ist in der Lesehalle aufgestellt.

Dem Verein ist eine öffentliche Lesehalle angegliedert, die sich Langenmarkt 1 befindet und täglich von 11—1 und 3—9½ Uhr geöffnet ist. Der Lesezirkel des Vereins steht den Mitgliedern gegen eine vierteljährliche Abtragegebühr von 75 Pf. zur Verfügung.

Detmold.

Vorträge: Dr. G. Karpeles: Leopold Zunz. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Sirach, ein altjüdischer Denker und Dichter. A. Plaut-Detmold: Kampf gegen Aberglauben. — Rabb. Dr. Hochfeld-Frankfurt a. O.: Die innere Entwicklung des Judentums im 19. Jahrhundert. — Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Bildung und Erziehung einst und jetzt.

Dinslaken.

Vorträge: Wormser: 1. Was wollen wir? 2. Unser Gebetbuch. — Strauß: Mendelssohn und die Emanzipation der Juden. (2 Vortr.)

Diskussionsabende: Jeden Sonntag. Ref.: Wormser u. Strauß.

Der Verein bezweckt neben jüdischer Litteratur und Geschichte die Pflege des Hebräischen.

Dortmund.

Vorträge: Dr. Goldschmidt-Offenbach: Moses, Zarathustra und Nietzsche. — Dr. Arthur Kahn-Bonn: Das jüdische Weib. — Prediger Plaut-Detmold: Kampf gegen Aberglauben, eine wichtige Aufgabe des Judentums. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Leo Erichsen-Breslau: Die Juden in Palästina und Aegypten. — W. Bambus-Berlin: Die Lage der Juden in den westöstlichen Ländern Europas.

An die Vorträge schlossen sich gewöhnlich Besprechungen an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Goldschmidt.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Oktober 1902: Rabb. Dr. Goldschmidt-Offenbach: Die Poesie der hebräischen Gebete. — Novbr. Rabb. Dr. Frank-Köln: Der Talmudstreit im 16. Jahrhundert. — Dezbr.: Dr. Alfred Klee-Berlin: Der Zionismus. — Jan. 1903: Rabb. Dr. Samuel-Essen (Ruhr): Wert und Unwert des Zionismus. — Febr.: Prof. Dr. M. Philippson-Berlin: Ein judenfreundlicher Papst (Martin V.). — März: Rabbiner Dr. Frank-Köln: Bibel und Babel.

Besondere Diskussionsabende wurden nicht veranstaltet. Die Diskussionen schlossen sich an die Vorträge an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Loewe-Duisburg.

Der hiesige Verein ist aus dem Westfalen-Rheinland-Verband ausgetreten und hat eine provisorische Vereinigung mit Aachen, M.-Gladbach, Mülheim-Ruhr, Wesel geschlossen. Sofern sich dieser Zusammenschluß als praktisch erweist, soll im kommenden Sommer ein Verband begründet werden.

Eberswalde.

Vorträge: Vorsitzender Hamburger: Die Humanität im Judentum. — Rabb. E. Levy-Berlin: Das Buch Ruth.

Eisenach.

Vorträge: Dr. Kohut-Berlin: Die namhaftesten Humoristen jüd. Glaubens. — Dr. Kahn-Bonn: Altes und neues Ghetto. — Dr. Königsberger-Pleschen: Toleranzideen im Talmud. — Dr. Karpeles-Berlin: Glaubenswechsel und Glaubenstreue. — Schauspieler Laub, hier: Rezitationsvortrag. — Dr. Pinn-Berlin: Die Bedeutung des Judentums für die Erhaltung der Wissenschaft im Mittelalter. — Dr. Holzer-Schwedt a. O.: Die Missionstätigkeit der Juden in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Elbing.

Vorträge: 5. Febr. 1903: Dr. Gust. Karpeles: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — 19. März: Rabb. Dr. Freudenthal-Danzig: Die jüdische Religionsphilosophie. — 5. Novbr.: Prof. Dr. M. Philippson-Berlin: Das Judentum und die übrigen Kulturreligionen.

Erfurt.

Vorträge: 4. Novbr. 1902: Dr. Arthur Kahn-Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — 25. Novbr.: Rabb. Dr. B. Königsberger-Pleschen: Toleranzideen in Bibel und Talmud. — 9. Dezbr.: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der deutschen Litteratur. — 25. Januar 1903: Dr. Karl Pinn-Berlin: Der Jude als Romanfigur. — 19. Febr.: Rabb. Dr. Holzer-Schwedt a. O.: Die Missionstätigkeit der Juden in vorchristl. Zeit. — 14. März: Frau Dr. Salzberger: Maeterlincks Monna Vanna und die biblische Judith.

Bibliothek mit 146 Bänden. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Rabb. Dr. Goldschmidt-Offenbach: Die Poesie unserer Gebete. — Rabb. Dr. Franck-Köln: Der Kampf um den Talmud im Anfang des 16. Jahrhunderts. — Dr. med. Arthur Kahn-Bonn: Die Frau im Judentum und ihre Aufgaben. — Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Was lehrt das Judentum über das Verhalten zum Andersgläubigen. — Prof. Dr. Martin Philippson-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Rabb. Dr. Hochfeld-Frankfurt a. O.: Das innere Wachstum der deutschen Judenheit im 19. Jahrhundert. — Rabb. Dr. David-Bochum: Was lernen wir aus den babylonisch-assyrischen Ausgrabungen, mit Rücksicht auf die Delitzschen Vorträge über Babel und Bibel. — Rabb. Dr. Samuel-Essen. Die letzten Tage der Juden in Spanien. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Gedenkfeier für Professor Dr. Lazarus-Meran; zugleich Generalversammlung.

Außerdem: Vortragszyklus für junge Leute. Hauptthema: Die Juden in Westeuropa. — 1. Jüdisch-spanische Staatsmänner. — 2. Jüdisch-spanische Dichter. — 3. Jüdisch-spanische Denker. — 4. Die Juden in Deutschland, 1. Teil. — 5. Die Juden in Deutschland, 2. Teil. — 7. Moses Mendelssohn und sein Einfluß auf die Gegenwart. Daran anschließend: Fragebeantwortung, Zeitungsschau und

gesellige Unterhaltung. Die Leitung der letzteren lag in den Händen eines besonderen Komitees.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekskommission: Rabb. Dr. Samuel, Dr. med. Cohen, Kanzleirat Hirsch, Dr. med. Levi.

Filehne.

Vorträge: Frau Dr. Richter-Filehne: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Frl. Dr. Samter-Berlin: Berühmte Frauen und Männer am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Dr. Richter-Filehne: Die Wissenschaft des Judentums in ihrer alten und neuen Gestalt. — Blumenfeld-Filehne: Rezitationen jüd. Gedichte. — Fabian-Schoenlanke: Die Stellung der Frau im ältesten Judentum. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Bibel-Babel.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Patschinski.

Forst i. L.

Vorträge: Oberlehrer C. Geballe-Berlin: Zum biblischen Schöpfungsberichte. — Rabb. Dr. Hochfeld-Frankfurt a. O.: Die Judenverfolgungen im Mittelalter und ihre Ursachen. — Prediger Pulvermann-Forst: Das erste Jahrhundert nach der Tempelzerstörung. — Rabb. Dr. B. Jacob-Göttingen: Die Sendung Moses, von Schiller. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie. — Frl. Dr. phil. Frieda Samter-Berlin: Biblische Stoffe in der Litteratur mit Berücksichtigung der Lyrik. — M. Pulvermann: Die Disziplin in der Religionsschule. — Derselbe: Der öffentliche Gottesdienst.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Pulvermann.

Frankfurt a. M.

Vorträge: David Triesch-Berlin: Das heutige Palästina. — Rabb. Dr. Doctor-Bruchsal: Die Juden von Amsterdam zur Zeit Rembrandts. — Rabb. Dr. Plaut-Frankfurt: Die Juden unter Caligula. — Privatdozent Dr. Joseph Horwitz-Berlin: Die Juden in Arabien. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der deutschen Litteratur. — Rabb. Dr. Porges: Die Erwerbsverhältnisse der Juden im 13. Jahrhundert. — Rabb. Dr. Goiten-Burgkunstadt: Fürstengunst in ihrem Einfluß auf das Emporblühen der jüd. Litteratur. — Prof. Dr. Fränkel-Breslau: Koran und Bibel. — Dr. Jakob Horwitz-Frankfurt a. M.: Bibel und Babel.

Bibliothek mit ca. 300 Bänd. Bibliothekar: Cand. Moses Hoffmann.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Samuel-Essen: Shakespeares „Shylock" in Wahrheit und Dichtung. — Prof. Geiger-Berlin: Die Juden in der Mark. — Dr. Jacob-Göttingen: Schillers: „Sendung Moses."

Diskussionsabend: Referendar Dr. jur. K. Alexander: Ludwig Jacubowski, ein deutscher Dichter jüdischen Glaubens.

Bibliothek mit ca. 400 Bänden. Bibliothekar: Kaufmann Oskar Stenisch. — Der Verein unterhält einen Lesezirkel. Gelesen werden 6 verschiedene jüdische Wochenschriften und 2 Monatsschriften.

Gostyn.

Vorträge: Dr. Gallandt-Guhrau: Die Frau im Talmud. — Albert Katz-Pankow: Lord Byron und seine hebräischen Melodien.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Speyer.

Gelnhausen.

Vorträge: Provinzialrabbiner Dr. Bamberger: Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung. — Lehrer M. Strauß: Tanaim und Amoraim.
Bibliothek mit 1000 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Strauß.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Rabb. Dr. Goldschmidt-Offenbach: Die Poesie der Gebete Israels. — Dr. David-Bochum: Israels weltliche Poesie. — Dr. Fuchs-Berlin: Soziale Gesichtspunkte in der rabb. Gesetzgebung. — Lehrer Kaufmann-Gelsenkirchen: Charakter und Ziel der jüdischen Sittenlehre, nach Prof. Lazarus. — Dr. Frank-Köln: Der Kampf um den Talmud im 16. Jahrhundert. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Wahrheit und Irrtum im Zionismus. — Lehrer Em. Goldschmidt-Dortmund: Zur Geschichte der Juden in Westfalen. — Lehrer Katz-Gelsenkirchen: Religiöse Disputationen im Mittelalter. — Dr. David-Bochum: Was lernen wir aus den assyr.-babyl. Ausgrabungen? Mit Lichtbildern.
An jeden Vortrag schloß sich eine anregende Diskussion.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Katz.

Gießen.

Vorträge: Dr. Sander: Die Blutbeschuldigung. — Landrabb. Dr. Prager-Cassel: Vererbung von Schuld und Sühne im antiken und modernen Drama und in der Bibel. — Provinzialrabb. Dr. Munk-Marburg: Die hessischen Judenlandtage. — Dr. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur geleistet? — Rabb. Dr. Freund-Ostrowo: Antike Kulturen (Assyrer und Babylonier). — Dr. Kohut: Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihrem Verhältnis zu Juden und Judentum.

M.-Gladbach.

Vorträge: 27. Oktober 1903: Dr. G. Karpeles: Heinrich Heine und das Judentum. — 3. Dezbr.: Rabb. Dr. Coblenz-Bielefeld: Zionismus.

Glogau.

Vorträge: Prof. Ludwig Geiger-Berlin: Michael Sachs und Moritz Veit. — Prof. Cohen-Marburg: Die Grundideen des Judenthums. — Dr. Lucas-Glogau: Zur Gründung des Vereins zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.
Bibliothek mit 1005 Bänden. Bibliothekar: Oberprimaner Günther Friedmann. — Unsere gut benutzte Bibliothek enthält nur Werke jüdischer Autoren und solche andersgläubiger Autoren, wenn diese jüdische Interessen in objektivem Sinne behandeln. Außerdem besitzen wir gegen 200 talmudische Werke und eine große Anzahl

Broschüren. Mehrere Zeitschriften zirkulieren regelmäßig bei den Mitgliedern. Jeder hiesige Konfirmand erhält vom Verein eine deutsche Bibel; bisher wurden 177 verteilt.

Gollub W.-Pr.

Vorträge: Lehrer A. Kadisch: Die jüdischen Sekten. — Albert Katz-Pankow: Der Chassidismus. — Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen: Aus den Anfängen der Geschichte der Juden in Deutschland. — Lehrer A. Kadisch: Babel und Bibel. — Derselbe: Die Nächstenliebe in der jüdischen Religion.

Diskussionsabende: Frl. Adele Munter-Gollub: Die Litteraturvereine. — Lehrer A. Kadisch: Neuerscheinungen in der jüdischen Litteratur. Außerdem wurden Einzelfragen aus dem Gebiete der Religion und der Geschichte vom Vorsitzenden behandelt. An den Diskussionsabenden fand stets eine lebhafte Debatte statt.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Kaufmann Arno Jacobsohn.

Gotha.

Vorträge im Jahre 1902/03: 1902. Novbr.: Religionskämpfe im Judentum: Dr. Ziegler-Carlsbad; Dezbr.: Aus dem Ideenkreis des Judentums: Dr. Königsberger-Pleschen; Heinrich Heine und das Judentum: Dr. Karpeles-Berlin. — 1903. Januar: Die jüd. Frau im Erwerbsleben: Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.; Febr.: Eine Reise in das gelobte Land vor 1500 Jahren: Prof. B. Pick-Gotha; März: Bibel und Babel: Dr. Jakob Horowitz-Frankfurt a. M.

Eine Bibliothek ist im Entstehen begriffen. Ein Raum der neuerbauten Synagoge soll als Lesesal eingerichtet werden.

Der Verein begeht die jüdischen Freudenfeste durch gesellige Veranstaltungen.

Grätz (Posen).

Vorträge: Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet. — Rabbiner Dr. Silberberg-Königsberg: Ein Blick in Schule und Haus unserer Ahnen. — Rabbiner Dr. Friedheim, hier: Shylock und Nathan.

Es fand ein Chanuka-Vergnügen mit Deklamationen und dramatischen Aufführungen statt.

Der Verein besitzt in seiner eigenen Bibliothek 150 Bände und ist bei einer Leihbibliothek in Posen ständig abonniert. Bibliothekar: S. Jablonski.

Graudenz.

Vorträge: Bernhard Loewenthal-Freystadt Westpr.: Rezitationsabend. — Geheimrat Dr. Wolff-Graudenz: Vertreibung der Juden aus Spanien 1492. — Rabbiner Dr. Loevy-Graudenz: Die Frau in Bibel und Talmud. — Dr. Leopold Neuhaus-Berlin: Moses Mendelssohn. — Dr. Ernst Tuch-Charlottenburg: Welchen Berufen sollen wir unsere jüdische Jugend zuführen?

Bibliothek mit 295 Bänden.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Simchowitz-Köln: Leopold Kompert, der Dichter der Gasse. — Frl. Dr. Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der neueren deutschen Litteratur. — Dr. Plato-Hamburg: Babel und Bibel. — Dr. Bamberger-Wandsbeck: Mohamed und das Judentum. — Dr. Lewinsky-Hildesheim: Eine Religionsdisputation im 17. Jahrhundert. — Dr. Kahn-Bonn: Die Aufgaben der jüdischen Frau. — Dr. Grunwald-Hamburg: Johannes und die Pharisäer bei Sudermann und in der Geschichte. — Dr. Loewenberg-Hamburg: Otto Ludwigs Makkabäer.

Hameln.

Vorträge: Dr. Grunwald-Hamburg: Die Juden in den Hauptstädten des Altertums. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Aus dem Leben und Wirken eines jüdischen Weisen. — Landrabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Frankenstein.

Mit dem zweiten Vortrage war ein Chanuka-Vergnügen verbunden.

Hamm (Westf.).

Vorträge: E. Goldschmidt-Dortmund: Was wir wollen! (Gründungswort). — Dr. Kahn-Bonn: Altes und neues Ghetto. — Dr. Lewinsky-Hildesheim: Eine Religionsdisputation vor 200 Jahren. — E. Goldschmidt-Dortmund: Die Juden in Westfalen.

Der Verein wurde am 2. Februar 1902 gegründet.

Hannover.

Vorträge: Lehrer M. Zuckermann-Hannover: Zur Geschichte der vorchristlichen jüdischen Diaspora. — Rabbiner Dr. Jakob-Göttingen: Die Sendung Moses von Schiller. — Rabbiner Dr. S. Salfeld-Mainz: Historische Erinnerungen auf einer Rheinreise. — Rabbiner Dr. M. David-Bochum: Was lernen wir aus den assyrisch-babylonischen Ausgrabungen, mit Vorführung von Lichtbildern.

Die Mitglieder des Vereins erhielten, wie in früheren Jahren, das „Jahrbuch" gratis.

Heilbronn a. N.

Vorträge: Lehrer Kulb-Sontheim: Die Herzens-, Verstands- und Gemütsreligion. — Rabb. Dr. Löwenstein-Mosbach: Messianische Schwärmerei.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Ein berühmter Lehrer und die letzten Stunden Judäa's. — Professor Dr. M. Philippson: Das Judentum und die übrigen Kulturreligionen. — Fürstlich Pleß'scher Archivar Dr. E. Zivier: Jüdische Elemente in der russischen Volkspoesie.

Hörde.

Vorträge: Dr. Kahn-Bonn: Die jüdische Frau und ihre Aufgabe. — Dr. Fuchs-Berlin: Soziale Gesichtspunkte der rabbinischen und biblischen Gesetzgebung. — Zürndorfer-Hörde: Das Leben und verderbliche Treiben eines Messias aus dem 18. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Juden- und Christentum. — Lehrer Stern-Hörde: Unsere Bibelübersetzungen. — Lehrer Goldschmidt-Dortmund: Spiele bei den Israeliten. — Leo Erichsen-Breslau: Jerusalem und Egypten. — Leo Erichsen-Breslau: Nitzsche, dessen Welt-Anschauung und Stellung zum Judentum. — Rabbiner Dr. Lewinski-Hildesheim: Eine Religionsdisputation vor 200 Jahren. — Kantor Zivi-Elberfeld: Die Entwickelung der jüdischen Musik.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: F. Heimann.

Höxter.

Vorträge: Dr. G. Karpeles-Berlin: Liebe und Humor in der jüdischen Poesie. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Moses Chaim Luzzatto, Dichter und Kabbalist. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Frankfurt a. Oder: Die geistigen und religiösen Strömungen des Judentums im 19. Jahrhundert. — Lehrer Goldschmidt-Dortmund: Die Spiele bei den Juden.

Der Verein besitzt eine ganz kleine Bibliothek.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Lewit: Die Makkabäerkämpfe. — Siegmund Weil: Moses Mendelssohn. — Lehrer F. Eppstein: Baron v. Goertz, ein Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — Lehrer Josef Lasker-Oberstein: Was ist uns Gabriel Riesser? — Bankier L. Kronenberger-Mainz: Referat über die Wirksamkeit der Bne-bris-Logen. — Landesrabbiner Dr. Lewit: Der geschichtliche Hintergrund und die Tendenz des Gutzkow'schen Dramas „Uriel Akosta."

Vorlesungen und Diskussionen: Referenten: Dr. Lewit, Lehrer Eppstein, Synagogenvorsteher Elias Weil, Henri Michel u. a.

Inowrazlaw.

Vorträge: Dr. Jeremias-Posen: Jüdische Renaissance. — Dr. Koenigsberger-Pleschen: Liebe und Freundschaft in Bibel und Talmud. — Dr. Ludwig Pik-Berlin: Friedrich Nietzsche und das Judentum. — Frl. Frieda Samter-Berlin: Biblische Stoffe in der Literatur. — Rabbiner Dr. Jacobson-Gnesen: Judentum und Vaterlandsliebe. — Professor Dr. Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Lehrer Samuel, hier: Der große Kurfürst und die Juden. — Zahnarzt Schwersenz, hier: Heinrich Heine.

Bibliothek unverändert. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Kaiserslautern.

Vorträge: Dr. Brüll-Frankfurt a. M.: Die assyrisch-babylonischen Entdeckungen und die Bibel. — Dr. Landsberg: Ein Gang durch die jüdische Literaturgeschichte. — Dr. Dreyfus: Ueber Zionismus.

Karlsruhe (Baden).

Vorträge: Landrabb. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Im Garten der Kultur. — Geh. Regierungsrat Dr. Cohen-Marburg: Der Stil der Propheten. — Rabb. Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Das Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums. — Prof. Dr. Siegm. Fränkel-Breslau: Koran und Bibel.

Kattowitz (Ob.-Schles.)

Vorträge: Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Die Juden in der Weltgeschichte. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Der Dichter Jehuda Halevy. — Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz: Referat über Bibel und Babel. — Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterlicher Heine. — Dr. Zivier-Pleß: Jüdische Elemente in der russischen Volkspoesie.

Bibliothek im Entstehen begriffen. Es werden verschiedene Zeitungen und Zeitschriften mitgehalten, welche wöchentlich einmal im Gemeindehause zur Benutzung ausliegen.

Kempen i. P.

Vorträge: Frl. Dr. Kretschmar, Breslau über: Die Frauen in der modernen Richtung. — Frl. Dr. Samter, Berlin: Jüdische Gestalten der neuen Literatur. — Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Liebe und Freundschaft in Bibel und Talmud. — Schriftsteller Dr. Pinn, Berlin: Der Jude als Stammfigur. — Schriftsteller Dr. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet. — Dr. J. Mordaunt-Sigismund, London: Das moderne Judentum.

Bibliothek mit 155 Bänden. Bibliothekar: Korperationssekretär Moritz Wolff.

Kiel.

Vorträge: Dr. Grunwald-Hamburg: „Die Juden in Rom und Alexandrien". — Dr. Leimdörfer-Hamburg: „Die Ethik in der hebr. Sprache." — Dr. Grunwald-Hamburg, nochmals: „Das Drama Johannes von Sudermann" — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: „Jüdische Gestalten in der neueren Literatur." — Rabb. Bamberger-Wandsbek: „Familien- und Eherecht im alten Israel."

Außerdem fand am Purimfeste eine Feier verbunden mit Aufführungen, Deklamationen, Musikstücke statt.

Diskussionsabende: An jeden Vortrag schloß sich eine Diskussion an, welche gewöhnlich von Dr. Jacob oder Lehrer L. Katz eingeleitet wurde.

Bibliothek mit 45 Bänden. Bibliothekar: Lehrer L. Katz.

Köln a. Rh.

Vorträge: Dr. Arthur Kahn-Bonn: Jüdische Frauen und deren Aufgaben. — Rabbiner Dr. Frank-Köln: Babel und Bibel. — Dr. Heinemann-Frankfurt: Uriel Acosta. — Dr. Simchowitz-Köln: Ephraim Kuh. Ein Dichter-Leben. — Prof. Dr. Martin Philippson: Die Juden im heutigen Deutschland.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Frank-Köln: Rückblick auf die Ereignisse im Judentum. — Lehrer S. Löb-Köln: Chisuk Emuna von Isaak Troki. — Max Goldreich-Köln: Moderne jüdische Litteratur. — Lehrer M. Goldschmidt: Max Samuel. — Daniel Marx-Köln: Gabriel Riesser. — Moritz Levy jr.-Köln: Menasse ben Israel. Ein Freiheitskämpfer aus dem 17. Jahrhundert. — Emil Blumenau-Köln: Anan ben David und Entstehung des Karäertums.

Bibliothek von 640 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Frank und Lehrer S. Löb.

Am 27. Dezember Chanuka-Fest.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Rabb. Dr. Perles: Ueber Prof. Schreiners Werk „Die jüngsten Urteile über das Judentum." — Rabb. Dr. Beermann-Insterburg: „Aus dem Ghettoleben der deutschen Juden." — Oberkantor Birnbaum: „Das Verdienst der Garnen um die jüdische Liturgik und den Synagogengesang." — Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: „Dante und Immanuel." — Kantor Wolf: „Die Bedeutung Salomon Sulzers und Lewandowkys für den Synagogengesang." — Kaufmann Rabinowitz: „Die Ethik der Bibel." — Universitätsprofessor Dr. Rühl: „Der jüdische Historiker Justus von Tiberias." — stud. phil. Friedmann: „Flavius Josephus". — stud. chem. Siew: „Disraeli." — Rabb. Dr. H. Vogelstein: „Nach 3 Menschenaltern", ein Kapitel aus der Geschichte unserer Gemeinde. — Oberkantor Birnbaum: Ueber das talmudische Wort „Liebe die Arbeit." — Ferner fand an einem Chanuka-Abend unser Stiftungsfest, verbunden mit Chanukafeier statt.

Kolmar i. P.

Vorträge: Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Die Juden Berlins Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Referendar Siegbert Cohn-Stettin: Der Untergang des jüdischen Reiches. — Lehrer Isidor Lewin-Schneidemühl: Samuel David Luzzatto. — Lehrer Albert Schwarz-Jastrow W.-Pr.: Heinrich Heine und sein Verhältnis zum Judentum. — Rabb. Dr. Pick-Berlin: Friedrich Nietzsche und das Judentum.

Konstanz.

Sämtliche Vorträge werden vom Vorsitzenden in vier- bis fünfwöchigen Pausen über jüdische Geschichte gehalten.

Krefeld.

Vorträge: Dr. G. Karpeles: Ein Blick in die jüdische Litteratur. — Prof. Dr. Martin Philippson: Die Juden in Deutschlands Frühzeit.

Krotoschin.

Vorträge: Archivrat Dr. Warschauer-Posen: Friedrich der Große und die Juden der Provinz Posen. — Hauptlehrer Ries-Krotoschin: Wie wurden Juden und Judentum im Altertum beurteilt? — Dr. Ded. Goldberg-Berlin: Jüdische Renaissance. — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der neuen deutschen Litteratur.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Alexander Margolius. Der Verein hat einen Lesezirkel mit etwa 10 jüdischen Zeitungen.

Labischin.

Vorträge: 23. Oktober, Lehrer Spier-Labischin: Maimonides und seine Bedeutung für das Judentum. — 30. November, Dr. Walter-Bromberg: Sara Copia Sullam. — 28. Dezember, Lehrer Lewin-Schneidemühl: Gabriel Rießer und seine Bedeutung für die Emanzipation der Juden. — 18. Januar, Dr. Lewin-Pinne: Heinrich Heine in seinen Beziehungen zu Juden und Judentum. — 10. März, Albert Katz-Pankow: Die Ethik des Talmuds. — 13. April, Rechtsanwalt Baruch-Znin: Die Entstehung des Christentums. — Der Verein veranstaltete am Simchas-Thora ein Vergnügen.

Bibliothek mit 35 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Lage.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Der Anteil der Juden an der Kultur der Menschheit. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Ueber den Talmud. — Dr. Hochfeld-Frankfurt a. O.: Moses Maimonides. — Rezitator Foitzschler-Lage: Das Buch Hiob von Leop. Adler und einige kleinere Gedichte. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung und Charakter einst und jetzt.

Leipzig.

Vorträge: Dr. Simchowitz-Köln: Zangwill's Ghettonovellen. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Synagogale Melodien. — Dr. L. Zeitlin-Leipzig: Sozialismus in Altisrael. — Rabbiner Dr. Nobel-Leipzig: Die Ethik der Bergpredigt. — Rabbiner Dr. Leimdörfer-Hamburg: Sokrates' Philosophie und Salomo's Weisheit.

Lippstadt.

Vorträge: Dr. G. Karpeles: Ueber den Talmud. — Em. Goldschmidt-Dortmund: Ueber Spiele bei den Israeliten. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Sirach, ein jüdischer Dichter und Denker. — Lehrer W Abt-Gesecke: Das Glückl von Hameln. — Rabbiner Dr. Frank-Köln: Ueber Babel und Bibel.

An die Vorträge schlossen sich Diskussionen an. Alle 14 Tage Leseabende.

Bibliothek vorhanden. Bibliothekar: J. Rosenfeld.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Sandler-Berlin: Ueber Zionismus. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Das Buch Sirach. — Dr. Leo Bäck-Oppeln: Moses Maimonides und seine Zeit. — Dr. Leo Bäck-Oppeln: Napoleon I. und die Juden. — Dr. Lewin-Pinne: Einiges aus der Geschichte Lissa's. — Dr. Stern-Saaz: Der Einfluß der jüdischen Frauen auf die Entwickelung des Judentums.

Mit der Generalversammlung war ein Diskussionsabend verbunden. Referent Rabbiner Dr. Bäck: Die Nächstenliebe im Alten und im Neuen Testament.

Bibliothek mit 432 Bänden und Journalzirkel mit 6 Journalen in 24 Exemplaren. Bibliothekar: Lehrer Behle.

Der Verein feierte das Chanukahfest im Jahre 1902, das Purim- und das Simchas-Thora-Fest in diesem Jahre.

Löbau (Westpr.).

Vorträge: Lehrer Tobias: Die Juden und die Reformation.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Tobias. — Der Verein läßt wöchentlich mehrere jüdische Blätter unter seinen Mitgliedern kursieren.

Lublinitz.

Vorträge: Schoeffel-Charlottenburg: Rezitation verschiedener Humoresken. — Rabbiner Dr. Friedmann: a) Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung. b) Ueber den Verein zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.

Ludwigshafen a. Rh.

Vorträge: Rabbiner Dr. Oppenheim-Mannheim: Ein Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft, eine Episode aus dem jüdischen Geistesleben des 13. Jahrhunderts.

Diskussionsabend: Lehrer und Kantor Wetzler: Die zionistische Bewegung.

Der Verein besteht erst seit 1. Oktober 1903.

Lübeck.

Vorträge: Es werden in diesem Jahre kleinere Vorträge einschlägigen Inhaltes von Vereinsmitgliedern im engen Vereinskreise abgehalten werden.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: David Carlebach.

Magdeburg.

Vorträge: 30. Okt. 1902, Rabbiner Dr. Seligkowitz-Cöthen: Faust und Hiob. — 26. Nov. 1902, Rabbiner Dr. Grunwald-Hamburg: Ein Kapitel jüdischer Kunstgeschichte, unter Vorführung von Lichtbildern. — 29. Dez. 1902, Rabbiner Dr. Grzymisch-Magdeburg: Die Entwickelung der jüdischen Sittenlehre im biblischen Zeitalter. — 21. Jan. 1903, Frau Regina Neisser-Breslau: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judentum. — 17. Febr. 1903, Rabbiner Dr. Leimdörfer-Hamburg: Sokrates' Philosophie und Salomo's Weisheit. — 25. März 1903, Rabbiner Dr. Grzymisch-Magdeburg: Die Entwickelung der jüdischen Sittenlehre im rabbinischen Zeitalter.

Der Verein besitzt eine Bibliothek von 500 Bänden. Bibliothekar: Max Weil.

Mainz.

Vorträge: Rabbiner Dr. E. Seligmann-Frankfurt a. M.: Das Problem der jüdischen Kultur. — Dr. Ad. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen Deutschlands in der Gegenwart. — Rabbiner Dr. S. Salfeld-Mainz: Speyer, Worms und Mainz, die

führenden jüdischen Gemeinden im Mittelalter. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum. — Dr. Heinemann-Frankfurt a. M.: Die Dichter unserer Festgebete. — Rabbiner Dr. Levi-Alzey: Alexander von Humboldt, ein Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden.

An verschiedenen Abenden fanden Diskussionen statt. Der Vorsitzende, Herr Rabbiner Dr. Salfeld, hielt folgende größere Vorträge: Einleitung in die jüdische Literatur. — Die Bibel.

Dem Verein stehen zur Benutzung frei, die Klingenstein-Bibliothek und die Bibliothek der Rhenusloge, beide in Mainz.

Mannheim.

Vorträge: 1902/3. Kultur und Judentum: Dr. Mannheimer, Oldenburg. — Das heutige Palästina: Davis Trietsch, Berlin. — Die Dichter unserer Festgebete: Dr. Heinemann, Frankfurt a. M. — Jüdische Renaissance: Berthold Feiwel, Berlin. — Der Monotheismus und die Ausgrabungen: Prof. Dr. J. Barth, Berlin. — Pessimismus im Lichte des Judentums: Dr. Werner, München.

Memel.

Vorträge: 3. November 02, Rabbiner Dr. M. Beermannr Insterburg: Deutsches Ghettoleben im 13. Jahrhundert. — 19. Januan 1903, Schriftsteller Dr. Ad. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdische-Humoristen Deutschlands in der Gegenwart. — 9. Februar 03, Schriftsteller Leo Erichsen-Breslau: Der Orient, Juden und jüdische Knlturarbeit in Palästina. — 18. März 03, Rabbiner Dr. H. Vogelstein-Königsberg: Gabriel Riesser. — 1. April 03, Rabbiner Dr. Em. Carlebach Memel: Ueber Bibel und Babel.

Bibliothek mit 184 Bänden. Bibliothekar: J. Werblowski.

Metz.

Vorträge: Schriftsteller Dr. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zu den Juden. — Rabbiner Dr. Wolff-Sedan: Der ewige Jude (in franz. Sprache). — Geh. Regierungsrat Dr. H. Cohen, Professor der Universität Marburg: Glaubens- und Sittenlehre des Judentums. — Oberrabbiner Dr. Netter-Metz: Die Frau in Israel. — Rabbiner Dr. A. Brüll-Frankfurt a. Main: Die Assyriologie und die Bibel.

Bibliothek mit 179 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Kahn.

Militsch (Bez. Breslau).

Vorträge: Dr. Königsberger-Pleschen: Das Wesen der Gebote.

Der Verein steht auf sehr schwachen Füßen, da die Mitgliederzahl zu klein und sich nicht erhöhen läßt.

Mülhausen i. E.

Vorträge: 30. November, Dr. Ginsburger-Sulz i. E.: Die Namen der Juden im Elsaß. — Im Januar, Dr. Ernest Weill-Buxweiler: Die soziale Gesetzgebung der Thora.

Mülheim-Ruhr.

Vorträge: 21. September 1902, Dr. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur geleistet. — 18. Dezember 1902, Rabbiner Dr. Frank-Cöln: Ein Blick in Haus und Schule der Juden im Mittelalter. — 8. Januar 1903, Gust. Kaufmann, Mülheim-Ruhr: Einiges aus der Geschichte der Juden in Spanien. — 5. Februar 1903, Prof. Dr. Philippson-Berlin: Das Judentum und die anderen Kulturreligionen. — 26. Februar 1903, Rabbiner Dr. David-Bochum: Bibel und Babel mit Lichtbildern. — 26. März 1903, Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Das biblische Zeitalter. — 21. April 1903, Fortsetzung vom 26. März. — 19. Mai 1903, Dr. Klee-Berlin: Warum sind noch nicht alle Juden Zionisten? — 30. Oktober 1903, Dr. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum.

Nach jedem Vortrag fand eine Diskussion statt.

Eine Bibliothek ist im Entstehen begriffen.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner-München: Pessimismus und Judentum. — Professor Dr. Günther-München: Palästina in Geschichte und Gegenwart. — Dr. Ehrentreu-München: Jesaias und seine Zeit. — Dr. jur. Ludwig Holländer-München: Das moderne Judentum und der Kampf um eine Weltanschauung. — Professor Dr. Siegmund Fränkel-Breslau: Bibel und Koran.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Cohn-Ichenhausen: Palästina und Egypten. — Privatdozent Dr. Horowitz-Berlin: Die Juden in Arabien. — Dr. jur. Eli Straus-München: Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden im Mittelalter.

Der Verein besitzt eine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Finkelscherer.

Myslowitz.

Vorträge: Dr. med. Blumenfeld: Jüdische Aerzte des Mittelalters. — Rabbinats-Assessor Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Der Dichter Juda ha-Levi. — Rechtsanwalt E. Fränkel: Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon, das älteste Gesetzbuch der Welt.

Bibliothek mit etwa 150 Bänden teils in hebräischer, teils in deutscher Sprache. Bibliothekar: Lehrer J. Bach.

Nakel.

Vorträge: 25. Oktober 1902, Cand. theol. Davidsohn: Ueber die Entstehung und Bedeutung des Talmud. — 9. Dezember 1902, Dr. Beermann-Justerburg: Deutsches Ghettoleben im 13. Jahrhundert. — Januar 1903, Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet. — 22. Februar 1903, Dr. med. Sandler: Jüdische Renaissance.

Am Anfang und Schluß der Saison fanden gesellige Unterhaltungen statt.

Neisse i. Schles.

Vorträge: Rabbiner Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Wie der Großvater zur Großmutter sprach. — Rabbiner Dr. Deutsch-Breslau: Lipman Heller, ein Märtyrer seines Berufes. — Rabbiner Max

Ellguther-Neisse: Bibel und Babel. — Rabbiner Dr. Kaelter-Potsdam: Die Poesie der Bibel.

Bibliothek mit 728 Nummern, 875 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Max Ellguther.

Der Verein hat nunmehr sein erstes Dezennium hinter sich und blickt mit Genugtuung in die Vergangenheit, mit froher Hoffnung auf die Zukunft.

Neustettin (Pommern).

Vorträge: Der Verein wurde erst am 8. November 1903 begründet. — An diesem Tage hielt Rabbiner Dr. Levy den einleitenden Vortrag über: Zweck und Bedeutung des Studiums der jüdischen Geschichte nnd Literatur. — Den 2. Vortrag hielt am 23. November 1903 Dr. G. Karpeles über: Was haben die Juden für die Kultur geleistet.

Am 13. Dezember 1903 veranstalteten wir ein größeres Chanukafest.

Neuwied.

Vorträge: Schöffel-Charlottenburg: Rezitationsabend; Dr. Sim. Mowitz-Köln: Die jüdisch-deutsche Literatur; Dr. Brüll-Frankfurt: Beziehungen zwischen Judentum und Christentum; Dr. Grünbaum-Bingen über Jacobowski.

Nienburg (Weser).

Vorträge: 1. Sally Katz, „Die Makkabäer;“ 2. Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim, „Eine jüdische Religionsdisputation in Hannover vor 200 Jahren.“

Der Verein besteht erst seit dem 1. Dezember d. J. Die Bibliothek wird der „Valentin-Biblothek“ angeschlossen, welche ca. 150 Bände zählt. Bibliothekar: Sally Katz.

Oberstein a. d. Nahe.

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Lewit: Inwiefern hat Gutzkow in seinem Drama „Uriel Acosta“ recht, wenn er sagt: Nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube.? — Lehrer Josef Lasker: Was ist uns Gabriel Riesser? — Wie urteilen H. St. Chamberlain „die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ und Haeckel „die Welträtsel“ über Judentum und Religion?

Vorlesungen und Diskussionen: Referent: Lehrer Josef Lasker.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Baeck: Cyclus der jüdischen Geschichte. 4 Vorträge. — Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Björnson's Ueber unsere Kraft. — Dr. Freund-Ostrowo: Der ewige Jude. — Leseabende.

Der Verein besitzt eine durch regelmäßige Neuanschaffungen vergrößerte Bibliothek.

Der Verein unterhält außerdem eine aus 14 Mitgliedern bestehende Ortsgruppe in Loewen (Schlesien).

Osterode (Ostpr.).

Vorträge: 17. März 1903, J. Sturmann: Die weitere Fortbildung des Judentums nach den Zeiten der Männer der großen Versammlung bis zu den Makkabäerkämpfen. — 26. April 1903, Oberprimaner Galliner: Der Jude bei Fritz Reuter.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Ostrowo (Posen).

Vorträge: 2. November 02, Rabbiner Dr. Jacobson-Gnesen: Die Frauen im Talmud. — 30. November 02, Archivrat Dr. Warschauer-Posen: Friedrich II. und die Juden der Provinz Posen. — 4. Januar 03, Rabbiner Dr. Rosenthal-Preuß. Stargard: Sirach, ein altjüdischer Dichter und Denker. — 8. Februar 03, Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo: Bibel und Babel. — 22. März 03, Fräulein Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische Gestalten der neueren Literatur. — 4. April 03, Geselliger Abend mit einleitendem Vortrage des Herrn Rabbiner Dr. Freund und theatralischen Aufführungen.

Bibliothek mit 85 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo.

Pankow.

Dezember 1902: Rabbiner Dr. Pick „Geisteskämpfe des Judentums."

Pinne.

Vorträge: 7. Dezember 1902, Frl. Perlitz-Samter: Einiges aus der Pädagogik des Volkes Israel. — 1. Februar 1903, Rabbiner Dr. Lewin-Pinne: Aus dem Kulturleben unserer Vergangenheit. — 15. November 1903, Alfred Markus-Pinne: Die Ethik der jüdischen Handelsgesetze.

Diskussionen fanden im Anschlusse an die Vorträge statt.

Bibliothek mit 245 Bänden. Bibliothekare: Martin Marcus, Alfred Marcus, Hugo Borchardt.

Pirmasens.

Vorträge: 11. Januar, Dr. Meyer-Zweibrücken: Ein Blick in das Leben der Juden während des Mittelalters. — 2. Februar, Dr. Goldschmidt-Offenbach: Die Poesie der Gebete Israels. — 16. November, Dr. Brüll-Frankfurt a. M.: Dr. David Einhorn und seine Bedeutung für das reformierte Judentum. — 6. Dezember, Lehrer A. Michel-Pirmasens: Jüdische Sprichwörter und Redensarten.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Dr. Zivier: Jüdische Elemente in der russischen Volkspoesie. — Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Die Satyre in der jüdischen Litteratur. — Rezitator Schoeffel: Rezitationen aus Uriel Acosta, Nathan der Weise usw. — Dr. Freund-Ostrowo: Entlegene Kulturen. — Dr. Norden-Myslowitz: König David.

Die Bibliothek des Vereins für jüdische Geschichte und Litteratur ist mit der Bibliothek des Mendelssohn-Vereins verbunden. — Pleß gehört dem Verbande der oberschlesischen Litteratur-Vereine an.

Potsdam.

Vorträge: Dr. Kälter: Die Poesie der Bibel. — F. Falk-Potsdam: Juden und Judentum in der modernen Poesie. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Dr. Elbogen-Berlin: Die Anteilnahme der italienischen Juden an der Renaissance. — Dr. Moses-Berlin: Ghettodichtung.

Diskussionsabend: Dr. Kälter: a) Jüdischer Gottesname und Gottesbegriff. b) Wollen wir Juden Christen werden?

Prenzlau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Bähr: Sitten und Bräuche unserer Altvordern in deutschen Landen. (2 Vorträge). — Dr. Holzer-Schwedt a. O.: Lichtstrahlen aus dem Leben der Juden im deutschen Mittelalter. — Dr. Julius Moses-Berlin: Jung-jüdische Dichtung. — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der modernen deutschen Litteratur. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Albert Lindenheim.

Ratibor.

Vorträge: Frl. Amanda Sonnenfeld-Breslau: Rezitation eigener Dichtungen. — Dr. Freund-Ostrowo: Entlegene Kulturen. — Frau Regina Neisser-Breslau: Bedeutende jüdische Frauen des 19. Jahrhunderts.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Blumenthal-Ratibor: Jüdische Sittenprediger aus dem Mittelalter. — Stud. med. Adolf Pinczower-Ratibor: Die Schrift von Moses Heß: Rom und Jerusalem. — Lehrer Biberfeld-Ratibor: Statistische Beiträge zur heutigen Lage der Juden. — Dr. med. Kassel-Ratibor: Krankheiten der Juden.

Bibliothek mit 550 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Biberfeld.

Rawitsch.

Vorträge: Rabbiner Dr. Jacobsohn-Gnesen: Judentum und Patriotismus. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Agada und Geschichtsschreibung. — Rabbiner Dr. Baek-Oppeln: Maimonides und seine Zeit. — Rabbiner Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Wie sich der Großvater mit der Großmutter unterhielt.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Cohn: Die Poesie des Gebetbuches von Dr. Goldschmidt. — S. Toeplitz: Rabbi Isaac aus Troki. — Dr. Goldberg-Berlin: Der Zionismus. — Rabbiner Dr. Cohn: Ein Vorläufer der Litteratur-Vereine im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Bibliothek mit 175 Bänden. Bibliothekar: Georg Loewy.

Recklinghausen.

Vorträge: Eröffnet 1. Vereinsjahr 30. Dez. 1902. Eröffnungsabend: Warum studieren wir Geschichte und Litteratur? — Shylock und Nathan. — Die Bibel und Keilschriftenforschung. — Faustisches aus der Bibel. — Das Charakteristische der alexandrinischen und arabisch-spanischen Periode des Judentums. — Festrede zu Kaisers Geburtstag. — Sämtliche sechs Vorträge hielt Rabbiner Dr. Marx.

Bibliothek in der Gründung begriffen. Die Mitglieder erhalten das Jahrbuch frei.

Dem Verein schlossen sich aus den Gemeinden Herne und Haltern Mitglieder an. An die Vereinsabende schließt sich stets gemütliche Zusammenkunft.

Rahden (Westfalen).

Vorträge: Lehrer M. Rhein: Die soziale Frage in der mosaischen Verfassung. — Derselbe: Bilder aus der Kulturgeschichte Israels.

Rogasen (Bez. Posen).

Vorträge: Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Die jüdische Gesellschaft Berlins am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die Entstehung des Talmuds. — Lehrer J. Brock-Rogasen: Die Geißlerin. — Lehrer Lachmann-Flatow: Einiges über Babel und Bibel. — Dr. Carl Pinn-Berlin: Die Bedeutung des Judentums für die Wissenschaften.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Lehrer J. Brock.

Saargemünd.

Vorträge: Kauffmann-Köln: Flavius Josephus. — Rabbiner Dr. Dreyfuß: Rabbi Akiba. — Oberkantor Kahn: Altjüdisches Schulwesen. — Schoeffel-Charlottenburg: Rezitationen.

Diskussionsabend: Jeden Montag Abend.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Oberkantor Kahn.

Samter.

Vorträge: Dr. Wreschner: Shylock in Wahrheit und Dichtung. — Lehrer Speyer-Gostyn: Gabriel Riesser. — Dr. Walter-Bromberg: Sara Copia Sullam. — Dr. Elsaß-Landsberg a. W.: Karl Emil Franzos. — Dr. Jeremias-Posen: Zionismus.

Bibliothek mit 208 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Borchardt.

Am 18. Januar 1903 feierte der Verein sein Wintervergnügen.

Schildberg i. Posen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Krause-Schildberg: Die Tierfabeldichtung im Talmud. — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der neuen deutschen Litteratur. — Dr. Ad. Kohut-Halensee: Die bedeutendsten jüdischen Humoristen der Jetztzeit. — Lehrer A. Margolius-Krotoschin: Der Einfluß der Bibel auf deutsche Dichter und Denker. — Außerdem soll ein Zyklus von Vorträgen über die Geschichte der Juden gehalten werden und dürfte der erste Vortrag: Die Geschichte der Juden bis zur Zerstörung des 1. Tempels, wohl im Monat Dezember von Apoth. Salinger gehalten werden.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Singermann.

Der Verein hat zu Purim ein kleines Vereinsfest veranstaltet.

Schivelbein i. Pomm.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut: Jüdische Humoresken der Jetztzeit. — Rabbiner Dr. Joseph Stolp: Die letzten fünf Jahre der jüdischen Geschichte.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Gabbe.

Schneidemühl.

Vorträge: Frl. Dr. Samter-Berlin: Die jüdische Gesellschaft Berlins am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Dr. Beermann-Insterburg: Deutsches Ghettoleben im 13. Jahrhundert. — Dr. Pick-Berlin: Friedrich Nietzsche und das Judentum. — Dr. Richter-Filehne: Rabbi Akiba Eger und seine Zeit. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Babel und Bibel.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Georg Pleß.

Schroda.

Vorträge: Bernstein: Shylock in der Legende, im Drama und in der Geschichte. — Dr. Königsberger-Pleschen: Das Wesen des Gebetes. — Dr. M. Lewin-Wreschen: Bibel und Babel oder Delitzsch, Harnack und Chamberlain.

Das Chanukafest wurde in ausgiebiger Weise gefeiert.

Schwedt a. O.

Vorträge: Dr. Holzer: Die Missionstätigkeit der Juden in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten. — Dr. Vogelstein-Stettin: Mohammed und die Juden. — Leo Baer: Tausend und eine Nacht und die Juden. — Dr. Holzer: Familie und Familienleben in Bibel und Talmud. — Derselbe: Babel und Bibel (2 Vorträge). — An einige Vorträge schlossen sich Diskussionen an.

Schweinfurt.

Vorträge: Dr. Hommel: Die Emanzipation der Juden in Bayern (2 Vorträge). Dr. Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Dr. Stein: Flavius Josephus und seine Verteidigung des Judentums. — Dr. Salfeld-Mainz: Die Welt und das Haus der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Kohn-Ansbach: Jüdische Synoden im Mittelalter. — Alfred Auerbach-Frankfurt a. M.: Rezitationen.

Bibliothek mit ca. 90 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Adler.

Schwetz (Weichsel).

Vorträge: Dr. Guttmann-Culm: Manasse ben Israel. — Schriftsteller Erichsen-Breslau: Der Orient, die Juden und die jüd. Kulturarbeit in Palästina. — Dr. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen des 19. Jahrhunderts. — Frl. Dr. Samter-Berlin: Bedeutende jüdische Männer und Frauen Berlins Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Dr. Beermann-Insterburg: Bibel und Babel.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: N. Dahl.

Siegburg.

Vorträge: Lehrer Seelig über Vorurteile.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Seelig.

Soetern (Fürstentum Birkenfeld).

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Lewit: Die Erlösungsfeste Israels Peßach, Chanukka, Purim und die Peßach-Hagada. — Die biblische Welt- und Lebensauffassung.

Vorlesungen und Diskussionen: Referent: Lehrer Baum.

Speyer.

Vorträge: 1902. 17. November: Dr. S. Salfeld-Mainz: Speyer, Worms, Mainz, die führenden Gemeinden im Mittelalter. — 1903. 5. Januar: Dr. Cäsar Seligmann-Frankfurt a. M.: Der dramatische Höhepunkt in der Geschichte des Judentums. — 16. November: Dr. David-Bochum: Was lernen wir aus den assyrisch-babylonischen Ausgrabungen (mit Lichtbildern). — Dezember: Alfred Auerbach, Mitgl. des Schauspielhauses in Frankfurt a. M.: Rezitationen.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Landrabb. Dr. Wiesen: Moses Mendelssohn. — Geschichte der jüd. Emanzipation im 19. Jahrhundert. — Was die Bibel über Babel kündet.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Landrabb. Dr. Wiesen.

Stettin.

Vorträge: Felix Falk: Ludwig Jacobowski. — Dr. Pick: Der Kampf der Selbsterhaltung. — Dr. Beermann-Insterburg: Das Ghetto im 13. Jahrhundert. — Dr. Vogelstein-Stettin: Herodes und Hillel. — R. A. Schön-Stettin: Der Fall Jerusalems. — Dr. Freudenthal-Danzig: Kaiser und Rabbi.

Stolp (Pommern).

Vorträge: Rabb. Dr. Ludwig Rosenthal: Jesus Sirach. — Rabb. Dr. Max Joseph: Arthur Schopenhauer und die Juden. — Adolf Bukofzer: Soziale Ideen und modernes Judentum. — Prof. Martin Philippson: Der große Kurfürst und die Juden.

Statt der Diskussionsabende sind in unserem Verein Zyklusvorträge in Aussicht genommen und bereits begonnen. Dr. Joseph wird in ihnen „Die Geschichte der Juden von Mendelssohn bis zur Gegenwart“ behandeln. Die Vorträge finden vierwöchentlich statt; eine Diskussion soll im Anschluß an das im Vortrag Dargebotene stattfinden. In dieser Saison war der erste Zyklus-Vortrag Montag, den 8. November: Moses Mendelssohn als Regenerator des Judentums.

Bibliothek mit ca. 100 Bänden. Bibliothekar Zahnarzt Max Neumann.

Strelno.

März 1903: Albert Katz-Pankow „Der Talmud.“

Stuttgart.

Vorträge: Med. Dr. Carl Ries: Wechsel-Beziehungen in gesundheitlicher Hinsicht zwischen Stadt und Land und ihre sozialen Consequenzen. — Max Hausmeister: Die dermalige Lage des Judentums in Deutschland und den anderen wichtigsten Ländern.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Em. Adler.

Tarnowitz.

Vorträge: Dr. Löwenthal-Tarnowitz, Rezitator Scheffel, — Dr. Münz-Gleiwitz: Ueber verschiedene Themata.

Bibliothek mit 200 Bänden.

Thorn.

Vorträge; Kaufmann Adolf Bukofzer-Danzig: Soziale Ideen und Judentum. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterlicher Heine. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im 12. und 13. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen Westpr.: Aus der Geschichte der deutschen Juden im Mittelalter. — Professor Dr. Geiger-Berlin: Goethe über die Juden. — Schriftsteller Leo Erichsen-Breslau: Palästina und Egypten. Die Juden und jüdische Kulturarbeit in Palästina. — Rechtsanwalt Radt-Thorn: Die Musik bei den Juden. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Namen der Juden. Im Anschluß Diskussion.

Bibliothek mit 410 Bänden. Bibliothekar: Lehrer G. Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Deutsches Ghettoleben im 12. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Aus dem Sagenkreise des Talmuds. — Schriftsteller Dr. A. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen Deutschlands in der Gegenwart. — Schriftsteller Leo Erichsen-Breslau: Der Orient, die Juden und die jüdische Kulturarbeit in Palästina. — Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg: Gabriel Riesser. — Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Ueber das Esterbuch (mit nachfolgender Purimfeier).

Trier.

Vorträge: 21. Dezember 1902, Dr. med. A. Kahn-Bonn: Jüdische Frauen und deren Aufgaben. — Am 7. Februar 1903, Dr. Adolf Brüll-Frankfurt a. M: Assyrisch-Babylonische Entdeckungen und die Bibel. — 14. Oktober 1903, G. Schoeffel-Charlottenburg: Die Opferung Isaaks aus dem Epos Abraham von Joh. Pyrker. — Ringscene aus Nathan der Weise von Lessing. — Das Kaddischgebet von Mosenthal.

Bibliothek mit ca. 250 Bänden. Bibliothekar: Isidor Mayer.

Ulm a. D.

Vorträge: Bezirksrabbiner Dr. Einstern-Laudau: Talmud.

Bibliothek mit ca. 3000 Bänden. Bibliothekar: Rechtsanwalt Moos II.

Unna i. W.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt-Dortmund: Die Juden Westfalens. — Meier-Köln: Rezitationen. — Hammerschlag-Unna: Ueber den Zionismus. — Lehrer Heß z. Zt. Unna: Humboldt und das Judentum. — Marx-Unna: Bibel und Babel. — Dr. Coblenz-Bielefeld: Napoleon und die Juden. — Lehrer Goldschmidt-Dortmund: Die Spiele bei den Juden.

Vallendar a. Rh.

Diskussionsabend: Alle Sonntag Abend.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Stud. Untersecundaner Sally Löb.

Warburg i. W.

Vorträge: Dr. G. Karpeles-Berlin: Jüdische Troubadours und Minnesänger. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Frankfurt a. Oder: Judentum und Hellenismus. — Lehrer Alexander: Zur Tagesfrage: Bibel und Babel. — Derselbe: Süskind von Trimbergs Biographie und Gedichte.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer E. Alexander.

Wesel a. Rh.

Vorträge: Dr. Kahn-Bonn: Jüdische Frauen und deren Aufgaben. — Dr. Zandy-Düsseldorf: Zweckmäßige Ernährung. — Dr. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur getan?
Diskussionsabend. Allwöchentlich am Donnerstag, in Anlehnung an den Leitartikel und andere wichtige Abhandlungen in der Zeitung des Judentums und anderer Zeitschriften.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Witten (Westfalen).

Vorträge: Dr. Fuchs-Berlin: Soziale Gesichtspunkte der rabb. Gesetzgebung. — Freund-Dortmund: Aaron Bernstein und seine Dichtungen. — P. Herzstein-Witten: Schillers Leben und Wirken. — Ehrichsen-Breslau: Der Orient. (Die Juden und jüd. Kulturarbeit in Palästina. — Dr. David-Bochum: Was lernen wir aus den assyrisch-babilonischen Ausgrabungen? — Siegmund Bergel-Berlin: Die wirtschaftliche und sittliche Entwickelung unserer Glaubensgenossen im Osten Europas. — Dr. David-Bochum: Weltliche Poesie in hebräischer Sprache.

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Katz-Witzenhausen: Ein Gang durch die jüd. Geschichte. — Jacob Frank und die Krankisten. — Dr. Schöneberg-Nordhausen: Moritz Oppenheim und seine unsterblichen Schöpfungen. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Heinrich Heine. — Lehrer Steinhart-Magdeburg: Die Feindesliebe im Judentum. — Lehrer Horwitz-Cassel: König Jeromé und die Juden in Westfalen.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz-Witzenhausen.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut: Alexander Humboldt und das Judentum.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spiewkowski.

Wreschen.

Vorträge: Rabb. Dr. Freund-Ostrowo: Der „Ewige Jude" in Sage und Dichtung. — Frl. Dr. Samter-Berlin: Jüdische Gestalten der neueren Litteratur. — Rhetor G. Schoeffel-Charlottenburg: Rezitationsabend. — Rabb. Dr. Lewin-Wreschen: Die Wissenschaft im Kampfe gegen das Judentum (Chamberlain, Harnack, Delitzsch). —

Schriftsteller Dr. A. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: J. Türk. — Der Verein läßt bei seinen Mitgliedern Zeitungen kursieren.

Würzburg.

Vorträge: 1905. 6. Novbr.: Kirchenrat Dr. Kroner-Stuttgart: Die Psalmen. — 25. Novbr.: Bezirksrabb. Dr. Loewenstein-Mosbach a. N.: Zur Geschichte der Juden in Regensburg. — 10. Dez.: Distriktsrabb. Dr. Goitein-Burgkunststadt: Fürstengunst und jüdische Wissenschaft. — 1903. 8. Jan.: Seminarlehrer Dr. M. L. Bamberger-Würzburg: Lichtstrahlen aus dem Ghetto. — 2. Febr.: Stadtrabb. Dr. L. Rosenthal-Köln: Don Abarbanel und seine Zeit. — 5. März: Dr. med. Wilhelm Hanauer-Frankfurt a. M.: Das Judentum und die medizinische Wissenschaft.

Znin.

Vorträge: Rechtsanwalt Baruch: Heine in Beziehung zum Judentum. — Salinger: Ein hebr. Gebet. — Frl. Recha Macholl: Moses Mendelssohn. — Rechtsanwalt Baruch: Jesus aus Nazaret geschichtlich beleuchtet. — Lehrer Spier-Labischin: Moses Maimon. — Lehrer Salinger: Ein tapferes Weib. — Albert Katz-Pankow: Der Talmud. — Lehrer Salinger: Rabbi Akiba.

Kleine Bibliothek, Bibliothekar: Lehrer A. Salinger.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Bankier Herz Berliner.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen. Sitz des Verbandes: Ostrowo. Vorsitzender: Oekonomierath Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Warburg, Lippstadt, Höxter, Rahden, Steinheim, Lage. Sitz des Verbandes: Brakel. Vorsitzender: J. Flechtheim.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Meiningen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Salzberger.

6. Fürstenthum Birkenfeld:

Hoppstädten a. d. Nahe, Oberstein a. d. Nahe, Bosen, Soetern i. Birk. Sitz des Verbandes: Hoppstädten a. d. Nahe. Vorsitzender: Dr. Lewit, Großherzoglicher Landrabbiner des Fürstenthums Birkenfeld.

7. **Oberschlesischer Verband.**
Oppeln, Neiße, Ratibor, Tarnowitz, Pleß, Myslowitz, Gr. Strehlitz. Sitz des Verbandes: Neiße.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschußes.

An die Herren Vorstände, bezw. Schriftführer der Vereine richten wir wiederholt die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Diejenigen Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn Oskar Berlin, Berlin W., Steglitzerstr. 66, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes

der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund, Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Braun-Breslau, Professor Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin W., Steglitzerstraße 66, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.





